Die Volkskunde

Raimund Friedrich Kaindl

DIE ERDKUNDE.

EINE DARSTELLUNG
IHRER WISSENSGEBIETE, IHRER HILFSWISSENSCHAFTEN UND DER METHODE IHRES UNTERRICHTES.

In Verbindung mit

Prof. Dr. **Ant. Becker** (Wien), Prof. **Jul. Beneš** (Wiener-Neustadt), a. o. Prof. Dr. **Cyr. Bodenstein** (Wien), Regierungsrat Direktor Dr. **E. Gelcich** (Triest), o. ö. Prof. Dr. **Wilh. Götz** (München), o. ö. Prof. Dr. **Siegm. Günther** (München), Vorstand I. Klasse im k. u. k. mil.-geogr. Institut **Vinz. Haardt v. Hartenthurn**, o. ö. Prof. Dr. **Heinr. Hartl** (Wien), a. ö. Prof. Dr. **R. F. Kaindl** (Czernowitz), o. ö. Prof. Dr. **A. Kirchhoff** (Halle a. d. S.), Prof. Dr. **H. Lanner** (Floridsdorf), o. ö. Prof. Dr. **Ferd. Löwl** (Czernowitz), Prof. Dr. **Jul. Mayer** (Freistadt), Dozent Dr. **Joh Willib. Nagl** (Wien), Prof. **Edm. Noppes** (Triest), Prof. Dr. **K. Preißler** (Graz), Direktor Dr. **Fr. Rimmer** (Wiener-Neustadt), Schulrat Prof. Dr. **Wilh. Schmidt** (Wien), Dozent Dr. **W. Schram**, Leiter des österr. Gradmessungsbureaus (Wien), Dr. **Heinr. Schurtz** (Bremen), o. ö. Prof. Dr. **Wilh. Trabert** (Innsbruck), Prof. **Arth. Vital** (Triest), Dr. **H. Walser** (Bern)

herausgegeben von

MAXIMILIAN KLAR,

Professor an der Landes-Real- und höheren Gewerbeschule in Wiener-Neustadt.

XVII. TEIL.

DIE VOLKSKUNDE.

Von Professor Dr. **Raimund Friedrich Kaindl.**

LEIPZIG UND WIEN
FRANZ DEUTICKE
1903.

DIE VOLKSKUNDE.

IHRE BEDEUTUNG, IHRE ZIELE UND IHRE METHODE

MIT BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG
IHRES VERHÄLTNISSES ZU DEN HISTORISCHEN WISSENSCHAFTEN.

EIN LEITFADEN
ZUR
EINFÜHRUNG IN DIE VOLKSFORSCHUNG
VON

DR. RAIMUND FRIEDRICH KAINDL,
O. Ö. PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT CZERNOWITZ.

MIT 59 ABBILDUNGEN.

LEIPZIG UND WIEN
FRANZ DEUTICKE
1903.

Verlags-Nr. 886.

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn.

Vorrede.

Der Menschheit wahres Studium ist der Mensch. Pope.

Die Volksseele muß wieder sieghaft werden in der Welt. Rosegger.

Alle wahren Volksfreunde empfinden immer dringlicher die Pflicht einer genauen Bekanntschaft mit den Zuständen und Anschauungen des gemeinen Mannes.
E. H. Meyer.

Die Volkskunde ist eine erst im Entstehen begriffene Wissenschaft. Ihre Bedeutung ist noch wenig anerkannt; oft begegnet man ihr sogar mit Mißachtung. Viel dazu hat einerseits die Unkenntnis ihres Wesens und ihrer Ziele, anderseits der dilettantische Betrieb der Volkskunde beigetragen.

Der Zweck dieser Schrift ist daher ein doppelter: sie soll zunächst das Interesse für die Volkskunde in weitere Kreise tragen, indem sie deren Wichtigkeit und ihr Ziel klarlegt; ferner soll sie, soweit dies im Rahmen eines Leitfadens und bei dem Stande der gegenwärtigen Kenntnisse möglich ist, die Methode der Volkskunde dartun. Bei meinen Darlegungen habe ich zunächst Lehrer als Leser vor Augen; doch hoffe ich, daß auch andere Gebildete das Buch zur Hand nehmen und nicht ohne Interesse lesen werden. Geschulte Volksforscher werden in demselben kaum Neues finden.

Als der Ruf an mich erging, diese Arbeit zu schreiben, war ich mir wohl bewußt, mit welchen Schwierigkeiten gegenwärtig die Abfassung eines solchen Leitfadens verbunden sei. Ich habe deshalb lange mit der Zusage gezögert, trotzdem ich seit mehr als fünfzehn Jahren mich eingehend mit volkskundlichen Arbeiten befaßte, der ganze Stoff mir ziemlich bekannt war und ich durch meine langjährige Mitarbeitschaft an verschiedenen volkskundlichen Zeitschriften Einblick in das Werden unserer Wissenschaft und ihrer Methode gewonnen hatte. Auch durfte ich mir sagen, daß ich auf dem Gebiete einer volkskundlichen Provinz eingehend mich als Sammler und Forscher beschäftigt hatte, was einsichtige Forscher als Grundbedingung für theoretische Arbeiten bezeichnen. Trotz all dem habe ich lange gezweifelt. Schließlich hat aber der Umstand den Ausschlag gegeben, daß ich als Lehrer im Sinne des Herausgebers dieser Sammlung von Handbüchern viele Jahre gewirkt habe, und es mir auch gelungen ist, vielfach Interesse für die Volkskunde wachzurufen. Dies muß vor allem auch den Blick auf mich gelenkt haben, wiewohl ich vom Sitze der Redaktion dieses Werkes weit entfernt wohne.

Nachdrücklich möchte ich folgendes bemerken. Ich bin in erster Linie Historiker; die Volkskunde habe ich mit Eifer nebenbei betrieben, weil ich zur Überzeugung gelangt bin, daß dieselbe eine wichtige Hilfswissenschaft der Geschichte ist oder werden könnte; sie steht in dieser Beziehung durchaus nicht hinter der Geographie. Die Spuren dieser Anschauung wird man meiner Darstellung eingeprägt finden.

Die wichtigsten Schriften, deren Kenntnis für den Volksforscher von Bedeutung ist, habe ich zum Beginn jedes Kapitels zusammengestellt. Außerdem sind aber zahlreiche Arbeiten im Text genannt. Ich habe mit Absicht, gegen meine sonstige Gewohnheit, sehr oft innerhalb der Darstellung selbst die Monographien und Zeitschriften angeführt, weil der Leser aus meinem Buche auch mit der Literatur vertraut werden soll. Diesem Zwecke entspricht aber der beobachtete Vorgang besser als bloßer Verweis in den Fußnoten.

Gerade da diese Blätter zum Druck gingen, brachten die Zeitungen Nachricht von einem neuen volkskundlichen Unternehmen großen Stils. Es wird eine reiche Sammlung der Volkslieder Österreichs geplant. Von höchster Bedeutung ist hierbei der Umstand, daß Unterrichtsminister Dr. Ritter v. Hartel dieses Unternehmen seiner nachdrücklichsten Förderung für würdig erachtete. Es ist dies eine Tatsache, die jeder Volksforscher mit wahrhafter Befriedigung zur Kenntnis nehmen muß. Der Erlaß, welchen der Herr Unterrichtsminister aus diesem Anlasse an alle Landeschefs gerichtet hat, muß auch hier seine Stelle finden, einerseits weil er ein Beweis ist, daß auch die höchste österreichische Unterrichtsbehörde vollständig den hohen Wert der Pflege der Volkskunde würdigt, anderseits weil dieses Unternehmen die weitgehendste Förderung verdient. Der Erlaß hat folgenden Wortlaut:

„Die Universaledition-Aktiengesellschaft in Wien, Maximilianstraße Nr. 11, beabsichtigt im Rahmen ihres mustergültigen Unternehmens eine Reihe von Bänden zu veröffentlichen, deren Gesamtheit „Das Volkslied in Österreich“ eine musikalisch nationale Sammlung in einzelnen Bänden darstellen soll, wie sie bisher in so vollständiger Weise noch nicht existiert.

Die Perlen des österreichischen Volksliedes sollen auf diese Weise nicht allein im Lande selbst, sondern der internationalen Betriebstätigkeit der „Universaledition“ entsprechend der gesamten musikalischen Welt zugänglich gemacht werden. Die Gesellschaft beabsichtigt, die Lieder sowohl mit dem Original-Nationaltext als auch in guter deutscher Übersetzung erscheinen zu lassen. Da dieses auf die Erhaltung der Volkslieder und deren weiteste Verbreitung gerichtete Unternehmen nicht nur ein patriotisches Werk darstellt, sondern auch der heimatlichen Kunst und dem österreichischen Volkscharakter ein unvergängliches Denkmal zu setzen bestimmt erscheint, halte ich dasselbe in jeder Beziehung für förderungswürdig.

Die Beschaffung des umfangreichen Materiales würde jedoch der Gesellschaft bedeutende Schwierigkeiten bereiten und könnte, wenn dies derselben allein überlassen bliebe, die Vollständigkeit der Sammlung leicht Schaden nehmen. Ich beabsichtige daher, die Gesellschaft hierin nach

Kräften zu unterstützen. Am zweckmäßigsten erscheint mir in dieser Beziehung, wenn die Mitwirkung der Schulbehörden, insbesondere auch des Lehrpersonales des Landes, weiters die einzelnen Musiklehranstalten (hierbei in erster Linie die staatlich subventionierten), endlich die einzelnen musikalischen Vereine und sonst als Sammler von Volksliedern bekannte Persönlichkeiten herangezogen würden.

Ich beehre mich daher, Eure Exzellenz zu ersuchen, von Obigem die Schulbehörden zu verständigen und deren Mitwirkung an dem Gelingen des Werkes zu veranlassen, sowie die übrigen hierbei in Betracht kommenden Faktoren auf das Unternehmen entsprechend aufmerksam zu machen und denselben die möglichste Mitwirkung ans Herz zu legen.

Als Material für das Werk wären zunächst die bereits in Druck erschienenen Ausgaben der betreffenden nationalen Volkslieder, weiters Manuskripte solcher Volkslieder und Abschriften derselben aus Sammlungen und musikalischen Archiven zu betrachten. Die aus der Beschaffung dieses Materiales sich ergebenden Kosten ist die genannte Gesellschaft bereit, aus Eigenem zu tragen, doch wird dort, wo es sich um die Bewilligung namhafterer Beträge handelt, vorher die hierortige Zustimmung einzuholen sein. Hinsichtlich der von Euer Exzellenz diesbezüglich eingeleiteten Maßnahmen sowie über das Resultat derselben sehe ich einem Berichte seinerzeit entgegen."

Diesen Erlaß dürfen die Volksforscher mit derselben Freude „zum guten Zeichen nehmen", mit der einst der gottbegeisterte Sänger den Kranichzug begrüßte. Und der Glaube an dieses Vorzeichen wird kein „Aberglaube" sein; die Volksforschung ist ihres neuen, schönen Erfolges gewiß. Aber auch mich freut dieser neue Fortschritt; denn ich habe oft unter sehr drückenden Verhältnissen mein Scherflein zur Entwicklung der neuen Wissenschaft beigetragen; um so mehr gereicht es mir zur Befriedigung, daß dieses Buch unter so günstigen Vorbedeutungen, wie es im Volksmund heißt, erscheint. Möge es dazu beitragen, die volkskundliche Forschung zu fördern und der lang verkannten Wissenschaft neue Freunde zu gewinnen.

Gern ergreife ich auch hier die Gelegenheit, der Anthropologischen Gesellschaft in Wien für die zahlreichen Förderungen meiner volkskundlichen Forschungsreisen zu danken; denn auf diesen habe ich manche Erfahrungen gesammelt, welche meiner folgenden Darstellung zugute kommen. Auch ist es mir eine angenehme Pflicht, meinem getreuen Freunde Dr. Eugen Horn in Wien den herzlichsten Dank für das Mitlesen der Korrektur und manche treffende Bemerkung zu sagen; diese Hilfe war mir um so willkommener, als der Druck zum großen Teile in eine trübe Zeit fiel, da meine liebe Frau und volkskundliche Mitarbeiterin Ludmilla an einer schweren Krankheit darniederlag.

Czernowitz in der Bukowina,
Christmonat 1902.

R. F. Kaindl.

Inhaltsübersicht.

ERSTES KAPITEL.

Die Völkerwissenschaft (Ethnologie), ihre Entwicklung und ihr Verhältnis zu den verwandten Disziplinen.

Die Volkskunde (Folklore) ist ein Zweig der Völkerwissenschaft (Ethnologie). Um ihr Wesen und ihren Zweck zu erkennen, müssen wir zunächst über die letztere einige orientierende Betrachtungen anstellen.

Die Ethnologie hat nach den Ausführungen ihres Begründers A. Bastian die Aufgabe, die Statik und Mechanik der Gedanken zu geben, welche seit jeher die Menschheit erfüllten und sie leiteten. Um dies zu erreichen, hat sie diese primitiven Elemente, diese Grundprinzipien der

---

Literatur. A. Bastian, Die Vorgeschichte der Ethnologie. Deutschlands Denkfreunden gewidmet für eine Mußestunde. Berlin 1881. — Derselbe, Der Völkergedanke im Aufbau einer Wissenschaft vom Menschen und seine Begründung auf ethnologische Sammlungen. Berlin 1881. — Derselbe, Allgemeine Grundzüge der Ethnologie. Prolegomena zur Begründung einer naturwissenschaftlichen Psychologie. Berlin 1884. — Derselbe, Wie das Volk denkt. Ein Beitrag zur Beantwortung sozialer Fragen auf Grundlage ethnischer Elementargedanken und der Lehre vom Menschen. Berlin 1892. — Derselbe, Der Menschheitsgedanke durch Raum und Zeit. Ein Beitrag zur Anthropologie und Ethnologie in der Lehre vom Menschen. I und II, Berlin 1901. — E. B. Tylor, Researches into the Early History of Manking and the Development of Civilisation. London 1865. — Derselbe, Anthropology and introduction to the study of man and civilisation. London 1881; in deutscher Übersetzung von G. Siebert als „Einleitung in das Studium der Anthropologie und Zivilisation“, Braunschweig 1883. — Th. Achelis, Die Entwicklung der modernen Ethnologie. Berlin 1889. — Derselbe, Moderne Völkerkunde, deren Entwicklung und Aufgaben. Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft gemeinverständlich dargestellt. Stuttgart 1896. — R. Martin, Anthropologie als Wissenschaft und Lehrfach. Eine akademische Antrittsrede. Jena 1901. — H. Schurtz, Katechismus der Völkerkunde. Mit 67 Abbildungen. Leipzig 1893. — Th. Waitz, Anthropologie der Naturvölker. Leipzig 1859 ff. — Fr. Ratzel, Völkerkunde. Leipzig 1885. — M. Lazarus und H. Steinthal, Einleitende Gedanken über Völkerpsychologie. Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, I (1860), S. 1 ff. — W. Wundt, Über Ziele und Wege der Völkerpsychologie (Philosophische Studien, Bd. IV, 1888). — Zahlreiche andere Schriften werden im Text erwähnt; andere werden mit Hinweis auf Achelis, Moderne Völkerkunde, und M. Winternitz, Völkerkunde, Volkskunde und Philologie (Globus, Bd. LXXVIII [1900], Nr. 22 und 23), wo man sie verzeichnet und ihren Inhalt gekennzeichnet findet, hier übergangen.

Gedankenbildung aufzudecken, zu sichten und in ihren mannigfaltigen, gesetzmäßigen Bewegungen und Verhältnissen zu erforschen. So sollen die Gesetze festgestellt werden, welche die Schicksale des Menschengeschlechtes leiten, insofern man nicht ein blindes Ungefähr annehmen will oder dem individuellen Einflusse Einzelner die weltbewegenden Motive zuschreiben möchte: in diesen Gesetzen liegt also der Schwerpunkt der Geschichte der Menschheit. Die Ethnologie soll die Bildungsgesetze der Menschheit ergründen; sie soll als Wissenschaft vom Menschen „das geistige Leben der Menschheit uns vorführen, jene Geisteswelt, die als Produkt psychischer Schöpfung über der irdischen schwebt". So wird die Ethnologie „Bewußtwerden und Bewußtsein der Menschheit über sich selbst". Die Ethnologie hat also nicht die Gedanken des Einzelnen darzustellen, sondern den Völkergedanken. Der Mensch kommt in der Ethnologie überhaupt nicht als Individuum, Einzelwesen (Anthropos) in Betracht, sondern als gesellschaftliches Wesen (Zoon politikon), das den Gesellschaftszustand als notwendige Vorbedingung seiner Existenz und Entwicklung fordert. Nicht was der Mensch für gut, wahr, schön halten würde, wenn er allein dastünde oder wenn es nach seinem Gedanken und Willen ginge, interessiert den Ethnologen, sondern was der Völkergedanke sich zu eigen macht. Dieser ist das Wichtige, Maßgebende: ihn aus der Masse der Einzelgedanken und Erscheinungen zu gewinnen, das ist die Hauptaufgabe der Ethnologie. Sie ist keine leichte. Wir werden zunächst die Naturvölker und die weniger kultivierten zu studieren haben, weil bei diesen noch sich mitunter mit einem Blick erkennen läßt, was bei den Kulturvölkern schon in unendlichen Entfernungen auseinanderliegt, zeitlich und räumlich so sehr zerstreut ist, daß Verirrung und Verwirrung leichter möglich ist. Sobald es uns aber gelungen sein wird, unter den einfacheren Umständen den Gang der Entwicklung zu durchschauen, werden wir gewissermaßen einen Schlüssel gewonnen haben, um mit seiner Hilfe auch kompliziertere Gestaltungen höherer Gebilde aufzuschließen. Denn das kann schon jetzt gesagt werden, daß — wie Bastian so schön bemerkt — von allen Seiten, aus allen Kontinenten uns unter gleichartigen Bedingungen ein gleichartiger Menschengedanke entgegentritt, mit eiserner Notwendigkeit, wie die Pflanze je nach den Phasen des Wachstums Zellengänge und Milchgefäße bildet, Blätter hervortreibt, Knospen ansetzt, Blüten entfaltet. Allenfalls ist unter klimatischen und lokalen Variationen anders die Tanne des Nordens, anders die Palme der Tropen, aber in beiden schafft ein gleiches Wachstumsgesetz, das sich für das pflanzliche Ganze auf wissenschaftliche Normen zurückführen läßt. Und so finden wir den Griechen unter seinem heiteren Himmel von einer anderen Götterwelt geistiger Schöpfungen umgeben, als den Skandinavier an nebliger Küste; anders ist die Mythologie der Inder in ihren wunderbaren Gestaltungen des Urwalds und ebenso anders über weite Meeresflächen treibend die des Polynesiers. Überall aber, wenn wir der Ablenkung durch die auf der Oberfläche schillernde Lokalfärbung widerstehen, gelangen wir bei schärferem Vordringen und Forschen zu gleichartigen Grundvorstellungen. Diese haben wir also samt ihren Entwicklungsgesetzen festzustellen. Wird uns dies mit völliger Gewißheit und Klarheit gelingen, so würden wir dadurch in den Stand gesetzt, den sozialen

Organismus in naturgemäß normaler Weise zu überwachen und ihn vor krankhaften Abweichungen bewahren können.

Sehr treffend hat sich über die gemeinsamen ursprünglichen Anschauungen der Menschheit bereits im Jahre 1878 der als Herausgeber des „Globus“ rühmlichst bekannte Richard Andree ausgesprochen. In der Einleitung zum ersten Teile seiner „Ethnographischen Parallelen und Vergleiche“ bemerkt er: „Wie die zahlreichen Belege in diesen Blättern beweisen, sind Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten in den Anschauungen und Gebräuchen räumlich weit voneinander getrennter und ethnisch verschiedener Völker häufig so schlagend, daß man auf den ersten Blick an eine gemeinsame Abkunft oder Entlehnung solcher Vorstellungen und Sitten denken möchte. Es wird uns oft schwer zu glauben, daß ein Gebrauch, ein Aberglaube, ein Mythus, der in allen Erdteilen identisch oder fast identisch auftritt, nicht der gleichen Wurzel entstammen und von einem Punkte aus zu allen damit bekannten Völkern gewandert sein solle. Je weiter und eingehender wir aber eine solche gleichartige Sitte oder Anschauung über die Erde zu verfolgen unternehmen, desto häufiger zeigt sich uns das unabhängige Entstehen derselben und wir gelangen zu dem Schlusse, daß zur Erläuterung derartiger Übereinstimmungen, bei denen Entlehnung ausgeschlossen ist, auf die psychologischen Anlagen des Menschen zurückgegangen werden müsse. Wie nicht geleugnet werden kann, daß allenthalben die körperlichen Eigenschaften und Tätigkeiten der Menschen die gleichen sind, daß sie in der gleichen Weise sehen, hören, schlafen, essen, so finden wir auch, daß ihre geistigen Funktionen überall in ihren wesentlichen Zügen dieselben sind, dieselben Grundformen zeigen, allerdings nach Rasse und natürlicher Umgebung variierend, aber dennoch trotz untergeordneter Abweichungen von demselben ursprünglichen Werte und Gehalt. Auch der Fortschritt in der Entwicklung des menschlichen Geistes erscheint uns in den verschiedenen Zeiten als ein nach gleichen Grundsätzen erfolgender. Die menschliche Natur zeigt sich allenthalben als dieselbe, und Menschen wie Völker besitzen, wenn sie auf derselben gleichwertigen Entwicklungsstufe angelangt sind, unabhängig voneinander dieselben Ideen und technischen Fertigkeiten. Überall erscheint uns der zubehauene Feuerstein als die ursprüngliche Waffe oder das erste Gerät; die Anfänge der Töpferei, das Formen des plastischen Tons zu Urnen und Kochgeschirren sind allenthalben gleich; der Tumulus hat in Europa dieselbe Form wie in Nordamerika; der südamerikanische Sambaqui, der Muschelhaufen auf den Andamanen, die dänischen Kjökenmöddinger zeigen kaum Verschiedenheit; die Menhirs und Dolmen, welche indische Naturvölker noch jetzt errichten, weichen nicht ab von jenen, die in unserem Erdteil als Zeugen längst dahingegangener Geschlechter übrig blieben.... Es ist daher, wo wir solche Übereinstimmung finden, von vornherein zunächst an eine unabhängige Entstehung derselben zu glauben. Wenn der menschliche Geist überall derselbe und die gleichen Anlagen überall vorhanden sind, so folgt daraus, daß analoge Ideen, übereinstimmende Sitten und Gebräuche, gleichviel in welcher Gegend der Mensch auch lebt, von ihm erzeugt werden, daß eine Sitte, eine abergläubische Meinung der Eskimos in ihrer Wesentlichkeit dieselben sein können, wie die entsprechenden eines innerafrika-

nischen Negers, während die polare Umgebung des Einen, die tropische des Andern nur in untergeordnetem Maße ändernd und örtlich färbend einzuwirken vermögen."

Ähnlich hat sich Ratzel in seiner Völkerkunde geäußert: „Und wenn man auch nicht genug betonen kann, daß ein Volk aus Individuen besteht, die bei allen seinen Betätigungen die Grundelemente sind und bleiben, so reicht doch die Übereinstimmung dieser Individuen in der Anlage so weit, daß die von einem Menschen ausgehenden Gedanken ihres Widerhalls in anderen sicher sind, wenn sie bis zu ihnen ihren Weg finden können, sowie derselbe Same auf gleichem Boden gleiche Früchte trägt. An diesem Wegfinden liegt aber außerordentlich viel. Elementare Ideen haben eine unwiderstehliche Expansionskraft, und es ist gar nicht einzusehen, warum diese Halt machen sollten vor der Hütte eines Kaffern oder dem Herdfeuer eines Botokuden... Denn je weiter der forschende Blick in die Tiefen der vorgeschichtlichen und der außergeschichtlichen Völker dringt, umsomehr wird er in allen Kulturkreisen und auf allen Kulturstufen wesentlich derselben einzigen Kultur begegnen, die sich vor langer Zeit, als die Bedingungen zur Entwicklung zahlreicher besonderer Kulturen noch nicht gegeben waren, von Volk zu Volk über die Erde hin mitteilte; er wird sie in engem Zusammenhange erblicken mit der Menschheit von heute, die all ihr Neues und Großes nur aus jener gemeinsamen Grundlage herausgeschaffen hat, von der sich auch noch manches Stück unverändert in ihrem Besitze befindet."

Schließlich möge hier noch eine Stelle aus der Abhandlung von Hermann Post, „Ursprung des Rechts" (1876), angeführt werden, weil sie von einer besonderen Seite den Wert dieser Forschungen beleuchtet. Indem Post von der strengen Gesetzmäßigkeit aller Entwicklung ausgeht, kommt er zu dem Schlusse, daß es daher möglich sei, „die Geschichte jedes einzelnen Gattungsorganismus, von welcher uns die Tradition nur einzelne Phasen, vielleicht nur einzelne verflogene Notizen aufbewahrt hat, in den wesentlichsten Grundzügen zu rekonstruieren. Es ist auch möglich, mit Sicherheit vorauszusagen, wie sich die innere Entwicklung einer auf einer tiefen Stufe stehenden Völkerschaft im wesentlichen in Zukunft gestalten muß. Es sind daher Untersuchungen über die primitiven Zustände des Staats- und Rechtslebens bei den niedrigsten Naturvölkern von der höchsten Wichtigkeit für unsere eigenen. Bei der Allgemeinheit der die primitive Entwicklung beherrschenden Gesetze geben sie uns vollständige Aufklärung über die Anfänge des Staates und Rechtes bei den heutigen Kulturvölkern und enthüllen uns Zeiten, über welche eine historische Tradition gar nicht mehr existiert, sondern von welcher sich nur einzelne Überbleibsel in Sagen und Sitten erhalten haben, die nur durch die Vergleichung mit Zuständen von Völkerschaften, welche die primitivsten Phasen noch nicht überschritten haben, verständlich werden. So liefert jede Nachricht über jede Völkerschaft der Erde zugleich ein Material für die Beurteilung der Geschichte jeder anderen Völkerschaft der Erde. Alles beginnt sich gegenseitig zu stützen und die sich ergebenden allgemeinen Entwicklungsgesetze gehen in ein solches Detail, daß leichtlich selbst die Richtigkeit einer historischen Tradition durch sie kontrolliert werden kann."

Das Angeführte wird genügen, um das Wesen und die hohen Ziele der Ethnologie zu kennzeichnen. Es geht daraus deutlich hervor, daß dieselbe die wahre Philosophie der Zukunft ist.

Es ist hier nicht der Ort, ausführlich auf das Verhältnis der Ethnologie zur Philosophie einzugehen; aber einige Bemerkungen müssen doch auch hier gemacht werden, um unseren Standpunkt klarzumachen: sie sollen aber durchaus nicht als eine Kriegserklärung des in jugendlichem Übermut mit seinem kaum umgürteten Säbel rasselnden Ethnologen aufgefaßt werden.

Es ist hier nicht nötig, auf die unzähligen bisher geschaffenen philosophischen Systeme besonders hinzuweisen. Sie alle haben gerungen und gestrebt, die Wahrheit zu erforschen, haben mehr oder weniger die Mitwelt und die Nachwelt beeinflußt; von den meisten gilt aber wohl jener bekannte Ausspruch Lessings über Klopstock, daß er mehr gelobt als gelesen würde. Und wie sollte es auch anders sein! Jeder von ihren Schöpfern maßte sich an, uns die ewige Wahrheit zu bieten und sie widersprachen einander; der eine wollte die Materie, der andere die Idee zum Grundprinzip aller Dinge machen, aus dem alles erläutert und gefolgert werden sollte. Übertriebener Materialismus neben unfaßbarem Idealismus; schroffster Pessimismus neben ungemessenem Optimismus und Lebensgenuß. So jagten einander diese Systeme; oft entstand eines neben dem anderen; im Übermaß ihrer Gegensätze trugen sie das Zeichen ihres Unterganges; sie rangen miteinander, unbestritten hat keines den Kampfplatz behauptet. Sie haben sich im Kampfe ums Dasein nicht bewährt: denn das ist eine unumstößliche Wahrheit, daß im Kampfe ums Dasein nur das Beste, das ewig Wahre und Gute den Sieg davonträgt; mag es auch eine Zeitlang von Irrtum und Lüge überwuchert werden: es kommt doch immer wieder an den Tag. Von den bisherigen philosophischen Systemen hat keines diese Probe bestanden; daher haben sie auch fast ausschließlich keine praktische Bedeutung mehr und gehören in das Museum der Geschichte der Philosophie. Goldkörner, die sie enthalten haben, sind gewiß nicht völlig verloren gegangen, sondern sind ins geistige Eigentum der Menschheit übergegangen.

Warum, fragen wir nun, haben diese zahlreichen Versuche keine besseren Resultate erzielt? Die Antwort liegt in der Art und Weise, wie man früher alle Wissenschaften betrieben hat, und diese wieder ist erklärlich aus den allgemeinen Zeitverhältnissen. Wie klein war der Gesichtskreis jener Männer! Wie wenig verstand man sich auf das Beobachten und Sammeln der Erscheinungen, die allein das Richtige erschließen konnten. Welche dürftigen Mittel standen hierzu zur Verfügung. Bis in die neuere Zeit hinein war der Gelehrte und Denker auf sich selbst angewiesen; die Summe der ihm durch Beobachtung zugänglichen Tatsachen war verschwindend gering: und so war er gezwungen, aus sich selbst heraus grübelnd und kombinierend die Wahrheit zu suchen. Welch gewaltige Sprünge sind da gemacht worden, um aus einzelnen Erscheinungen andere abzuleiten und zu erklären, weil es an Mitteln oder an Verständnis gebrach, weiteres Beobachtungsmaterial herbeizuziehen. So war im Laufe des Mittelalters die Wissenschaft zu einer öden, unfruchtbaren geworden. Willkür und Phantasie, einseitige Auffassung, unkontrollierbare Vermutungen, gewagte Äußerungen wurden für Wahrheit ge-

boten. Spitzfindigkeit trat an die Stelle wahren Wissens: das war die Zeit, wo Doktordissertationen darüber geschrieben wurden, ob Neros Undank gegen seinen Lehrer Seneca oder gegen seine Mutter größer war; oder ob es besser wäre, nach dem Speisen ein Weilchen zu schlafen oder sich an Geschautem oder Gehörtem zu ergötzen. Nicht auf die Wahrheit kam es hierbei an, sondern auf die Schärfe und Gewandtheit, seine Behauptungen zu verteidigen. Und was jemand durch jahrelanges Brüten gefunden hatte und für wahr erachtete, das wollte er allen als Wahrheit aufdrängen und unduldsam stand er der Forschung anderer gegenüber: eine neue Beobachtung, ein kleiner Fortschritt konnte ihn um die Früchte seines mühevollen Grübelns bringen, dessen Ergebnisse für wahr zu halten er sich kaum selbst überzeugt hatte. So stand im Mittelpunkte der Forschung stets das eigene Ich; mit dem eigenen engen Maßstab wollte man die unendliche Welt in ihrer bewunderungsvollen Majestät messen. Unumschränkte Willkürherrschaft machte sich in allen Kreisen breit: „Ich denke, also bin ich" machte einer der modernen Philosophen zum Prinzip; „Ich bin der Staat" ist der höchste Grundsatz Ludwigs XIV., des Sonnenkönigs. Überall das eigene Ich, Willkür, Absolutismus! Und selbst jene, welche gegen diesen kämpften, sie verfallen in dieselben Fehler: sie bemühen sich ihre aus sich selbst geschöpften und nach ihrem Gutdünken für richtig befundenen Ideen als die allein richtigen und maßgebenden hinzustellen. Ist dieses Vorgehen schon bei dem edelsten und maßvollsten Gemüte, dem tiefsten Denken und redlichsten Streben nach Wahrheit gefährlich, so treibt es geradezu bei etwas einseitigen ungesunden Anlagen oder in durch allerlei Umstände beeinflußten und nach Aufsehen strebenden Köpfen die sonderbarsten Blasen. Es ist so wie Bastian in seiner „Vorgeschichte der Ethnologie", S. 83, bemerkt: „Die Systeme der Philosophie beginnen ziemlich durchgängig mit dem Gedanken des Einzelnen, und haben deshalb Mühe, aus Fetzen, die ihnen ohne selbst zu wissen wie? unter die Hände gekommen sind, ein Lappenflickwerk herzustellen."

Das also sind die Gründe, warum die Philosophie der Vergangenheit und zum größten Teile auch die der Gegenwart Irrwege gegangen ist. Den richtigen Pfad haben bereits andere Wissenschaften eingeschlagen, und diesen Weg der Induktion wird auch die Philosophie gehen müssen. Heute fällt es keinem Naturforscher mehr ein, ohne genügende Beobachtungen aus sich selbst heraus durch Spekulation und Kombination Erklärungen der Naturereignisse zu konstruieren; vielmehr sammelt er eine Fülle von Beobachtungen, die ihm die gesuchte Wahrheit kundtun. Vorüber ist die Zeit, in welcher das Zerstückeln eines menschlichen Körpers für wissenschaftliche Zwecke für eine Sünde erachtet wurde, und daher die Medizin zu gutem Teile ein Hirngespinnst war, das der realen Grundlage entbehrte. Der Historiker erforscht zur Feststellung der geschichtlichen Wahrheit eine Fülle von Quellen und Archiven; ebenso verfährt jeder andere nach modernen Grundsätzen vorgehende Gelehrte. Keinem von ihnen fällt es mehr ein, durch bloßes Grübeln ohne die nötigen Beobachtungen und das erforderliche Material die Wahrheit finden zu wollen. So muß auch der Philosoph der Zukunft andere Bahnen einschlagen. Er muß es tun, wie der moderne Naturforscher: er muß eine Masse von Beobachtungen und Material sammeln, die ihm Ver-

gangenheit und Mitwelt darbieten, und aus diesen die Wahrheit suchen, die in der Zukunft uns voranleuchten soll.

Daraus wird sich zunächst ein zweifacher Erfolg ergeben:

Erstens wird der Philosoph den Irrtümern entgehen, die in seiner einseitig veranlagten und ausgebildeten Persönlichkeit liegen. Er wird so den Fehlern vorbeugen, in welche jeder Absolutismus, jede Willkürherrschaft verfallen muß. Er wird nicht das lehren, was in seinem Kopfe sich als das richtige spiegelt, sondern was Tausende von Jahren und Millionen von Menschen als richtig und wahr oder falsch und irrig erkannt haben. Nicht die Einsicht, wie sich die Welt in einem Kopfe malt, und mag er der geistreichste sein, auch nicht die Erkenntnis aller einzelnen dieser Systeme kann der wahre Höhepunkt aller Weisheit sein. Die Kultur eines Volkes lerne ich nicht daraus kennen, daß ich einzelne Raritäten aus derselben in einem Kabinette vereinige; ich muß vielmehr bestrebt sein, das zu erforschen, was gemeinsam, typisch ist, was alle Köpfe lenkt und leitet. Den „Gesellschaftsgedanken“ auf induktivem Wege durch Vergleich alles vorhandenen Materials zu erforschen, aus ihm heraus die geheimsten Triebfedern zu entdecken, das ist ein lohnenderes Unternehmen, als dies durch Spekulation vom Standpunkt der Gedanken des Einzelnen zu unternehmen. Und dies ist der Zweck und das Ziel der Ethnologie oder Völkerwissenschaft.

Anderseits wird diese Philosophie auch auf die Ergründung dessen verzichten müssen, was außerhalb aller Erkenntnis liegt; sie wird, wie man sich philosophisch ausdrückt, alles Transszendentale außer acht lassen. Denn da sie nur aus Beobachtungen ihre Schlüsse zu ziehen haben wird, kann sie zunächst nicht über Dinge Aufklärung bieten wollen, die außerhalb aller Beobachtung liegen. Sie wird also durchaus nicht z. B. in den Begriff der Unsterblichkeit eindringen wollen, sondern diesen dem Glauben zuweisen. So wird viel vergebene und erfolglose Mühe, auch mancher unnötige Streit unterbleiben, dafür aber umsomehr fruchtbare Arbeit geleistet werden. Denn die Philosophie der Zukunft wird eine wahrhaft nützliche und praktische Wissenschaft sein: sie soll eine wahre Führerin des Menschen und der Völker werden.

Kein anderer als Altmeister Bastian hat es verstanden, die Notwendigkeit und den hohen Wert der Ethnologie mit so flammender Begeisterung zu verkünden. Noch ist der Befähigtere, der das Predigen besser verstünde, nicht erstanden, den Bastian am Schlusse seiner „Vorgeschichte“ ersehnt. Hier möge nur noch angeführt werden, was er darüber am Geographentage in Berlin bemerkt hat („Der Völkergedanke“, S. 181 f.): Wir haben — führt Bastian aus — gar manches hinzugelernt im Laufe der Jahrtausende; aber die großen Geheimnisse des Daseins, die Rätselfragen eigener Existenz, sie stehen vor uns mit denselben Wunderfragen, wie sie unseren Vorvätern schon am frühesten Schöpfungsmorgen vorlagen. So viel im Einzelnen wir erlernt haben, der Kern des Geheimnisses bleibt unberührt, die Lösung so fern wie immer. Und alle Wege, welche eingeschlagen wurden, philosophische Meditation, forschende Zersetzung der Materie, mystische Versenkung, schwärmerische Hingabe und fanatische Verzweiflung, alle, alle haben sich bisher mehr oder weniger als Irrwege erwiesen. Im Kampfe

mit der Materie haben wir zwar manchen glänzenden Sieg errungen, aber auf geistigem Gebiete sind wir getäuscht stets wieder auf den Fleck geführt worden, von dem wir ausgegangen sind. Nur ein Versuch ist übrig geblieben, er ist der letzte und zugleich der nächstliegende: der Versuch nämlich, uns an die Menschen selbst zu wenden, sie die Antwort abzufragen. Und wer sonst in der Natur könnte besser und berechtigter den Menschen darüber aufklären, was ihm am nächsten liegt?

Die Völkerwissenschaft ist der Höhepunkt alles menschlichen Wissens, nicht nur deshalb, weil sie das vollkommenste aller Geschöpfe zu erforschen hat, sondern weil ihr auch die Lösung der umfassendsten und schwierigsten Aufgaben obliegt. Galt schon den alten Indern und Griechen das „Erkenne dich selbst“ als das schwierigste aller Probleme, um wieviel mehr muß dies vom Erkennen der ganzen Menschheit gelten in ihrem körperlichen und geistigen Sein, in allen ihren physischen und psychischen Beziehungen! Um diese Aufgabe lösen zu können, ist das Aufgebot aller menschlichen Geisteskräfte nötig; ein ganzer Stab von Wissenschaften mußte erst geschaffen werden, um dieses höchste Wissen anstreben zu können. Daraus erklärt es sich, warum die Ethnologie, wie man mit dem berühmten Berliner Gelehrten Bastian die Völkerwissenschaft gewöhnlich nennt, kaum erst vor einigen Jahrzehnten entstanden ist. Die Jugend der Ethnologie — führt Bastian im Jahre 1880 aus — dieser jüngst geborenen oder, wenn man will, kaum erst in embryonaler Entwicklung befindlichen Wissenschaft ergibt sich von selbst aus der ihr gestellten Aufgabe. Die Ethnologie bezeichnet sich in ihrer Etymologie als die Lehre von den Völkern auf der Erde. Die Möglichkeit für ihre Entwicklung beginnt erst mit dem Zeitalter der Entdeckungen, denn erst diese haben eine Übersicht der Völker eingeleitet und damit das Sammeln des nötigen Materials angebahnt. Von der Möglichkeit war aber noch ein weiter Weg bis zur Verwirklichung zu wandern, bis zur Urbarmachung des Bodens, auf welchem jetzt versucht wird, die ersten Keime anzupflanzen. Sprachwissenschaft und Geschichte, Kulturgeschichte und Altertumskunde, Theologie und Philosophie, Rechts- und Staatswissenschaft, Geographie und Statistik, vor allem aber die Anthropologie samt der Anatomie und Ethnographie, die Völkerpsychologie und die Volkskunde sind die Strebepfeiler, über denen die Ethnologie als krönendes Gewölbe sich aufbaut. Kein Wunder, daß mit dessen Bau kaum begonnen wurde, sein Abschluß noch nicht abzusehen ist. Zunächst mußten die verschiedenen Wissenschaften erstarkt sein und einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht haben, es mußte vor allem der Weg der Induktion, des Fortschreitens vom bestimmt Gegebenen zum Fernerliegenden, Allgemeinen gefunden und anerkannt sein, bevor die Völkerwissenschaft entkeimen konnte.

Die Ethnologie kann fast keine der menschlichen Wissenschaften entbehren. Dies ist leicht begreiflich, da sie alle Seiten des menschlichen Daseins in ihr Betrachtungsgebiet ziehen muß. Es ist kaum nötig, näher darauf einzugehen; auf manche Beziehung werden wir bei späterer Gelegenheit zurückkommen. Die Ethnologie wird keiner ihrer älteren Schwestern feindlich gegenübertreten, sondern durch sie gestützt mit ihnen rüstig vorwärts schreiten. Wenn mitunter einer ihrer Jünger anderer Meinung ist,

wenn insbesondere gegen die Philologie und ihren Wert von einzelnen Ethnologen unberechtigte Anwürfe erfolgen, dann muß man ihnen die Worte Bastians entgegenhalten: „Die Ethnologie gehört jener Zeitströmung an, die von der rein philosophisch-logischen Bildung einer realistischen Unterrichtsform zustrebt. Dabei darf aber nicht, wie es manchmal in vielleicht wohlgemeintem Eifer geschieht, des Klassischen hohe Bedeutung irgendwie geschmälert werden, und am wenigsten würde dies der Ethnologie anstehen, die so oft Gelegenheit hat, zu eigener Kontrolle ihrer allzu jungen und daher noch unstäten Prinzipien auf die sorgsamen Detailarbeiten klassischer Literatur zurückzukommen.“ Anderseits wird gewiß die Ethnologie den meisten verwandten Wissenschaften manches Wertvolle bieten. Mit Recht bemerkt Friedrich Ratzel, der Schöpfer der Anthropogeographie, folgendes: „Es gibt überhaupt keine Wissenschaft, die nur Hilfswissenschaft wäre, ebenso wie anderseits jede Wissenschaft unter Umständen zu einer anderen in das Verhältnis einer Hilfswissenschaft zu treten vermag. Eine Wissenschaft muß immer erst selbständig sein, ehe sie einer anderen Hilfe bieten kann.“

Schon hier muß übrigens auch bemerkt werden, daß gerade für unsere Wissenschaft in allen ihren Zweigen mehr als für andere Disziplinen sich die Grenzen nicht scharf ziehen lassen. So kommt es, daß die Ethnologie geradezu mit der Anthropologie, der Ethnographie, der Kulturgeschichte, der Völkerpsychologie und nicht zuletzt mit der Volkskunde auch als identisch aufgefaßt werden kann. Jede der genannten Wissenschaften ist mehr oder weniger einer Auffassung und eines Betriebes fähig, der sie zur Völkerwissenschaft gestaltet. Jede von ihnen kann durch möglichst weite Ausdehnung ihres Forschungsgebietes über die Völker des Erdballs oder durch tiefes Eindringen in die zu lösenden Probleme sich dem erstrebten Ziele nähern. Da die Ethnologie selbst dieses Ziel noch längst nicht erreicht hat, so sind die vielen Abweichungen und Zweifel, welche sich in der Namengebung unserer Wissenschaft und ihrer Zweige finden, leicht erklärlich. Näher darauf einzugehen, ist umsoweniger notwendig, als M. Winternitz in seinem lehrreichen Aufsatze „Völkerkunde, Volkskunde und Philologie“, der Ende des Jahres 1900 im „Globus“, Bd. 78, Nr. 22 f., erschienen ist, alles Nähere darüber ausgeführt hat.

Wenn nun aber auch die Ethnologie zu den meisten Wissenschaften in Beziehung steht, in allen wertvolle Bundesgenossen erblickt, so ist sie doch vor allem auf die Anthropologie oder Völkerkunde, die Völkerpsychologie und die Volkskunde angewiesen. Ohne die erstere würde ihr jede Grundlage fehlen, ohne die letztere das Baumaterial, ohne die Psychologie der belebende, alles leitende und erleuchtende Gedanke.

Die Anthropologie oder Völkerkunde ist geradezu die notwendige Grundlage der Ethnologie oder Völkerwissenschaft. Sie hat ja die Aufgabe, eine Übersicht über die Völker der Erde, ihre natürliche Beschaffenheit, ihre Verbreitung und Berührung zu bieten. Sie betrachtet vor allem, gestützt auf die Anatomie und Geographie, die physische Beschaffenheit des Menschen und seine Beziehung zur Erde. Aus dieser Aufgabe der Anthropologie ergibt sich von selbst die Berechtigung, sie als jene Wissenschaft zu betrachten, ohne welche die Ethnologie nicht ins Leben treten konnte. So kommt es,

daß die Anthropologie geradezu in ihrem weitesten Sinne mit der Ethnologie als identisch aufgefaßt, ja ihr sogar übergeordnet wird. Man kann eben die Anthropologie nicht nur als Lehre von der physischen Natur des Menschen auffassen, sondern auch die Psyche zu ihrem Gegenstande machen. Wie wir sehen werden, ist dies keine neue Auffassung. In diesem Buche wird Anthropologie stets nur im engeren Sinne als Kunde von den Völkern und ihren natürlichen körperlichen Eigenschaften aufgefaßt und mit Völkerkunde als identisch betrachtet. Wir werden darauf nochmals im nächsten Kapitel zurückkommen.

Aber auch in unserem engen Sinne ist die Anthropologie die Grundlage der Ethnologie, und wenn wir die Entwicklung letzterer verstehen wollen, müssen wir die Geschichte der ersteren verfolgen.

Die Anthropologie konnte erst seit dem Zeitalter der Entdeckungen ihre Entwicklung nehmen. Es ist bemerkenswert, daß ihr Name als Bezeichnung für einen eigenen Wissenszweig im Jahre 1501 zunächst auftaucht. In diesem Jahre erschien in Leipzig die „Anthropologia de natura hominis“, welche den Dr. theol. et med. Magnus Hund zum Verfasser hat.

Da der Mensch aus „Leib und Seele“ besteht, so lag es schon seit jeher nahe, daß die Betrachtungen über ihn doppelter Art sind. So brachte schon das Ende des XVI. Jahrhunderts ein Werk, daß diese beiden Seiten berücksichtigt. Im Jahre 1594 erschien im Hannover eine vom Pfarrer Otto Casmann verfaßte „Psychologia anthropologica sive animae humanae doctrina“, der im Jahre 1596 die „Fabrica humani corporis“ folgte, also eine Anatomie.

Hier tritt uns also schon jene doppelte Auffassung der Anthropologie entgegen, welche — wie oben angedeutet wurde — wenn auch mit Schwankungen sich bis zur Gegenwart erhalten hat. Bald ist hierbei mehr auf die Physis, bald mehr auf die Psyche Gewicht gelegt worden. „Im allgemeinen läßt sich sagen, bemerkt Bastian, daß am Ende des XVIII. und am Anfang des XIX. Jahrhunderts unter Anthropologie derjenige Teil der Philosophie verstanden wurde, der die Berührungspunkte des Körperlichen und Geistigen im individuellen Menschen behandelt, und so einerseits in das Leibliche, anderseits in das Seelische übergriff, wozu noch manches andere kam, worüber man entweder überhaupt nichts weiß oder worüber doch auf wissenschaftliche Weise nichts zu sagen ist.“

Die Grundsätze der Anthropologie waren eben noch verworren und unklar; nur allzulange war sie bezüglich der in Betracht gezogenen Menschentypen beschränkt geblieben und ebenso hat sie sich begnügt, nur die Seelenvorgänge der menschlichen Einzelwesen zu betrachten. Es war dies das Erbe aus einer Zeit, die aus Mangel an Material genötigt war, durch oft unfruchtbare Spekulationen und Deduktionen aus alten Elementen Neues zu schaffen.

Aber schon im XVIII. Jahrhundert machte sich ein höherer Standpunkt geltend. Es genügt hier zu erinnern, daß im Jahre 1776, dann 1781 und 1795 Blumbachs Werk über die natürlichen Verschiedenheiten des Menschengeschlechtes erschienen ist, das die erste gesicherte Grundlage der physischen Anthropologie wurde. In das XVIII. Jahrhundert fällt aber auch der Beginn

der zweiten Entdeckungsperiode. Vor allem ist hier an die Entdeckungen Cooks in der Südsee hinzuweisen (1769—1779), die unseren anthropologischen Gesichtskreis so bedeutend erweitert haben. Von den anderen Reisenden nennen wir J. R. Forster, der in seinen im Jahre 1783 erschienenen „Bemerkungen über Gegenstände der physischen Erdbeschreibung, Naturgeschichte und sittlichen Philosophie auf seiner Reise um die Welt gesammelt" mancherlei Betrachtungen anstellt, die in unsere Wissenschaft fallen. Von den Reisenden des XIX. Jahrhunderts sei hier nur noch Alexander von Humboldt genannt. Dieser bemerkt, von den mäandrischen Verzierungen auf den Urnen der südamerikanischen Indianer, der Griechen und Römer sprechend, folgendes: „Die Ursachen dieser Ähnlichkeiten beruhen mehr auf psychischen Gründen, auf der inneren Natur unserer Geistesanlagen, als daß sie Gleichheit der Abstammung und alten Verkehr der Völker beweisen." Er trifft damit den Kern unserer ethnologischen Anschauungen.

Inzwischen hatte auch die psychologische Seite unserer Wissenschaft eine Vertiefung erfahren. Schon im Jahre 1724 hat der französische Jesuitenpater J. Fr. Lafiteau geahnt, daß mit der bloßen Betrachtung der Völker nicht Genüge geleistet sei, sondern durch psychologische Vergleichung die soziale Entwicklung der Menschheit zu ergründen wäre. „Ich bin nicht zufrieden — führt er aus — den Charakter der Wilden kennen zu lernen und mich mit ihren Sitten und Gewohnheiten bekannt zu machen, ich habe vielmehr in diesen die Spuren eines sehr entlegenen Altertums gesucht; ich habe sorgfältig diejenigen von den ältesten Schriftstellern gelesen, welche die Sitten, Gesetze und Gewohnheiten der Völker beschrieben haben, von denen sie sich eine leidliche Kenntnis verschafft hatten; ich habe eine Vergleichung ihrer Sitten angestellt und ich gestehe, daß, wenn die alten Schriftsteller mir Winke gegeben haben, um einige glückliche, die Wilden betreffenden Vermutungen zu stützen, die Sitten der Wilden mir Winke gegeben haben, um mehrere Dinge, welche sich in den alten Schriftstellern befinden, leichter zu verstehen und zu erklären. Vielleicht werde ich hinreichend glücklich sein, um einige Adern von einer Mine zu entdecken, die in den Händen derer, die sich mit der Lektüre der alten Schriftsteller beschäftigt haben, reich werden wird. Ich wünsche, daß, indem sie sich über mich erheben, sie noch weiter sehen und daß sie den Dingen, welche ich nur oberflächlich berühren und streifen konnte, eine genaue Form und einen richtigen Umfang geben mögen. Einige von meinen Vermutungen könnten vielleicht, für sich genommen, kühn erscheinen, aber vereinigt werden sie ein Ganzes bilden, dessen einzelne Teile sich durch die gegenseitigen Beziehungen untereinander halten werden." Es sind dies gewiß für jene Zeit schon sehr beachtenswerte Erörterungen. Nur kurz sei hier an die allgemein bekannte Preisfrage der Akademie in Dijon erinnert (1753), welche Rousseau freilich nur zu ganz phantastischen und wertlosen Spekulationen über den Urzustand des Menschen führte, die aber immerhin geeignet war, die Blicke auf diese ethnologischen Gegenstände zu lenken. Im Jahre 1763 hören wir Islin bereits von einer „Geschichte der Menschheit" sprechen, und er hat unter diesem Titel später ein zweibändiges Werk herausgegeben, in welchem das ethnographische Material nicht ohne Geschick benutzt ist. Im Jahre 1766

verkündet Steebs, wie vor ihm schon Lafiteau, die Lehre: „Wenn wir daher die Beschreibung der Grönländer, der Hottentotten und der meisten amerikanischen Völker mit der Beschreibung der Skythen, Sarmaten und alten Deutschen zusammenhalten, so werden wir die Mängel der alten Nachrichten ersetzen können.“ Scharf betont Voltaire die psychische Gleichartigkeit aller Menschen: „Da die Natur überall dieselbe ist, so mußten die Menschen auch notwendigerweise überall dieselben Wahrheiten und dieselben Irrtümer annehmen und besonders bezüglich derjenigen Erscheinungen, welche am meisten der Wahrnehmung auffallen und am stärksten die Phantasie aufregen.“ Ein Landsmann und jüngerer Zeitgenosse Voltaires, der Girondist Condorcet, charakterisiert die stete Gültigkeit und den Wert der zu erforschenden psychologischen Grundsätze, wenn er sagt: „Diese Beobachtungen über das, was der Mensch gewesen ist und was er heute ist, werden sofort zu den Mitteln führen, die neuen Fortschritte, welche seine Natur ihm noch zu erhoffen erlaubt, zu sichern und zu beschleunigen“ (1795). Damals waren auch schon Herders „Ideen zur Geschichte der Menschheit“ erschienen (1784—1791), in denen er scharf betont, daß die Betrachtung des Universums es uns unbedingt nahelege, daß auch die Geschicke des Menschengeschlechts nach bestimmten Gesetzen sich vollziehen müßten. Worin diese liegen und wie sie zu finden seien, deutet er an, wenn er ausruft: „Lasset uns also, wenn wir über die Geschichte unseres Geschlechts philosophieren wollen, soviel als möglich alle engen Gedankenformen, die aus der Bildung eines Landstriches, wohl nur gar der Schule genommen sind, verleugnen. Nicht was der Mensch bei uns ist oder gar, was er nach den Begriffen eines Träumers sein soll, sondern was er überall auf der Erde und zugleich in jeglichem Strich besonders ist, d. h. wozu ihn irgend nur die reiche Mannigfaltigkeit der Zufälle in den Händen der Natur bilden konnte, das lasset uns auch als Absicht der Natur betrachten.“ Allgemein bekannt ist die akademische Antrittsrede Schillers (1789), in welcher es unter anderem heißt: „Eine weise Hand scheint uns diese rohen Volksstämme bis auf den Zeitpunkt aufgespart zu haben, wo wir in unserer eigenen Kultur weit genug würden fortgeschritten sein, um von dieser Entdeckung eine nützliche Anwendung auf uns selbst zu machen und den verlorenen Anfang unseres Geschlechts aus diesem Spiegel wieder herzustellen.“ Und weiter läßt er sich vernehmen: Infolge der Lückenhaftigkeit des Materials würde „unsere Weltgeschichte nie etwas anderes als ein Aggregat von Bruchstücken werden und nie den Namen einer Wissenschaft verdienen. Jetzt also kommt ihr der philosophische Verstand zur Hilfe und indem er diese Bruchstücke durch künstliche Bindungsglieder verkettet, erhebt er das Aggregat zum System, zu einem vernunftmäßig zusammenhängenden Ganzen. Seine Beglaubigung hierzu liegt in der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgesetze und des menschlichen Gemüts, welche Einheit Ursache ist, daß die Ereignisse des entferntesten Altertums, unter dem Zusammenfluß ähnlicher Umstände von außen, in den neuesten Zeitläuften wiederkehren, daß also von den neuesten Erscheinungen, die im Kreise unserer Beobachtung liegen, auf diejenigen, welche sich in geschichtlose Zeiten verlieren, rückwärts ein Schluß gezogen und einiges Licht verbreitet werden kann. Die Methode

nach Analogie zu schließen, ist, wie überall, so auch in der Geschichte ein mächtiges Hilfsmittel; aber sie muß durch einen erheblichen Zweck rechtfertigt und mit ebensoviel Vorsicht als Beurteilung in Ausübung gebracht werden." Die Wichtigkeit einer Geschichte der Menschheit betont neuerdings Meiner im Jahre 1793: „Alle übrigen Teile der Geschichte stellen uns, wie z. B. die Geschichte der Künste und Wissenschaften und wichtigen Erfindungen, nur gewisse Seiten des Menschen dar oder sie schildern uns auch nur einzelne Naturen und Zeitalter; die Geschichte der Menschheit allein begreift den ganzen Menschen und zeigt ihn, wie er zu allen Zeiten und in allen Teilen der Erde beschaffen war." Einige Jahre später (1800) spricht sich Merkel dahin aus, daß in der Geschichte der Menschheit „der ganze Fluß der Jahrhunderte in Einem ruhigen Spiegel gestehe und alle Nationen, die je existiert, und alle Generationen derselben in ein Wesen, im Menschen, zusammenschwinden".

Alle diese Anschauungen zielen in ihrem Kerne dahin. daß das Beständige, Leitende in dem Tun und Lassen der Menschheit ins Auge zu fassen ist; nicht so sehr das geistige Leben des einzelnen, sondern die psychologischen Vorgänge, die bei allen Menschen typisch sind, sollen erforscht und festgehalten werden.

So erweiterten sich immer mehr die Grundlagen der Anthropologie; ihre beiden Richtungen, die physische und psychische, traten deutlicher als früher hervor. Um diese Zeit begegnen wir auch dem Ausdrucke „Ethnographie" (so z. B. in der „Ethnographischen Bildergallerie", Nürnberg 1791). Man hat damals offenbar wie heute denselben zunächst für die bloße Beschreibung der Völker der Erde benützt, so wie den auf gleiche Weise gebildeten Ausdruck Geographie für die einfache Erdbeschreibung. Aber es kommt schon früh auch eine weitere tiefere Auffassung dieses Wortes vor, wie z. B. auch noch der bekannte Wiener Ethnologe Friedrich Müller „Ethnographie" als gleichwertig mit „Ethnologie" auffaßt. So sagt z. B. Krug schon im Jahre 1827, daß die Ethnographie sich auch als eine philosophische Ethnographie denken läßt, welche die Völker mit ausschließlicher oder doch vorzüglicher Rücksicht auf ihre philosophische Bildung beschriebe. Er hat dabei nichts anderes als die genauere Abtrennung einer die psychischen Vorgänge schildernden Wissenschaft von der die physischen betrachtenden im Sinne. Noch aber war für diese erstere Wissenschaft, die neben der physischen Anthropologie wirken sollte, kein Name gefunden. Aber kaum ein Dutzend Jahre später tritt in Paris die „Société Ethnologique" ins Leben, die am 23. August 1839 ihre erste Sitzung hielt. So war, wie sich Bastian ausdrückt, in der Ethnologie dasjenige Gefäß gefunden, worin die bereits im XVIII. Jahrhundert unklar hier und da auftauchenden, dann vielfach in genialischen Blitzen die Luft durchzuckenden Ideen zu einer Geschichte der Menschheit oder einer Wissenschaft vom Menschen ihren gemeinsamen Sammelpunkt zu finden schienen.

Man darf freilich nicht glauben, daß damit alle Schwierigkeiten gelöst, Weg und Ziel überall schon klar geworden waren. So spricht z. B. J. J. Hanusch in der Einleitung seines Werkes, „Die Wissenschaft des slavischen Mythus" (Lemberg 1842), von einer „Geschichte der Vernunftentwicklung",

von der „Entwicklung des theoretischen Geistes", von einem Versuche der „Geschichte der Entwicklung des menschlichen Geistes", dem er die Mußestunden durch sein ganzes Leben zu widmen gedenkt. Ganz offenbar dachte also Hanusch an die Ziele unserer Wissenschaft; aber wie ihm der Ausdruck Ethnologie fremd war, so scheint er auch über den Umfang und die Hilfsmittel derselben bei weitem nicht im klaren gewesen zu sein. Einen Fortschritt bedeutet bereits K. Vollgrafs Werk „Erster Versuch einer wissenschaftlichen Begründung, sowohl der allgemeinen Ethnologie auf die Anthropologie, wie auch der Staats- und Rechtsphilosophie durch die Ethnologie" (3 Teile, 1851/5). Um diese Zeit spricht bereits Steinthal in dem ersten Bande (S. 567 f.) der von Th. Aufrecht und Adalbert Kuhn 1852 begründeten „Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung" von der „Erkenntnis des Geistes der Völker" und fügt hinzu: „Eine neue Wissenschaft ist im Entstehen: Die Völkerpsychologie. Es kommt darauf an, wissenschaftliche Gesichtspunkte zu finden, nach denen sich die Volksgeister darstellen lassen, Gesetze zu begründen, durch welche ihre Tätigkeit bestimmt wird. Die Sprachwissenschaft wird nicht nur die reichhaltigste Quelle für diese neue Disziplin sein, sondern sie wird ein Zweig derselben werden, ein Zweig der psychischen Ethnologie. Denn sie ist es ihrem Wesen und Begriffe nach. Die Sprache ist ganz unmittelbar der Volksgeist: die Entstehung beider fällt ineinander." Aber noch zehn Jahre später sehen wir, wie Professor Dr. Saalschütz im ersten Bande (S. 647) der von Benfey herausgegebenen Zeitschrift „Orient und Okzident" (1862) sich abmüht, den Begriff einer „allgemeinen vergleichenden Archäologie der Menschheit" zu entwickeln, welche im „Zuranschauungbringen der Gegensätze wie des Gleichen, im Gegenüberstellen der ganzen Art und Weise der Lebensform im geistigen und äußerlichen Wesen" bestehen soll. Ihm ist also der Begriff der Ethnologie noch nicht geläufig; aber es ist bezeichnend, daß er sich derselben vom Standpunkte der Archäologie zu nähern sucht, ebenso wie die in den letzten Zeilen genannten Forscher von der Mythologie, der Staats- und Rechtsphilosophie, der Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft in ihren Kreis gelangen. Seit dem Jahre 1859 erschien Theodor Waitz' „Anthropologie der Naturvölker", in welcher zum ersten Mal der Versuch gemacht wurde, „auf Grund des gesammelten ethnographischen Materials eine Entwicklungsgeschichte der Menschheit zu liefern nach der physischen und psychischen Seite hin." Ihm folgt eine Reihe anderer hervorragender Forscher, von denen A. Bastian das meiste dazu beigetragen hat, für die Ethnologie allgemeinere Aufmerksamkeit zu erringen. Wie hart der Kampf war, geht zur Genüge aus den folgenden Sätzen hervor, mit denen er den Schlußabsatz seiner „Vorgeschichte der Ethnologie" (1881) einleitet: „Obwohl in der vorliegenden Schrift die Ethnologie eine Zeitfrage, und zwar eine brennende genannt ist, so werden doch der Leser gar manche sein, die sich im Grunde nur wenig dafür erwärmt finden dürften. Die Sache ist noch zu neu und die Gesichtspunkte liegen, selbst räumlich, etwas fern. Mit Leib und Seele pflegt man nur zu Gunsten desjenigen einzutreten, wofür sich bereits aus alter Vertrautheit sympathische Wechselbeziehung empfindet, ein innerliches Verwachsen durch allerlei Interessen, nicht ideale allein. Was sie eine

sogenannte Ethnologie angehen sollte, werden die meisten nicht recht begreifen. Wer dagegen aus irgend welcher Veranlassung dazu gekommen ist, dieser ihrer eigenen Natur nach, wie gesagt, noch fernliegenden Sache einigermaßen näher zu treten, der meint, in der Ethnologie nicht nur eine Zeitfrage, nicht nur eine brennende, sondern die brennendste der Gegenwart zu erkennen, ja die brennendste Frage, die jemals auf unserem Erdplaneten aufgeflammt ist, im bedrohlichsten Scheine unheimlich leuchtend, und zwar im letzten für die Zukunft, denn die von ihr gestellte Frage, ob die Geschichte der Menschheit jemals wird geschrieben werden, verzehrt sich in ihrer eigenen Glut."

Die gedeihliche Ausgestaltung der Ethnologie in den letzten Jahrzehnten hängt zu gutem Teile zusammen mit der Entwicklung der Völkerpsychologie. Wie die Anthropologie die Grundlage der Ethnologie ist, aus der heraus diese sich entwickelt hat, so bietet die Völkerpsychologie gewissermaßen die leitenden Gedanken. Ja die Völkerpsychologie kann in gewissem Sinne geradezu mit der Ethnologie gleichbedeutend sein, wenn man eben nur die psychische Seite der letzteren ins Auge faßt. Daher sagt auch Bastian („Der Völkergedanke", S. XVI), daß die Ethnologie die naturwissenschaftliche Durchbildung der Psychologie zur Wissenschaft vom Menschen sei. Dieser Anschauung waren schon Lazarus und Steinthal, die zum ersten Mal das Wesen der Völkerpsychologie genauer feststellten.

Es ist schon oben jene Äußerung Steinthals aus dem Jahre 1852 angeführt worden, daß eine neue Wissenschaft, die Völkerpsychologie, im Entstehen begriffen sei. Ausführlicher ging er darauf ein in der zusammen mit Lazarus herausgegebenen „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft", deren I. Band 1860 erschien. In den diesem als Vorrede vorgesetzten „Einleitenden Gedanken über Völkerpsychologie" geben die genannten Forscher zwar zu, daß einzelne Bearbeitungen der Ethnologie, wie z. B. jene Vollgraffs, schon „auf psychologische Art sind und daher größere Berücksichtigung verdienen", sonst möchte man aber „diese Wissenschaft, wie sie bisher vorzugsweise bearbeitet worden ist, ein Kapitel der Zoologie nennen; denn ihr Gegenstand ist eigentlich der Mensch als Tier, als Naturerzeugnis, abgesehen von seiner geistigen Entwicklung, bloß nach dem Bau seines Körpers, im Ganzen und in seinen Varietäten, in denen er über die Erde verbreitet ist, endlich nach seiner leiblichen Lebensweise, wie sie von dem jedesmaligen Boden und Klima bedingt ist. Auch werden dabei berücksichtigt die Abstammungs- oder Verwandtschaftsverhältnisse der Völker, ihre vorgeschichtlichen Wanderungen und Mischungen, oder sozusagen, ihre Verpflanzungen und Propfungen. Der Mensch aber ist schon von Natur mehr als Tier; denn in seiner Natur an sich schon ist die Anlage zur Vergeistigung gegeben; der Geist gehört zu seiner Natur. Der Mensch ist ein geistiges Tier mit, um es kurz auszudrücken, angeborenen geistigen Anlagen, Neigungen, Strebungen, Gefühlen, noch ganz abgesehen von seiner geistigen Entwicklung und Bildung in der Geschichte. Ja sogar diese traditionellen geistigen Elemente muß man, insofern sie ganz unbewußt angeeignet, mit der Muttermilch, wie man sagt, eingesogen werden, zur menschlichen Natur rechnen. Auch von dieser Seite sollte natürlich der Mensch betrachtet werden.

Hiermit würde das Gebiet der Ethnologie, also, wenn man will, der Zoologie noch nicht verlassen; wir würden nur zu der bisherigen physikalischen Ethnologie die psychische Ethnologie hinzuzufügen haben, und das ist eben die Völkerpsychologie. Sie hat die spezifischen Lebensweisen und Tätigkeitsformen der verschiedenen Volksgeister zu ergründen, insofern sie die geistige Natur der Völker bilden. Hiernach wäre die Völkerpsychologie zu bestimmen, als die Erforschung der geistigen Natur des Menschengeschlechts, der Völker, wie dieselbe die Grundlage zur Geschichte oder dem eigentlich geistigen Leben der Völker wird."

Aus diesen Ausführungen geht die enge Verwandtschaft der Völkerpsychologie mit der Ethnologie in unserem Sinne deutlich hervor; man ersieht aber auch aus diesen Bemerkungen, daß bis zur Niederschrift derselben die Ethnologie noch immer nicht in genügendem Maße die psychische Seite der Forschung beachtet hatte. Erst seit der näheren Begründung und Darlegung der Völkerpsychologie ist dies in immer weiterem Maße geschehen.

Aus den lehrreichen Betrachtungen von Lazarus und Steinthal müssen hier noch einige Stellen mitgeteilt werden: „Die Psychologie lehrt, daß der Mensch durchaus und seinem Wesen nach gesellschaftlich ist; d. h. daß er zum gesellschaftlichen Leben bestimmt ist, weil er nur im Zusammenhange mit seinesgleichen das werden und das leisten kann, was er soll; so sein und wirken kann, wie er zu sein und zu wirken durch sein eigenstes Wesen bestimmt ist. Auch ist tatsächlich kein Mensch das, was er ist, rein aus sich geworden, sondern nur unter dem bestimmenden Einflusse der Gesellschaft, in der er lebt . . . . Das Bewußtsein des gebildeten Menschen beruht auch noch auf einer durch viele Geschlechter hindurch fortgepflanzten und angewachsenen Überlieferung. So ist der einzelne, welcher an der gemeinsamen Geistesbildung teil nimmt, nicht nur durch seine Zeitgenossen, sondern noch mehr durch verflossene Jahrhunderte und Jahrtausende bestimmt und von ihnen abhängig im Denken und Fühlen und Wollen . . . folglich — und das ist schon anerkannt und ausgesprochen — bleibt die Psychologie immer einseitig, so lange sie den Menschen als allein stehend betrachtet . . . Es handelt sich um den Geist einer Gesamtheit, der noch verschieden ist von allen zu derselben gehörenden einzelnen Geistern, und der sie alle beherrscht. Es verbleibe also der Mensch als seelisches Individuum Gegenstand der individuellen Psychologie, wie eine solche die bisherige Psychologie war; es stelle sich aber als Fortsetzung neben sie die Psychologie des gesellschaftlichen Menschen oder der menschlichen Gesellschaft, die wir Völkerpsychologie nennen . . . . So hat unsere Wissenschaft sich selbst zu begründen — neben der Wissenschaft von der individuellen Seele — als Wissenschaft vom Volksgeist, d. h. als Lehre von den Elementen und Gesetzen des geistigen Völkerlebens. Es gilt: das Wesen des Volksgeistes und sein Tun psychologisch zu erkennen; die Gesetze zu entdecken, nach denen die innere, geistige oder ideale Tätigkeit eines Volkes in Leben, Kunst und Wissenschaft vor sich geht, sich ausbreitet und erweitert oder verengt, erhöht und vertieft oder verflacht, sich verschärft und belebt oder ermattet und abstumpft; es gilt, die Gründe, Ursachen und Veranlassungen, sowohl der Entstehung als der Entwicklung und letztlich des Unterganges der Eigentümlichkeiten eines Volkes

zu enthüllen. Soll der Begriff des Volks- oder Nationalgeistes nicht eine bloße Phrase, ein sachleerer Name, soll er nicht ein bloß unbestimmtes, willkürliches Zusammenfassen oder ein phantastisches Bild der inneren Eigentümlichkeit eines Volkes sein, sondern wie der „Geist" des Individuums den Quell, das Subjekt aller inneren und höheren Tätigkeit ausdrücken: dann muß die Auffassung desselben nicht diese und jene einzelnen und zufälligen Richtungen und Tatsachen seiner Erscheinung, sondern die Totalität derselben umfassen und die Gesetze seiner Bewegung und Fortbildung offenbaren. Der Geist, im höheren und wahren Sinne des Wortes, ist ja eben die gesetzmäßige Bewegung und Entwicklung der inneren Tätigkeit .... Aus dem eben Gesagten geht hervor, was dennoch ausdrücklich wiederholt werden muß, daß die Völkerpsychologie nur von den Tatsachen des Völkerlebens ausgehen kann, daß sie aus der Beobachtung, Ordnung und Vergleichung der Erscheinungen allein hoffen kann, die Gesetze des Volksgeistes zu finden. Daß eine Konstruktion der verschiedenen Volksgeister und der aufsteigenden Kräfte nach irgend welchen fertigen Kategorien keinerlei Art wissenschaftlich begründeter Resultate ergeben kann, wird man heutzutage gern zugestehen. Die Konstruktion kann sich, geistvoll behandelt, ganz dem Gesetze der Wirklichkeit fügen, finden wird sie es nimmermehr! Von den Tatsachen also muß ausgegangen werden, ja um bloß die Aufgabe der Völkerpsychologie vollständig richtig zu bestimmen, wird eine reiche und wiederholte Sammlung derselben nötig sein. Die Quelle der Tatsachen strömt auch hier nicht sparsamer als bei den Individuen, obwohl sie, umfassender an Form und Inhalt, bei weitem schwieriger zu finden und zu fassen ist. Die Kulturgeschichte aller Nationen, soweit sie uns irgend bekannt, mit all ihren einzelnen Zweigen liefert uns eine so reiche Ausbeute des mannigfaltigsten Materials, daß sich uns ein unabsehbares Feld der Beobachtung und Kombination eröffnet; und eine Zusammenstellung und Vergleichung der verschiedenen Richtungen in dem Leben eines und desselben Volkes, dann wiederum der verschiedenen Völker, ist offenbar auch für die volle und klare Erkenntnis eines einzigen erforderlich." Nachdem auf diese Weise Lazarus und Steinthal das Wesen der Völkerpsychologie dargetan haben, die also, um dies nochmals zu betonen, die leitenden Momente der Völkerwissenschaft oder Ethnologie geboten hat, gehen sie näher auf ihre Grundlagen ein, auf „die Tatsachen des Völkerlebens", „die verschiedenen Elemente oder Mächte des Volksgeistes", also auf die Sprache, Mythologie und den Kultus, die Volksdichtung, insbesondere Sagen, Sprichwörter, Fabeln, die Schrift und die Künste, die Lebensweise, die Sitten u. s. w. Wundt hat fast dreißig Jahre später in seiner Studie „Über Ziele und Wege der Völkerpsychologie" (1888) das Gebiet der Völkerpsychologie etwas eingeengt. Derselbe machte darauf aufmerksam, daß nach der Auffassung Steinthals und Lazarus die Völkerpsychologie allzusehr in das Gebiet anderer Wissenschaften greife, insbesondere in das der Ethnologie. Wenn man von dieser allzu weiten Umgrenzung absehen wolle, so eigneten sich für die psychologische Betrachtung vorzüglich die Sprache, der Mythus und die Sitte, in denen sich der ganze Volksgeist ausprägt. Auch nach dieser Auffassung ist die Grundlage der Forschung volkskundliches Material.

Ohne dieses Material könnte die Ethnologie trotz der festesten Grundlage und der erleuchtetsten leitenden Gedanken nicht ausgebaut werden. Daraus ergibt sich leicht, daß unsere nächste Aufgabe sein muß, alles zu erforschen und aufzubewahren, was der Völkergeist geschaffen hat. Nicht was einzelne hervorragende Köpfe hervorgerufen haben, ist für uns maßgebend, sondern was Millionen von Menschen für richtig und nachahmungswürdig gehalten haben. Wir werden in den Geist der Sitten, der Gebräuche, der Kultur, der Überlieferung, der Poesie der Völker einzudringen trachten. Ein Sprichwort, das durch Jahrtausende sich erhalten hat, bietet oft mehr Wahrheit und Weisheit, als ein ganzer Band aus irgend einem einseitigen Standpunkt erfolgter Betrachtungen. In diesem einen Satze spiegelt sich der beste Gedanke eines philosophischen Kopfes, den Tausende als richtig anerkannt haben, und der daher durch den Lauf und Wandel der Zeiten und Anschauungen sich erhalten hat. Gold bleibt eben Gold! Das alles ist also zu sammeln, und zwar nicht nur in Wort und Bild, sondern es sind auch Museen zu errichten. Doch soll in denselben nicht das größte Gewicht auf hervorragende Kunstwerke gelegt werden, sondern das Durchschnittliche, allgemein Gebräuchliche soll darin aufgestellt werden. Denn so wie wir nicht die Gedanken eines hervorragenden Kopfes als den allein richtigen Maßstab bezeichnen können, so sind auch nicht die Gegenstände eines Raritätenkabinetts die maßgebenden.

Um also die Grundlagen zu gewinnen, auf denen die Philosophie der Zukunft aufzubauen ist, sind alle Äußerungen des Völkergedankens zu sammeln, und zwar möglichst lückenlos. Manches wird schon verloren sein. Aber Jahrtausende der Vorzeit haben kaum so viel verändert und vernichtet, als gegenwärtig eine kurze Spanne Zeit vermag. Das Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität, der alles ausgleichende Weltverkehr vernichtet die kostbarsten Materialien, deren die Ethnologie bedarf. Es brennt, brennt lichterloh in der ethnologischen Welt, ruft Bastian mit Recht aus. Da gilt es zu retten, zu bergen! Es gilt in der zwölften Stunde alle Hände in Bewegung zu setzen, Begeisterung für die Sache zu erwecken.

Nicht die kleinste Kleinigkeit, die wir aus dem Völkerleben aufzeichnen, vor dem Untergange bewahren, ist wertlos. Sie kann an entsprechender Stelle eine Lücke des erhabenen Baues ausfüllen, ein nützlicher Werkstein sein. Deshalb wird der Volkskunde (Folklore) mit Recht gegenwärtig so große Bedeutung beigemessen. Ihre Aufgabe ist es ja, vielleicht den größten Teil der Werksteine herbeizuschaffen, die zum Ausbau der Philosophie der Zukunft nötig sind.

Nun können wir uns der näheren Betrachtung des Wesens und des Zweckes der Volkskunde zuwenden.

ZWEITES KAPITEL.

Die Volkskunde (Folklore) und ihre Abgrenzung gegen die verwandten Wissenszweige. Ihre Entwicklung und Literatur.

Die Volkskunde, mit einem englischen Ausdruck häufig Folklore genannt, ist jener Zweig der Völkerwissenschaft, welche für deren induktive komparative Methode einen bedeutenden Teil des nötigen Materials herbeizuschaffen hat. Sie hat, wie dies schon am Schlusse des vorhergehenden Kapitels angedeutet worden ist, alle Mythen und alle Äußerungen der lebenden Volksreligion, alle Sagen, Märchen, Lieder, Sprüche, die sogenannten Aberglauben, Sitten u. dgl. zu sammeln, sie hat alle Überbleibsel (survivals) der früheren älteren Anschauungen aufzudecken, die zur Erkenntnis des ursäch-

Literatur. Über die im ersten Teile dieses Kapitels erörterte Terminologie ist die Literatur zum vorhergehenden Kapitel zu vergleichen; besonders ist die zitierte Arbeit von Winternitz sehr belehrend. Man vergleiche auch noch L. Katona, Ethnographie, Ethnologie und Folklore (Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn, II [1891], S. 43 ff. und 244 ff.). — C. S. Burne, The science of Folk-Lore, ferner Classification of Folk-Lore (The Folk-Lore Journal III und IV). — Gustav Meyer, Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde. 2 Bände (Straßburg 1885 und 1893). — Zum zweiten Teile des Kapitels, der über die Geschichte und Bibliographie der Volkskunde handelt, sind die literarischen Nachweise im Texte selbst geboten. Dort sind insbesondere die verschiedenen volkskundlichen und ethnographischen Zeitschriften wie auch andere literarische Hilfsmittel genannt, welche der angehende Volksforscher zur Orientierung heranzuziehen hat. Hier sei besonders auf die in letzter Zeit erschienenen Literaturübersichten im „Kritischen Jahresbericht über die Fortschritte der romanischen Philologie", herausgegeben von K. Vollmöller, Bd. IV, Erlangen 1900, verwiesen, wo L. Scherman und Fr. S. Krauß reichliche Mitteilungen über die Erscheinungen von 1890—1897 bieten. — Von hervorragender Bedeutung sind auch die Berichte von E. Mogk: „Überblick der Behandlung der volkstümlichen Sitte der Gegenwart" und „Bibliographische Zusammenstellung der Quellen von Sitte und Brauch bei den germanischen Völkern" (Pauls „Grundriß der germanischen Philologie", 2. Aufl., Bd. III [1900], S. 492 ff.). Man vergleiche übrigens auch „Jahresberichte über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie"; „Jahresberichte für neuere deutsche Literatur"; „Zeitschrift für deutsche Philologie"; „Zeitschrift für romanische Philologie"; „Jahresberichte für germanische und romanische Philologie"; schließlich die bekannten Literaturzeitschriften (Allgemeines Literaturblatt, Zentralblatt, Deutsche Literaturzeitung) und die Hinrichschen Bücherkataloge.

lichen Zusammenhanges der menschlichen Geistesentwicklung unumgänglich notwendig sind.

Um das Wesen der Volkskunde noch deutlicher zu kennzeichnen, ist es nötig, ihr Verhältnis zu den verwandten Wissenszweigen besonders ins Auge zu fassen. Dadurch wird ihr Umfang und ihr Ziel in gleichem Maße klarer hervortreten.

Man verwendet jetzt, wie schon früher angedeutet worden ist, häufig die Ausdrücke: Ethnologie, Anthropologie, Völkerkunde, Ethnographie, Volkskunde, Folklore ziemlich willkürlich. Kaum zwei Forscher stimmen in dem Gebrauche dieser Ausdrücke völlig überein, so daß es zumeist nötig ist, sich bei der Lektüre der einzelnen Werke über die Terminologie derselben klar zu werden. Noch sind die Grenzen zwischen diesen so vielfach verwandten Wissenschaften nicht scharf gezogen, noch greift eine in das Gebiet der anderen, was füglich niemals ganz vermieden werden wird und vermieden werden kann. „Es ist“ — bemerkt Winternitz mit Recht in seinem schon oben zitierten Aufsatze ‚Völkerkunde, Volkskunde und Philologie‘ — „das Schicksal einer jeden neuen Wissenschaft, daß sie erst eine gewisse Entwicklung durchgemacht haben muß, ehe an eine eigentliche Definition des Begriffes dieser Wissenschaft gegangen werden kann.“ Er legt sodann ausführlich an der Hand der verschiedenen Werke deren abweichende Nomenklatur dar. Auf diese dankenswerten Mitteilungen mögen jene Leser verwiesen werden, die sich über diese Verwirrung nähere Kenntnis verschaffen wollen. Hier soll nur der Standpunkt dieses Buches klargelegt werden.

Aus den vorstehenden Blättern wird es dem Leser klar geworden sein, daß wir als die höchste unserer Wissenschaften jene zu bezeichnen haben, die uns mit dem Völkergedanken, mit dem Typischen, Beständigen in der Entwicklung aller Völker vertraut machen soll; sie soll uns den Kern alles Wissens dieser Völker lehren und zugleich für uns den Höhepunkt aller Wissenschaft bilden. Für diese Philosophie der Zukunft wird meist der Name Ethnologie verwendet. Bastian, der demselben zumeist zum Siege verhalf, begründet seine Richtigkeit folgendermaßen: „Etymologisch entspricht derselbe so sehr dem, was dadurch ausgedrückt werden soll, daß die allgemeine Adoptierung keine Schwierigkeiten finden konnte, und auch die historisch anhaftenden Nebenbedeutungen zeigten sich für die richtige Einordnung eher fördernd als hindernd. Mit Ethnizismus wurde aus der Zeit der alten Kirchenschriftsteller her noch über das Mittelalter hinaus das Heidentum bezeichnet, also die Gesamtmasse jener Völker, die sich weder unter die christlichen rangieren ließen noch unter die Juden.“ Da nun Bastian in der Ethnologie zunächst nur die nichtkultivierten Naturvölker berücksichtigen möchte, so ergibt sich daraus die Richtigkeit der gewählten Bezeichnung. Wenn sich Bastian diese Disziplin auch auf die kultivierten Völker ausgedehnt denkt, so spricht er von einer „Geschichte der Menschheit“ oder einer „Wissenschaft vom Menschen“. Diese etwas unbequemen Ausdrücke scheinen aber keine Verbreitung gefunden zu haben. Dagegen hat man sich gewöhnt, die Bezeichnung Ethnologie auch für die mit Recht über alle Völker der Erde ausgedehnte Wissenschaft zu gebrauchen. Mir

scheint die Verdeutschung „Völkerwissenschaft“ die passendste zu sein. Dieses Wort bringt ganz klar den Inhalt unserer Disziplin zum Ausdruck: Es ist eben die Wissenschaft von dem, was im Bildungsgange und in der Geschichte der Völker typisch und gemeinsam ist. Das Wort „Völker“ ist geeigneter als etwa das Wort „Mensch“ die Tatsache festzustellen, daß wir es hier nicht mit dem „Einzel-“, sondern mit den „Völkergedanken“ zu tun haben. Das Wort „Wissenschaft“ ist aber derjenige deutsche Ausdruck, der das höchste, beste, in ein System gebrachte Wissen bezeichnet, und dieser allein ist für die Philosophie der Zukunft geeignet. Das Wort Philosophie muß wohl vermieden werden, weil die Aufnahme dieses vieldeutigen und mißbrauchten Wortes leicht Irrtümer zur Folge haben könnte. Aber auch den Namen „Völkerkunde“ als gleichbedeutend mit Ethnologie, wie ihn Achelis, Winternitz und andere einführen möchten, kann ich nicht gutheißen. Er besagt nämlich zu wenig. Es ist kaum anzunehmen, daß unter Völkerkunde in der Regel mehr als die Kunde, die Kenntnis von allen Völkern verstanden würde, so wie man etwa unter „Warenkunde“ die Kenntnis von den Waren und unter „Staatenkunde“ jene von den Staaten der Erde versteht. Dieser Begriff deckt sich aber gar nicht mit dem, was wir unter Ethnologie oder Völkerwissenschaft verstehen; er kommt vielmehr der Anthropologie im gewöhnlichen engen (physischen) Sinne viel näher. Der Zweck dieser Wissenschaft ist ja tatsächlich, die Kunde von allen Völkern zu vermitteln, ihre Zusammenfassung in Rassen, ihre Unterschiede u. s. w. festzustellen. Das versteht man heute gewöhnlich unter Anthropologie und man wird es in der Regel auch unter Völkerkunde begreifen. Würden wir den Namen „Völkerkunde“ als deutsche Bezeichnung für Ethnologie annehmen, so bleibt uns kaum eine passende Verdeutschung für Anthropologie; das einzige mögliche „Rassenkunde“ ist zu eng, weil die Anthropologie doch weit mehr als die Rassenunterschiede zu lehren hat. Aber die Wortverbindungen „Völkerwissenschaft“ und „Völkerkunde“ in unserem Sinne erscheinen auch deshalb passend, weil sie zu dem in seiner Bedeutung allgemein anerkannten technischen Ausdruck Volkskunde (Folklore) und ebenso zur Völkerbeschreibung (Ethnographie) im besten Einklang stehen. Durch die Wahl dieser Ausdrücke wird der Zusammenhang dieser eng verwandten Wissenszweige deutlich gekennzeichnet, was sehr wichtig und wertvoll ist und zur Klarlegung der Terminologie beiträgt.

Die Gründe, welche uns also zur Gleichstellung der Ausdrücke Ethnologie und Völkerwissenschaft veranlassen, sind folgende: Völkerwissenschaft ist eine ganz natürliche sinngemäße Verdeutschung des allgemein im Gebrauch stehenden internationalen Ausdruckes. Es ist zugleich der passendste Terminus, um das Wissen vom Typischen des Völkergedankens festzustellen, und dieses höchste, in ein System gebrachte Wissen als Wissenschaft zu kennzeichnen; der Ausdruck Völkerkunde ist hierfür zu wenig (man vergleiche Staatswissenschaft und Staatenkunde!). Endlich steht der Name Völkerwissenschaft zu den verwandten Wissenszweigen (Völkerkunde, Völkerbeschreibung und Volkskunde) im engsten und richtigsten Verhältnisse.

Wir wollen dasselbe nun noch in Rücksicht auf die Völkerkunde und Volkskunde näher ins Auge fassen.

Die Völkerkunde betrachtet alle Völker der Erde in ihrem gegenseitigen Verhältnisse und ihrer Verwandtschaft, sie teilt sie in Rassen und Stämme, kennzeichnet ihre verbindenden und trennenden Merkmale, sie schildert ihre Ausbreitung, den Einfluß der Erde auf ihre Bewohner u. s. w. Die Völkerkunde betrachtet also den Menschen mehr vom naturgeschichtlichen (physischen) Standpunkt, anderseits vom geographischen. Gerade deshalb muß die Völkerkunde stets alle Völker des Erdballs in ihren Bereich ziehen; ihre Darstellung der Verwandtschaftsverhältnisse der Menschen ist anders nicht möglich; ihre Anführung von Maßzahlen u. s. w. hat nur Interesse, wenn sie vergleichend geschieht. Daher hat auch die Anthropologie erst seit dem Zeitalter der Entdeckungen Wurzel fassen können, wie dies schon früher ausgeführt worden ist. Die Volkskunde kann sich dagegen auch nur auf ein bestimmtes Volk beschränken, ohne an Interesse zu verlieren; ja es ist, wie noch später ausführlich dargetan werden wird, notwendig und angezeigt, daß der Volksforscher sich zunächst auf eine eng umgrenzte geographische Provinz beschränke. Man kann von deutscher, ungarischer, polnischer Volkskunde sprechen, was bei der Völkerwissenschaft und der Völkerkunde ausgeschlossen ist. Der Folklorist bietet uns schon ein dankenswertes Ganzes, wenn er die Sitten, die Gebräuche, die lebendige Volksreligion, die Kleidung und die Lebensweise, das Haus und dessen Geräte, die Volksüberlieferung und die Volksdichtung, kurz alles schildert, was kulturgeschichtlich das innere Wesen, die Psyche, den Volksgeist eines Volkes charakterisiert. Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß die Volkskunde nicht auf breiteren Grundlagen aufgebaut werden kann, nicht z. B. benachbarte Völker gleichzeitig und in ihrem Verhältnisse betrachten oder das Gemeinsame in Volkssitte und Volksglaube der Völker ergründen darf. Darin zeigt die Volkskunde wie bei ihrer ganzen Betrachtungsweise überhaupt ihre Verwandtschaft mit der Geschichte: Jedes Volk hat wie seine Volkskunde so auch seine in sich bestehende Geschichte; aber ebenso gibt es eine europäische und in etwas uneigentlichem Sinne eine Weltgeschichte. Wie es die Aufgabe der letzteren ist, die weltbewegenden Faktoren zu ergründen, dabei sich aber immer wieder das Bestreben des Autors zeigt (auch gegen seinen Willen), alles in Beziehung zu seinem Standpunkte, seinem Volke zu bringen, so wird die Volkskunde auf ihrer höchsten Entwicklung die den Volksgeist, die Menschenseele bewegenden allgemeinen Gefühle und Gedanken, die naive Philosophie der Menschheit, ihre Auffassung der Weltordnung zu ergründen suchen, aber doch immer wieder in Bezug auf den engeren Studienkreis, mit Bezug auf das eine Volk, von dem sie ausgeht. In diesem Sinne ist die Volkskunde zwar die getreueste Gehilfin der Völkerwissenschaft, aber sie ist nicht mit ihr identisch, weil letztere auf einem höheren unbeschränkten Standpunkte steht.

Als gleichbedeutend mit „Volkskunde“ wird zumeist der Ausdruck Folklore aufgefaßt. Derselbe wurde zuerst vom Engländer W. J. Thoms aufgebracht, welcher in einem am 22. August 1846 im Londoner „Athenaeum“ veröffentlichten Artikel die Sammlung der volkstümlichen Überlieferungen (Popular antiquities, popular literature) anregte. In diesem Aufsatze empfiehlt er das Wort Folklore oder Folk-Lore, wie das Wort in England zumeist

geschrieben wird, als zusammenfassende Bezeichnung für alle wie immer gearteten Äußerungen des Volksgeistes und charakteristischen Erscheinungen des Volkslebens, welche zum Material der Ethnologie gehören, ohne daß in ihnen das ungemein weite Forschungsgebiet derselben vollständig abgegrenzt wäre. Aus England hat sich das Wort rasch über die anderen Länder verbreitet, daß es heute wohl international ist. Und deshalb mag man es nebst seinen Fortbildungen (Folklorist, folkloristisch) immerhin dulden, wenn es im Deutschen auch häßlich klingt und neben dem trefflichen „Volkskunde“ (Volksforscher, volkskundlich) entbehrlich ist. Bemerkt sei noch, daß Folklore, wie aus dem oben Bemerkten hervorgeht, zunächst nur für die Materie der Volkskunde, nicht aber für die Wissenschaft selbst galt. Dies betont z. B. auch Miß C. S. Burne in ihren Aufsätzen im The Folk-Lore Journal III und IV, indem sie sagt, daß der Folklore sich zu der auf ihm aufgebauten Wissenschaft, der Volkskunde, so verhalte wie die Sprache zur Philologie und der Mensch zur Anthropologie. Sowie „Sprache“ und „Philologie“ nicht identische Begriffe sind, sondern jene der Gegenstand dieser ist, wie ferner der Mensch das Objekt der Anthropologie ist, so ist der Folklore Gegenstand der Volkskunde. — Folklore ist also nicht das Wissen vom Volke, sondern das Wissen des Volkes, ebenso wie Volkslied nicht ein Lied über das Volk, sondern das volkstümliche Lied ist. Ähnlich sind auch die Äußerungen von A. Gittée in seiner Studie Le Folklore et son utilité générale (Revue de Belgique, LIV). Trotzdem ist die Gleichsetzung von Folklore und Volkskunde (Wissenschaft vom Volke) jetzt ziemlich allgemein üblich. Nur darf man nicht die Folklore, sondern der Folklore sagen.

Es erübrigt schließlich, nur noch einige Worte über die Ethnographie zu sagen. Wir verstehen darunter die nicht tiefer eindringende Völkerbeschreibung; sie hält sich im Gegensatze zur Ethnologie mehr an das Sinnenfällige. Ein ähnlicher Unterschied besteht bekanntlich zwischen der Geographie oder Erdbeschreibung und der Erdkunde. Die Ethnographie bietet von allem etwas; sie berücksichtigt Psyche und Physis, ohne den Stoff erschöpfen zu müssen. Daß sie sich nur auf die wilden oder halbkultivierten Völker beschränken müsse, ist unrichtig. Wie die Ethnologie alle Völker umfassen muß, kann die Ethnographie alle in ihren Bereich ziehen.

Nach unserer Ansicht würde man also für unsere Wissenschaft und ihre nächstverwandten Zweige im Deutschen die Ausdrücke: Völkerwissenschaft, Völkerkunde, Völkerbeschreibung und Volkskunde anwenden. Ihnen entsprechen die internationalen Bezeichnungen: Ethnologie, Anthropologie, Ethnographie und Folklore. Dazu ist noch zu bemerken, daß die Anthropologie hier in dem gewöhnlichen engeren Sinne, also als physische Völkerkunde gefaßt ist. Daran mag noch folgende Bemerkung geknüpft werden. Wie aus der ganzen bisherigen Ausführung hervorgeht, betrachten wir die Ethnologie als die übergeordnete Wissenschaft, die anderen sowie Prähistorik, Sprachwissenschaft u. s. w. als ihre Hilfswissenschaften, soweit man überhaupt bei so eng verwandten Wissenszweigen von Über- und Unterordnung sprechen kann. Demgegenüber steht die Auffassung, daß als die höchst übergeordnete Wissenschaft unter allen genannten die Anthropologie im weiteren Sinne oder die Allgemeine Anthropologie zu betrachten

ist. Diese Anschauung hat vor allem zur Folge, daß man stets eine Anthropologie im weiteren und eine solche im engeren Sinne unterscheiden müßte, was gewiß unbequem und mitunter irreführend wäre. Man kann aber der Bezeichnung Anthropologie im weiteren Sinne umsomehr entbehren, als tatsächlich das, was wir Völkerwissenschaft oder Ethnologie nennen, das höchste Ziel aller Forschung auf diesem Gebiete ist und daher dieser Wissenschaft jede andere untergeordnet werden kann. Auch mag nochmals betont werden, daß es bei dieser Wissenschaft nicht auf den Menschen als solchen, nicht auf den Anthropos, sondern auf die Menschengesellschaft, also das Ethnos ankommt. Und so wie ganz gewiß Ethnos jederzeit ein dem Anthropos übergeordneter Begriff ist, so ist der Ausdruck Ethnologie geeignet, über Anthropologie gesetzt zu werden.

Nachdem wir über das Wesen der Volkskunde und ihre Abgrenzung gegen die Schwesterwissenschaften ins Reine gekommen sind, sollen zunächst einige Bemerkungen über die Entwicklung der Volkskunde folgen. Ihre ausführliche Geschichte ist noch nicht geschrieben.

Schon im Altertum hatte man für die Schilderung von Sitten und Gebräuchen der Völker ein gewisses Interesse. Bei Homer fließt so manches davon ein — man erinnere sich nur z. B. an die Darstellungen am Schilde des Achilleus — und Herodot bietet bereits ausführliche Schilderungen, die man sowohl in das Gebiet der Völkerbeschreibung als der Volkskunde setzen könnte. Dazu kommt die Fülle von überlieferten Mythen, Sagen u. dgl. Von den anderen klassischen Schriftstellern nennen wir nur Cäsar und Tacitus; des letzteren Germania darf man die erste ethnographische Monographie nennen. Von den Schriften des Altertums sei nur noch an die alte indische Literatur, vor allem die Veda, und die Bibel erinnert. Auch die mittelalterlichen Geschichtsschreiber und Dichter bieten mancherlei Beiträge. Ihre Mitteilungen von Sagen, Mythen und allerlei Gebräuchen werden in willkommener Weise durch Erwähnung von Aberglauben, Hinweisungen auf heidnische Gebräuche und volkstümliche Anschauungen in den alten Gesetzbüchern und Kapitularien ergänzt. Auch die Akten der Hexenprozesse bieten manchen belangreichen Beleg, und zwar nicht nur für das Mittelalter, sondern bis in die neuere Zeit hinein. In die verschiedenen mystischen Wissenschaften, die Alchemie und Astrologie, die Nekromantie u. s. w. ist so manche volkstümliche Anschauung eingedrungen, so daß das Studium der Literatur dieser Aftergelehrsamkeiten auch für unsere Zwecke manches abwirft. Auch mancher Prediger und Seelsorger hat in seinen Schriften Wissenswertes aus dem Volksleben aufbewahrt. So fehlt es nicht an allerlei volkskundlichen Beiträgen schon seit der ältesten Zeit an. Aber fast alle diese Nachrichten sind nicht aus volkskundlichem Interesse, sondern nur nebenbei uns überliefert worden. Dichterische und ästhetische Gefühle, Raritätensucht und naive Freude an Absonderlichkeiten, staatliche und kirchliche Rücksichten waren hierbei die treibenden Motive. Die ersteren Beweggründe sind natürlich bei Dichtern maßgebend gewesen; so hat uns Virgil in seiner Idylle „Philemon und Baucis“ die eingehendste Schilderung einer ländlichen Hütte, ihrer Einrichtung und der Lebensweise ihrer Bewohner gegeben. Viel von dem, was Herodot berichtet, möchte man dem Interesse eines Sammlers von allerlei

Raritäten zuschreiben. Tacitus wollte in seiner Germania seinen verderbten Mitbürgern das Bild eines körperlich und sittlich gesunden Naturvolkes vor Augen führen. In den weltlichen und kirchlichen Gesetzen werden in Rechtskraft erwachsene Gewohnheiten verzeichnet oder es wird gegen alte heidnische Gebräuche Stellung genommen, um hierdurch die staatlichen und kirchlichen Ziele zu fördern; in dieses Gebiet gehören auch die Hexenprozesse. Der Dominikaner Thomas Cantiprätanus hatte, als er um 1260 seinen „Bienenstaat“ schrieb und daran moralisierende Betrachtungen über den Mönchsstaat anknüpfte, gewiß nicht im Sinne, daß sein Werk für uns Wert haben würde, weil er seine Behauptungen durch allerlei Geschichten, Sagen und Legenden erläutert. Einige von ihnen, darunter eine kumanische und eine tatarische, teilt A. Kaufmann in der „Zeitschrift für Volkskunde“, I (Leipzig 1889), S. 228 ff., mit. Ebenso hat auch der berühmte Prediger Geiler von Keisersberg (Anfang des XVI. Jahrhunderts) in seine Predigten Kinderreime nicht aus volkskundlichem Interesse aufgenommen. Darauf hat J. Grimm in der Zeitschrift für deutsche Mythologie, II (1855), S. 1 f., aufmerksam gemacht. So erfahren wir aus der Predigt vom christlichen Pilger, daß schon damals den Kindern, welche sich nicht kämmen ließen, gedroht wurde, die Läuse würden sie in den Wald schleppen; Grimm hat das Fortbestehen dieser Übung in Hessen festgestellt; heute droht man noch in der Bukowina den Kindern, daß die Läuse einen Strick drehen und sie in den Brunnen ziehen würden. Von einem gewissen Werte ist das von dem Polen Jakob Lasicz (Lascovius) im Jahre 1580 verfaßte und im Jahre 1615 herausgegebene Büchlein „De diis Samagitarum ceterorumque Sarmatarum et falsorum Christianorum“, welches ebenfalls J. Grimm in Haupts Zeitschrift für deutsches Altertum, I (1841), S. 138 ff., wieder abgedruckt hat. Veranlassung zu seiner Abfassung haben die Erfahrungen gegeben, welche Lascovius bei der Seelsorge und Kultivierung dieser Völker gemacht hat; dabei soll er aber, um die katholischen Heiligen und Patrone ins Lächerliche zu ziehen, die Zahl der Götter absichtlich vermehrt haben. Vieles, was hier mitgeteilt wird — die Verehrung der Schlangen, das Georgsfest, die Erntegebräuche, die Bedeutung des Hollunderstrauches, das Wachsgießen, das Beschmieren des Gesichtes der Braut mit Honig und das Bewerfen derselben mit Getreide — ist noch heute bei den Ruthenen üblich. Von hohem Wert ist die Sammlung „Der Ehsten abergläubische Gebräuche, Weisen und Gewohnheiten“ des Pastors Joh. Wolfgang Boecler, welche ohne Wissen des Revalschen Konsistoriums herausgegeben und daher im Jahre 1685 konfisziert und vernichtet worden war, so daß nur zwei Exemplare gerettet wurden. Darnach wurde im Jahre 1854 in Petersburg eine neue Ausgabe veranstaltet. Aus dieser Gruppe von Schriften möge nur noch des schwäbischen Pfarrers J. Conlin Buch „Der christliche Weltweise beweinet die Torheit der in diesem Buch beschriebenen 50 Narrinnen“ (Augsburg 1710) genannt werden, in welchem er gegen „die ständlichste Aberglauben, verteuflischte Narrheiten und Affterbossen“ der Frauen eifert und so uns dieselben bewahrt hat. Die Tendenz der Schrift ergibt sich zur Genüge aus den vorstehenden Zitaten. Auch von den für den Volksforscher wichtigen Schriften, welche Vertreter der Afterwissenschaften oder Freunde von Kuriosem ge-

schaffen haben, mögen hier nur einige genannt werden. So erschien in Frankfurt am Main im Jahre 1612 eine „Astronomia, Teutsch: Himmelslauf. Wirkung und natürliche Influenz der Planeten und Gestirn, aus Grund der Astronomey, nach jeder Zeit-, Jahr-, Tag- und Stunden-Constellation in Nativitäten, zur Arznei, Wohlfahrt und allem Leben der Menschen zu wissen von nöthen“. Im Anhange dieses Buches findet man eine Sammlung von Aberglauben unter dem Titel „Der alten Weiber Philosophey, wie dieselbe ein halbjähriges Knäblin erfahren und von einer blinden Frawen in eigener Person ist gesehen worden“. Vieles, was diese Sammlung enthält, ist noch heute weit verbreitet. Ja, man kann mitunter der Reihe nach die verzeichneten Aberglauben im Ostkarpatengebiete nachweisen. Es finden hier z. B. ihre Gegenstücke: Nr. 8 Wann die Kindlein Fähnlein und Kreuz tragen, das ist ein Zeichen des Sterben; Nr. 10 So man über ein Kind schreitet, so soll es nimmermehr wachsen, es sei denn, daß mans wiederumb hinter sich überschreite; Nr. 11 So ein Fraw oder Magd . . . verleuret den Hosenbändel, das ist ein Zeichen, daß ihr Mann oder Freier ihr nicht getrew ist; Nr. 12 Wo einem auf dem Weg ein Has begegnet, das ist ein bös Zeichen (vgl. Zeitschrift für deutsche Mythologie, III [1855], S. 309 ff.). Im Jahre 1630 erschien ebenfalls in Frankfurt am Main das „Kräuterbuch von dem edlen, ehrnfesten Herrn Adamo Lonigero der Arznei Doctoren zu Frankfurt“, in welchem allerlei Aberglauben von Pflanzen berichtet werden; von einer Pflanze wird ausdrücklich erwähnt: „ist auch in der Alchimey gebräuchlich“ (Zeitschrift für deutsche Mythologie, IV [1859], S. 43). Ferner nennen wir: „Der Glückstopf, welcher in 118 beschriebenen abergläubischen Zetteln bestehet“ von M. Johannes Praetorius (1669); ebenso desselben „Anthropodemus Plutonicus“ (1666); „Tractatus de Fascinatione“ von Joh. Chr. Framann (1675); „Curiosus Amuletorum scrutator“ von Julius Reichelt (1692); mit der oben erwähnten Schrift: „Der alten Weiber Philosophey“ ist eng verwandt die „Gestriegelte Rockenphilosophie“ aus dem Anfang des XVIII. Jahrhunderts, die Grimm im Anhang zur ersten Ausgabe der deutschen Mythologie abgedruckt hat.

Das Mitgeteilte wird genügen, um die ältere volkskundliche Literatur zu charakterisieren. Im XVIII. Jahrhundert trat auf diesem Gebiete ein ähnlicher Aufschwung ein, wie wir ihn auch bei der Betrachtung der Entwicklung der Anthropologie bemerkt haben. Auch auf dem Gebiete des Volkskundlichen trat eine Vertiefung ein, Verständnis für sein inneres Wesen brach sich Bahn; man lernte nun auch das Schöne und Poetische in diesen Schöpfungen des naiven Volksgeistes kennen, während man bisher nur auf die dunklen und oft abstoßenden Seiten geachtet hatte. Im Jahre 1765 erschien Percys Werk „Reliques of ancient english poetry“, jene bekannte Sammlung altenglischer Volkspoesie, durch welche Bürgers volkstümliche Balladen angeregt wurden, vor allem seine „Leonore“ (1774) und „Der wilde Jäger“. Erinnert sei an die starke Betonung der Vorzüge volkstümlicher Dichtung durch Herder und an seine Sammlung von Volksliedern (1778/79). Allgemein bekannt ist, wie durch Herder Goethe in ähnlichem Sinne angeregt wurde. Nicolais Spott hat dieser Richtung nicht geschadet, sondern vielmehr sie gefördert. Hier ist auch an Goethes Interesse am

Volksglauben zu erinnern, das sich z. B. im „Götz" und „Faust" äußert. Aus dem „Götz" sei nur erinnert an das volkstümliche Liedchen Georgs: „Es fing ein Knab ein Vögelein"; an die Sage vom wilden Jäger, deren in der bekannten Zigeunerszene gedacht wird; mit „Blutwurzel" soll Götzens Wunde geheilt werden. Im „Faust" ist nicht nur der Stoff an und für sich schon unserem Gebiete entnommen, sondern es finden sich auch andere Züge aus dem Volksglauben. Wenn in der Szene in „Auerbachs Keller" Mephistopheles sich vernehmen läßt „Trauben trägt der Weinstock, Hörner der Ziegenbock; der Wein ist saftig, Holz die Reben u. s. w.", so verrät Goethe damit die Bekanntschaft mit einem Kettenreime, der weithin über die deutschen Lande verbreitet ist; man vgl. die Zeitschriften für Volkskunde „Am Urdsbrunnen", VII, 191, ferner „Am Urquell", I, 125, 172, 188 f.; III, 281, und IV, 199. Ferner wird in der „Hexenküche" vom Erkennen des Diebes mittels eines Siebes gesprochen, was offenbar auf lebendiger Volksüberlieferung beruht. Vieles andere muß hier übergangen werden. Man könnte z. B. auch bei Schiller manches Volkstümliche nachweisen. Überaus gefördert wurde diese Richtung durch die romantische Schule, welche durch ihr liebevolles Versenken in die ältere Zeit die Sprachwissenschaft und die Erforschung unseres Volkstums hervorragend gefördert hat. Da Deutschlands Schmach und Erniedrigung am größten war, erschien „Des Knaben Wunderhorn" von Klemens Brentano und Achim von Arnim (1806), das einen Schatz von herrlichen erquickenden Liedern und ähnlichen Erzeugnissen volkstümlicher Dichtung enthält. Vor allem haben sich die Brüder Grimm unvergängliche Verdienste erworben: Die Kinder- und Hausmärchen (1812 bis 1822), die Deutschen Sagen (1816—1818), Deutsche Rechtsaltertümer (1828), und die Deutsche Mythologie (1835) waren von grundlegender Bedeutung. Mit ihnen beginnt die systematische Erforschung des deutschen Volkstums; in diesen Werken haben die von heißer Liebe für ihre Muttersprache und ihr Vaterland erfüllten Männer den hohen Wert dieser Forschung betont; sie haben die Vernachlässigung derselben gerügt und mit Nachdruck die Überschätzung der Klassizität der Griechen und Römer auf Kosten des vaterländischen Wesens zurückgewiesen. Ob sie nun den hohen Wert der Märchen und Sagen betonen, oder das altdeutsche Recht gegen allerlei Spötterei und Mißdeutungen in Schutz nehmen oder endlich dem germanischen Heidentum sein Recht werden lassen, das mannhafte Auftreten hat goldene Früchte getragen. Einem dürren Obstbaume, einem verfallenen Brunnen haben sie, wie das Mägdelein im Märchen, ihre hilfreiche Hand geboten, und sie sind mit goldenen Früchten belohnt worden, haben einen lauteren Quell von unendlichem Wert erschlossen. „Weil ich lernte" — sagt Jakob Grimm am Schlusse der Vorrede zur zweiten Auflage seiner Mythologie (1844) — „daß seine Sprache, sein Recht und sein Altertum viel zu niedrig gestellt waren, wollte ich das Vaterland erheben. Die eine Arbeit ward mir zur anderen, und was dort bewies, half auch hier stützen, was hier gründete, diente dort zu bestätigen. Vielleicht werden meine Bücher in einer stillen, frohen Zeit, die auch wiederkehren wird, mehr vermögen; sie sollten aber schon der Gegenwart gehören, die ich mir nicht denken kann, ohne daß unsere Vergangenheit auf sie zurückstrahlte, und an der

die Zukunft jede Geringschätzung der Vorzeit rächen würde. Die nachgelesenen Ähren vermache ich dem, der auf meinen Schultern stehend mit der Ernte des großen Feldes in vollen Zug kommen wird."

Und so ist es auch geschehen. Von ihrem Geiste beseelt, durch sie mit den Quellen und der Methode vertraut gemacht, auf ihre grundlegenden Arbeiten gestützt, begann sich eine rege Forschung zu entfalten, und zwar nicht nur in Deutschland, sondern auch in anderen Ländern. Indem wir nun daran gehen, die Entwicklung der volkskundlichen Forschung in den verschiedenen Gebieten in aller Kürze zu schildern, muß im vorhinein scharf betont werden, daß es nicht unsere Aufgabe ist, dieselbe in ihren Einzelheiten zu verfolgen. Dazu ist hier weder der Ort, noch sind die nötigen Vorarbeiten bisher vorhanden. Nur das allernotwendigste soll zur Orientierung gesagt werden.

Fassen wir zunächst Deutschland und Deutsch-Österreich ins Auge. Eine reichere volkskundliche Literatur beginnt daselbst in den dreißiger Jahren des XIX. Jahrhunderts. Es erschienen damals: L. Bechstein, Thüringischer Sagenschatz (Hildburghausen 1835—1838); B. Baader, Volkssagen aus dem Lande Baden (Mones Anzeiger für die Kunde der deutschen Vorzeit 1835—1839, später Karlsruhe 1851); W. Börner, Volkssagen aus dem Orlagau (Altenburg 1838); Reusch, Sagen des preußischen Samlandes (Königsberg 1838). Wie wir sehen, hat zunächst die erzählende Volksüberlieferung Berücksichtigung gefunden. Daneben begann man auch schon auf die Sitten und Gebräuche das Augenmerk zu lenken, wie das Werk von Fr. A. Reimann, Deutsche Volksfeste im XIX. Jahrhundert (Weimar 1839) beweist. In dem folgenden Jahrzehnte beginnt diese Literatur bereits viel reicher sich zu entfalten und schließt nun fast alle deutschen Länder ein. Eine Reihe der tüchtigsten Forscher stellt sich bereits in die Dienste dieser Forschung. Wir können hier nur einige von den Sammlungen nennen: Harry, Volkssagen aus Niedersachsen (Celle 1840); Bechstein, Fränkische Volkssagen (Würzburg 1842); A. Kuhn, Märkische Sagen (Berlin 1843); J. W. Wolf, Niederländische Sagen (Leipzig 1843) und desselben „Deutsche Märchen und Sagen" (Leipzig 1845); K. Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg (Kiel 1845); E. Sommer, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Sachsen und Thüringen (Halle 1846); Bechstein, Österreichische Volkssagen (Leipzig 1846); J. F. Vonbun, Volkssagen aus Tirol (Wien 1847); A. Kuhn und W. Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg, Pommern, der Mark, Sachsen, Thüringen, Braunschweig, Hannover, Oldenburg und Westfalen (Leipzig 1848); Fr. Panzer, Bayrische Sagen und Bräuche (München 1848 und 1853). Seit der Mitte des Jahrhunderts ist diesen Anfängen eine fast unabsehbare Literatur gefolgt. Hier mögen nur, um zu zeigen, wie rasch sich für einzelne Länder derartige Sammlungen häuften, die österreichischen aus den nächsten Jahren genannt werden: J. N. v. Alpenburg ließ „Mythen und Sagen aus Tirol" erscheinen (Zürich 1851); von J. V. Zingerle erschienen: „Tirols Volksdichtungen und Gebräuche" (Innsbruck 1851), „Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes" (1857) und „Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol" (Innsbruck 1859);

Th. Vernaleken veröffentlichte „Alpensagen“ (Wien 1858) und „Mythen und Bräuche des Volkes in Österreich“ (Wien 1859); J. Haltrich, Deutsche Volksmärchen aus Siebenbürgen (Berlin 1856); Fr. Müller, Siebenbürgische Sagen (Kronstadt 1857); J. V. Grohmann, Sagenbuch aus Böhmen und Mähren (Prag 1863). Diese Mitteilungen werden an dieser Stelle umsomehr genügen, als gegenwärtig E. Mogk in Pauls „Grundriß der germanischen Philologie“, 2. Aufl. (1900), III. Band, S. 493—530, den bedeutendsten Teil der Literatur wohlgeordnet nach den Ländern verzeichnet hat. Hier findet man nicht nur die Schriften über die deutsche Volkskunde, sondern auch über jene der anderen germanischen Völker in reicher Fülle verzeichnet. Wir finden nämlich berücksichtigt: Deutschland, Deutsch-Österreich und die Schweiz im allgemeinen, ferner einzeln: das Gesamtreich Österreich, Tirol mit Vorarlberg, Salzburg, Kärnten und Krain, Steiermark, Ober- und Niederösterreich, Böhmen, Mähren und Schlesien, Ungarn und Siebenbürgen; sodann die Schweiz, Bayern, Baden, Württemberg und Hohenzollern, Elsaß-Lothringen, Luxemburg, Nassau und Hessen, Waldeck, das Königreich Sachsen, Thüringen und die Provinz Sachsen, Braunschweig, Anhalt, Brandenburg, Schlesien, Posen, Ost- und Westpreußen, Pommern, Mecklenburg, Lübeck, Schleswig-Holstein, Lippe, Hannover, Bremen, Friesland und Oldenburg, Rheinprovinz, Westfalen, Belgien und Holland, Großbritannien und Nordamerika, Dänemark, Schweden, Norwegen, endlich Island und die Faeroeer. Neben dieser ausführlichen Übersicht sind ältere Verzeichnisse, wie jenes in Simrocks Handbuch der deutschen Mythologie, ziemlich entbehrlich geworden. Die neue Literatur wird man stets in den einschlägigen Zeitschriften nachzusehen haben. Diesen letzteren wollen wir nun noch einige Aufmerksamkeit schenken.

Wie wir oben sahen, enthielt schon in den dreißiger Jahren Mones *„Anzeiger für die Kunde der deutschen Vorzeit“* volkskundliche Beiträge. Im Jahre 1841 begann M. Haupt die *„Zeitschrift für deutsches Altertum“* herauszugeben. Sie sollte nicht nur die Literatur und Sprache, sondern auch die Sitten, Rechtsaltertümer und den Glauben der deutschen Vorzeit in ihren Bereich ziehen. Schon der erste Band enthielt wertvolle Beiträge, darunter solche von J. Grimm; und so bringt auch noch der jüngste (46.) den schönen Beitrag von G. Matthaei „Die bayrische Hunnensage“. Aber auch diese Zeitschrift behandelt Volkskundliches, doch nur nebenbei. Dagegen hatte der bereits oben als Herausgeber niederländischer Sagen genannte J. W. Wolf schon 1843 die Zeitschrift *„Wodana, Museum voor nederduitsche Oudheitskunde“* erscheinen lassen, in der viele Beiträge zur Volkskunde gesammelt sind. Dieser war es auch, der im Jahre 1853 die *„Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde“* begründete. Indem Wolf mit Nachdruck die hohen Verdienste J. Grimms um den Wiederaufbau der deutschen Mythologie betont, verweist er auf die Notwendigkeit, als ergänzende Wissenschaft die deutsche Sittenkunde zu pflegen. Außer der Sichtung des bereits vorhandenen Stoffes, sei vor allem die Mitteilung neuer Materialien nötig; „und hier glaube ich — fährt Wolf fort — wird meine Zeitschrift eine längst fühlbare Lücke ausfüllen, indem sie ein Mittelpunkt werden soll für die bisher zersplitterte Tätigkeit so vieler ehrenwerter und

eifriger Sammler, und teils zu bereits erschienenen Sammlungen Nachträge liefert, teils zur Veröffentlichung einzelner Stücke und guter neuer Sammlungen Gelegenheit bietet." Wolf weist sodann mit Nachdruck auf die Wichtigkeit der Bräuche des Volkes hin, besonders für die drei Hauptmomente des Lebens: Geburt, Heirat, Tod. „Da wir dabei von dem Grundsatz ausgehen müssen, daß es im Volksleben kaum etwas Bedeutungsloses gibt, daß auch im kleinsten der Geist, der es erfüllt, sich oft wunderbar spiegelt, wie der Himmel in dem unbeachteten Tautropfen, der an der Spitze des Halmes schwebt, so werde ich auch dem geringsten einen Platz in diesen Blättern einräumen, und das neckische Rätsel und der mutwillige Kinderreim stehen friedlich neben der gelehrten Abhandlung." Auch wird nachdrücklich betont, daß zur richtigen Erkenntnis der deutschen Mythologie die Vergleichung mit den Überlieferungen anderer Völker nötig sei; endlich wird „sinn- und zuchtlosen Phantasien", wie jenen von Nork (man vergl. dessen kritiklose Beiträge in Scheibles „Kloster" und sein „Etymologisch-symbolisch-mythologisches Real-Wörterbuch zum Handgebrauch", Stuttgart 1842—1845), die Aufnahme verweigert. Hiermit hat Wolf ein so richtiges und vernünftiges Programm entworfen, daß man auch heute nicht viel hinzuzufügen hat. Es fanden sich auch sofort eine Reihe von tüchtigen Mitarbeitern ein; darunter W. Grimm, A. Kuhn, H. Pröhle, J. V. Zingerle und K. Simrock. Wie sehr die Zeitschrift einem wirklichen Bedürfnisse entsprach, geht aus dem Umstande hervor, daß nicht nur aus Ungarn, sondern selbst aus der fernen Bukowina Beiträge von L. A. Staufe-Simiginowicz und Waldburg-Popowicz geliefert wurden. Auch brachte schon der erste Band Nachrichten über neue volkskundliche Literatur, die sich in der Folge immer reicher gestalteten. So brachte der III. Band (1855), S. 154 ff., allein 80 Nummern und weitere 80 Nummern an späteren Stellen. Auch begannen schon in dieser Zeitschrift die Umfragen (man vergl. Bd. III, S. 159), die gegenwärtig in einzelnen volkskundlichen Zeitschriften zu besonderer Entwicklung gelangt sind. Dazu kamen Nachrichten über geplante Arbeiten, Anbote von Sammlungen zum Verlage u. dgl. Mit dem III. Bande hatte die Redaktion der Zeitschrift für Mythologie und Sittenkunde W. Mannhardt übernommen, einer der verdienstvollsten deutschen Volksforscher. Indes wurde das Erscheinen derselben schon mit dem IV. Bande (1859) eingestellt. Im folgenden Jahre erschien der I. Band der von Lazarus und Steinthal herausgegebenen *„Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft"*, über deren Ziele schon an früherer Stelle ausführlich gehandelt wurde. Auch diese Zeitschrift brachte manches, das in unser Gebiet schlägt. So handelt z. B. schon im I. Bande Paul Heyse über italienische Volkspoesie und Nöldeke über die Schlange nach arabischem Volksglauben; während unter den Anzeigen sich solche über Riehl „Die Volkskunde als Wissenschaft" und Perty „Grundzüge der Ethnographie" finden. Auch die späteren Bände brachten manchen Beitrag. Vor allem sei aus dem XX. Bande (1890) der schöne Aufsatz von K. Weinhold, „Was soll die Volkskunde leisten?" erwähnt werden. Aber weder diese Zeitschrift, noch die daneben bestehenden und entstehenden für verwandte Wissenszweige, die nebenbei Volkskundliches brachten (so die *„Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung"*

von Aufrecht und Kuhn seit 1852; Pfeiffers *„Germania“* seit 1856; Benfeys *„Orient und Occident“* seit 1862; *„Globus“* ebenfalls seit 1862 und die mit diesem jetzt verschmolzene Zeitschrift *„Das Ausland“*; die *Schriften der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte*; die *Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft* in Wien und der *k. k. Geographischen Gesellschaft* daselbst u. a. genügten völlig. Auch das wenige, was in Lokal- und Familienblätter hineingeriet und nunmehr so gut als verschollen ist, konnte nicht befriedigen. Da gründeten anfangs der achtziger Jahre des XIX. Jahrhunderts norddeutsche Volksschullehrer (vor allem F. Höft in Rendsburg und H. Carstens in Dahrenwurth bei Lunden) die Zeitschrift *„Am Urdsbrunnen“*, teils um die noch im Volke lebenden Sagen, Märchen, Lieder, Reime, Sitten und Gebräuche u. s. w. zu sammeln, teils aber auch, um über den Inhalt des Gesammelten wissenschaftlichen Aufschluß zu erlangen. Diese Zeitschrift erreichte 7 Jahrgänge, worauf sie mit erweitertem Programm seit 1890 als *„Am Urquell“* fortgesetzt wurde. Diese „Monatsschrift für Volkskunde“, anfangs noch von H. Cartens in Dahrenwurth, dann aber von dem bekannten südslavischen Folkloristen Dr. Fr. S. Krauß in Wien redigiert, umfaßt nicht bloß deutsche Volkskunde, sondern ist international geworden. Ihre, wenn auch wenig umfangreichen Bände, bieten eine Fülle interessanten Materials; ebenso zusammenfassende Aufsätze, Umfragen, Literaturberichte u. dgl. Daneben erschien seit 1888 in Leipzig die von E. Veckenstedt herausgegebene *„Zeitschrift für Volkskunde“*, die anfangs ebenfalls viel wertvolles enthielt, es aber nur bis zum IV. Bande brachte.

In ein neues Stadium trat die deutsche Volkskunde, als sich Weinhold derselben annahm. Wir haben gesehen, daß anfangs eine Reihe bedeutender Gelehrter sich der Erforschung des Volkslebens gewidmet hatten. Mit der Zeit hatte sich aber deren Reihe gelichtet und der Volkskunde ging so immer mehr und mehr die „Hoffähigkeit“ im Kreise der anderen Wissenschaften verloren. Kaum ist zu zweifeln, daß vor allem das seit den achtziger Jahren erfolgte Aufblühen der ethnologischen Studien der Volkskunde zu neuem Glanz verhalf. So kam es, daß der Geh. Regierungsrat und ordentliche Professor der Germanistik an der Berliner Universität Dr. Karl Weinhold allgemeinen Beifall fand, als er seinen Namen und seine Kraft für die gute Sache einsetzte. Er veranlaßte die Gründung des Vereines für Volkskunde in Berlin, dessen Seele er durch zehn Jahre bis zu seinem Tode (1901) blieb. Ferner trat nun an die Stelle der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft“ die *„Zeitschrift des Vereines für Volkskunde“*, deren Schriftleitung Weinhold übernahm. In klaren Worten äußert dieser sich in der Vorrede zum I. Bande über die Ziele der Volkskunde: „Es kommt zuerst darauf an, umfassende Sammlungen anzulegen: alles und jedes Material, so genau wie der Naturforscher das seine, aufzusuchen, möglichst rein zu gewinnen und treu aufzuzeichnen, in Wort und Bild, wo beides möglich ist. Die Gegenwart zerstört systematisch, was aus der Vorzeit sich noch erhalten hat. Es ist die höchste Zeit zu sammeln! Nach der Sammlung kommt es darauf an, zu untersuchen, ob das Gewonnene sich geschichtlich verfolgen läßt, wie es in früheren Zeiten gewesen ist, wo

sein Ursprung liegt und welches die Gründe seines Ursprungs waren. Damit ist aber die Arbeit noch nicht völlig abgeschlossen. Eine zweite Aufgabe ist, nachzuforschen, ob sich die gleiche Erscheinung auch bei anderen Völkern findet, und welche Unterschiede sich bei der Vergleichung ergeben. Auf diese Weise wird man zuletzt die allgemeine menschliche Formel aus der nationalen gewinnen." Dieses Verfahren muß bei den Mythen, Sagen und Märchen, aber auch bei Sitten und Gebräuchen, bei den Trachten, beim Hausbau und der Hofanlage, kurz bei allem, was zur Volkskunde gehört, beobachtet werden. Es werden sodann die Gegenstände, auf welche es ankommt, noch näher bezeichnet und schließlich betont, daß die Zeitschrift vorwiegend deutsche Volkskunde, aber auch jene der anderen Völker berücksichtigen werde. Daß Weinhold gegen den Dilettantismus sich ausspricht, ist selbstverständlich. Vergleicht man dieses Programm mit jenem Wolfs, so wird man leicht finden, daß schon dieser den richtigen Pfad gezeigt hat. Über die Trefflichkeit und Reichhaltigkeit der stattlichen Bände dieser Berliner Zeitschrift für Volkskunde braucht hier kein Wort verloren zu werden. Besonders sei auf die reichen, die Volkskunde aller Völker umfassenden Literaturnachweise und Anzeigen verwiesen, die zum Teil nach Völkern geordnet sind. Seit dem Tode des Altmeisters Weinhold leitet die Zeitschrift Professor Dr. Joh. Bolte in Berlin.

Ende des Jahres 1894 trat über Anregungen Dr. M. Haberlandts der Verein für österreichische Volkskunde ins Leben. Im Jahre 1895 erschien auch bereits der I. Band der *„Zeitschrift für österreichische Volkskunde"*, redigiert von Dr. Haberlandt. Aufgabe des Vereines wie seiner Zeitschrift ist die vergleichende Erforschung und Darstellung des Volkstums der Bewohner Österreichs. „Von den Karpaten bis zur Adria", heißt es in der Einleitung zum ersten Bande der Zeitschrift, „wohnt in dem von Natur und Geschichte gefügten Rahmen des Vaterlandes eine bunte Fülle von Völkerstämmen, welche wie in einem Auszug die ethnographische Mannigfaltigkeit Europas repräsentiert. Germanen, Slaven und Romanen — die Hauptstämme der indo-europäischen Völkerfamilie — setzen in verschiedener historischer Schichtung und nationalen Abschattungen die österreichische Bevölkerung zusammen. Wir bekümmern uns aber nicht um die Nationalitäten selbst, sondern um ihre volkstümliche, urwüchsige Grundlage. Um Erforschung und Darstellung der volkstümlichen Unterschicht ist es uns allein zu tun. Das eigentliche Volk, dessen primitivem Wirtschaftsbetrieb eine primitive Lebensführung, ein urwüchsiger Geisteszustand entspricht, wollen wir in seinen Naturformen erkennen, erklären und darstellen. Ersteres durch die Mittel und Methode der Wissenschaft in unserer Zeitschrift; letzteres, da die volkstümlichen Dinge in raschem Verschwinden begriffen sind, durch ihre Bergung und Aufsammlung in einem Museum. Beide Tätigkeiten werden auf österreichischem Boden von selbst und notgedrungen vergleichend sein. Durch die bunte ethnographische Zusammensetzung Österreichs ist uns die vergleichende Richtung des Volksstudiums geradezu als selbstverständlich gegeben. Wir brauchen gar nicht außer Landes zu gehen, wie die deutsche, wie die romanische Volkskunde, um über die nationale Formel hinaus die wissenschaftliche zu finden. Die geographische Verbreitung der volkstümlichen

Dinge, Ideen und Sitten wird sich durch die Vergleichung überall konstatieren lassen, und wir werden an der vielfachen Identität der naturwüchsigen Volksäußerungen, welche über alle nationalen Grenzen hinwegreicht, ein tieferes Entwicklungsprinzip als das der Nationalität erkennen müssen.“ Von allem Anfang an hat dieser Verein auf die Forschung „auf musealem Wege“ großes Gewicht gelegt und das schon jetzt stattliche Museum für österreichische Volkskunde zeigt von der Fruchtbarkeit dieser Bestrebungen. Ebenso muß es der Redaktion der Zeitschrift als besonderes Verdienst angerechnet werden, daß sie regelmäßige zusammenfassende Übersichten über die volkskundliche Literatur Österreichs und auch sonst viele Nachrichten über die Entwicklung der volkskundlichen Bestrebungen, Museen, Ausstellungen u. dgl. in Österreich bietet. Darauf sei hier nachdrücklich hingewiesen. Es ist selbstverständlich, daß diese Zeitschrift noch mehr als die Berliner auch die Volkskunde der nichtdeutschen Völkerschaften pflegt; ihr vorwiegender Charakter ist aber doch deutsch. Von lokaler Bedeutung sind der zu Innsbruck im Jahre 1892 gegründete „Akademische Verein für tirolisch-vorarlbergische Volkskunde“, der „Verein für Egerländer Volkskunde“ und andere. Zuweilen eröffnen auch die Zeitschriften der historischen Vereine in den einzelnen Provinzen volkskundlichen Aufsätzen ihre Spalten. Daneben mag bemerkt werden, daß auch im Österreichischen Touristenklub eine Sektion für Volkskunde besteht und der Deutsch-Österreichische Alpenverein seine Aufmerksamkeit volkskundlichen Fragen widmet. Der Wiener Ingenieur- und Architektenverein hat sich der Hausbauforschung gewidmet. Auf die zahlreichen Lokalmuseen u. dgl. kann hier nicht eingegangen werden; man vergleiche darüber die Nachrichten in der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“. Nur nebenbei sei noch erwähnt, daß z. B. in Tirol und Steiermark sich Vereine zur Erhaltung von volkstümlicher Tracht und Sitte gebildet haben.

Von den anderen germanischen Ländern soll hier nur England ausführlicher berücksichtigt werden, weil daselbst die Volkskunde einen überaus raschen Aufschwung genommen hat. Hier ist schon im Jahre 1725 eine treffliche Sammlung von Volksgebräuchen und Aberglauben von A. Bourne in seinen „Antiquitates Vulgarenses“ veranstaltet worden, die seither mehrfach neu bearbeitet noch jetzt in der Ausgabe von Ellis für die Kenntnis des englischen Volkstums sehr wichtig ist. Auf Percys Sammlung altenglischer Balladen, die im Jahre 1765 erschienen ist und die deutsche Literatur beeinflußt hat, ist schon oben hingewiesen worden. Dieser Richtung nahm sich die „Romantische Schule“ Englands an, die in ihren Auswüchsen vielleicht noch die deutsche überragte, aber auch zur Erforschung des Volkstums hervorragenden Anstoß bot. Im Jahre 1796 hat Bunting seine „nationalen Weisen“ herausgegeben, die einen Schatz von vergessenen Melodien, von zum Teil hervorragender Schönheit, in Erinnerung brachten. Zwei Jahre später erschienen die Balladen Wordsworths. Scott, einer der bekanntesten Romantiker, begann seine schriftstellerische Laufbahn im Jahre 1796 mit der Übersetzung der „Leonore“ und des „Wilden Jägers“ von Bürger, worauf 1799 die Übersetzung des „Götz von Berlichingen“ folgte. So ist England der Dank rückerstattet worden für die durch Percy unserem Bürger gegebenen Anregungen. Wie letzterer so hat übrigens auch Scott im

Jahre 1801 Balladen herausgegeben und im folgenden Jahre hat er historische Volkslieder aus dem wildromantischen schottischen Grenzland, das er auf seinen vielfachen Ausflügen näher kennen gelernt hatte, veröffentlicht. Seine Zeitgenossin, Lady Morgan, begann wie er ihre schriftstellerische Laufbahn mit einer Sammlung von Volksgedichten. So entwickelte sich ganz ähnlich wie in Deutschland das Interesse am Volkstümlichen immer mehr. Knapp vor der Mitte des XIX. Jahrhunderts (1846) hat schließlich, wie schon an früherer Stelle bemerkt worden ist, Thoms der neuen Forschung oder vielmehr dem Forschungsgegenstande den Namen gegeben und die näheren Ziele der Folklore-Wissenschaft dargetan. Indem er als Gegenstände, auf welche dieselbe ihr Augenmerk zu richten hatte, Gewohnheiten, Überlieferungen, Sitten, Aberglauben, Volkslieder und Sprichwörter nennt, hat er der Hauptsache nach die von der Volkskunde zu verfolgenden Wege gekennzeichnet. Die von ihm vorgeschlagene Bezeichnung für die neue Wissenschaft hat allgemeine Verbreitung gefunden und ist geradezu international geworden. Schon die in London seit 1850 erscheinenden „*Notes and queries a medium for litterary men, artists antiquaries genealogists etc.*“ bringen eine Fülle von Mitteilungen zur Volkskunde, und zwar ausdrücklich unter dem Titel „Folklore“ (z. B. folklore of Northamptonshire, folklore of Wales, folklore of Lancashire, dutch folklore, Devonshire folklore). Seit 1878 besteht The Folk-Lore Society for collecting and printing relics of popular antiquities, die eine Reihe von Zeitschriften (*Folk-Lore Record, The Folk-Lore Journal, Folk-Lore*) und schön ausgestattete Einzelwerke von großem Umfange (z. B. Marian R. Cox, Cindarella-Aschenbrödel) herausgab. Auch in Nordamerika sind seit den achtziger Jahren folkloristische Gesellschaften und Zeitschriften ins Leben getreten.

Unter den anderen germanischen Ländern trat zunächst Dänemark hervor; hier arbeitete schon in den vierziger Jahren J. M. Thiele, dann S. H. Grundtvig. Anfangs der siebziger Jahre wurde es aber von Schweden überholt, wo man damals eifrig die Erforschung des Volkstums begann und zu diesem Zwecke mehrere Vereine gründete. Seit 1881 schloß sich Norwegen an, worauf dann auch in Dänemark unter dem Einflusse des Volksschullehrers E. T. Kristensen die Volkskunde zur Entfaltung kam. Seit 1890 kam auch auf Island unsere Forschung in Aufnahme. Kurz vorher hat die Volkskunde in den Niederlanden Wurzel geschlagen und sich seither überaus reich entfaltet. Die volkskundlichen Vereine und Zeitschriften, welche in diesen Ländern ins Leben gerufen worden sind, möge man bei Mogk am angeführten Orte nachlesen.

Von den romanischen Ländern lenkt vor allem Frankreich unsere Aufmerksamkeit auf sich. Hier hat schon im XVII. Jahrhundert Molière, der selbst dem Volke entsprossen war, dem Volkslied Beachtung geschenkt. Die komische Oper der Franzosen ging geradezu aus dem Volksleben hervor und das Element des Volksliedes (Vaux de Vire, daraus Vaudeville) mit seinen volksmäßigen Melodien bildete ihren vorherrschenden Bestandteil. Die volksmäßigen Lieder waren es also in Frankreich, ebenso wie anderwärts, die zunächst die Aufmerksamkeit erregten. So hatte auch schon Kaiser Napoleon I. den Gedanken gefaßt, den französischen Volksliederschatz sammeln

zu lassen. Trotzdem kam es in Frankreich bis zur Mitte des XIX. Jahrhunderts zu keiner bedeutenderen Arbeit auf volkskundlichem Gebiete. Da wandte sich Dr. J. Firmenich, der die verdienstvolle Dialektsammlung „Germaniens Völkerstimmen“ hergestellt hatte, auch an die französische Regierung mit der Bitte, eine allgemeine Aufzeichnung der romanischen Dialekte zu veranstalten, und machte darauf aufmerksam, daß mit dieser Arbeit nach dem Muster seines Werkes eine Sammlung der französischen Volkslieder verbunden werden könnte. Tatsächlich ging der damalige Präsident der Republik, Louis Napoleon, über Anregung seines Unterrichtsministers Fortoul auf die Pläne Firmenichs ein, und mittels Dekrets vom 13. September 1852 wurde die Sammlung eines großen Volksliederschatzes anbefohlen. Dem ministère de l'instruction publique wurde die Ausführung des Dekrets übertragen, während das comité de la langue, de l'histoire et des arts de la France die Herausgabe der Sammlung besorgen sollte. Reiche Geldmittel wurden bewilligt und eine Medaille für die fleißigsten Sammler gestiftet. Im folgenden Jahre war bereits eine sehr ausführliche und treffliche Instruktion für die Sammler hergestellt und verschickt. Wie Mannhardt im 3. Bande der „Zeitschrift für deutsche Mythologie“ (1855), S. 152, zu berichten weiß, liefen auch sofort allerlei größere Sammlungen ein; leider scheint der Eifer bald erkaltet zu sein. Von einer Verwertung dieses Materials verlautet nichts. Unter dem Einflusse der von der Regierung ins Werk gesetzten Aktion hatte sich in Dünkirchen am 10. April 1853 ein Comité Flamand de France gebildet, das in sein Forschungsgebiet auch die Volkskunde zog (les légendes et chants populaires, les traditions, les usages et les coutumes, croyanées populaires, les proverbs et les maximes populaires u. s. w.). Der Verein wurde vom Minister Fortoul bestätigt, erwählte zu seinem Ehrenpräsidenten Jakob Grimm und gab schon 1854 Annales heraus, die viele wichtige Beiträge zur Volkskunde enthielten (Zeitschrift für deutsche Mythologie, III, 133 ff). Andere Gesellschaften folgten nach, so insbesondere die Société des traditions populaires in Paris (ethnographisches Museum im Trocadéro). Von literarischen Unternehmen und Zeitschriften sind vor allem zu nennen: *Les littératures populaires de toutes les nations; Collection de chansons et de contes populaires; Mélusine, Revue de Mythologie, littérature populaire, traditions et usages* (herausgegeben von H. Gaidoz); *Revue des traditions populaires*, Organ der Société des traditions populaires (herausgegeben von P. Sébillot); *La Tradition, Revue générale des contes, legendes, chants, usages, traditions et arts populaires* (herausgegeben von E. Blémont und H. Carnoy); *Collection internationale de la Tradition* (von demselben); schließlich erwähnen wir noch ΚΡΥΠΤΑΔΙΑ. *Recueil de documents pour servir à l'étude des traditions populaires* (Paris, Welter), welche Zeitschrift das auf das Geschlechtsleben bezügliche obscöne Material sammelt.

In Italien blühte die Volkskunde vorzüglich durch die Tätigkeit des unermüdlichen G. Pitrè in Palermo auf, den man mit Recht den Großmeister der italienischen Volksforscher genannt hat. Nachdem seine *Revista di litteratura popolare* ein frühes Ende erreicht hatte, begründete er zusammen mit Salomone-Marino anfangs der achtziger Jahre das „*Archivio per lo studio delle tradizioni popolari*“, welches neben italienischer Volks-

3*

kunde auch jene aller anderen Völker berücksichtigt und eine sehr reiche Literaturübersicht bietet. Von Pitrè rührt auch her die Sammlung „*Curiosità popolari tradizionali*“ und die überaus reichhaltige „*Bibliografia delle tradizioni popolari d'Italia*“ (1894). Auf seine zahlreichen sonstigen Arbeiten kann hier nicht eingegangen werden. Er hat auch eine Gesellschaft für Volkskunde in Palermo begründet. Erwähnt sei noch die Zeitschrift „*La Calabria*“, die ebenfalls viel volkskundliches Material bietet; ebenso die Revue „*Giambattista Basile. Archivio di litteratura popolare*“. In Spanien ist die Volkskunde vor allem durch A. Machado y Alvarez in Aufnahme gekommen. Seit 1881 entstanden unter seinem Einflusse eine Reihe von volkskundlichen Gesellschaften (Folk-Lore Andaluz, Folk-Lore Frexnense, welche zusammen seit 1883 Folk-Lore Betico-Extremeño bilden; Folk-Lore di Toledo e di su provincia; Sociedad del Folk-Lore Gallego; Folk-Lore Castellano). Machado gab auch heraus die „*Biblioteca de las tradiciones populares españolas*“. Ferner seien genannt: *Bulletin de la Associacion d'Excursions Catalana; Revista de España.* Für Portugal ist vor allem die „*Revista Lusitana*“ in Betracht zu ziehen. Über die westromanischen Länder vergleiche man übrigens auch noch die „Zeitschrift für romanische Philologie“, „Kritische Jahresberichte über die Fortschritte der romanischen Philologie“ und die verwandten Zeitschriften. Endlich ziehen wir noch die Ostromanen oder Rumänen (Walachen, Moldauer) in unsere Betrachtung. Da dieselben außer Rumänien und Ungarn auch die Bukowina und die Balkanhalbinsel bewohnen, so sind die Arbeiten über dieselben sehr zerstreut. In Rumänien selbst hat die Bukarester Akademie vielleicht mehr als irgend ein anderes ähnliches Institut für die Volkskunde geleistet. Sie gab nicht nur eine reiche Zahl von Schriften volkskundlichen Inhalts heraus, sondern schreibt auch zahlreiche Preisaufgaben aus. Dem Folklore ausschließlich gewidmet ist die von A. Gorovei in Folticeni herausgegebene „*Sezătoarea*“ (bisher 7 Bände), die eine Fülle von volkskundlichem Material bietet. Ihre Mitarbeiter sind zumeist Volksschullehrer. Außerdem öffnen aber eine große Reihe von anderen Zeitungen und Zeitschriften in Rumänien, Ungarn und der Bukowina volkskundlichen Artikeln ihre Spalten. Ausführlichere Berichte darüber findet man aus der Feder des Schreibers dieser Zeilen im Globus: Bd. 62, Nr. 7; Bd. 63, Nr. 11; Bd. 65, Nr. 13 und Bd. 81, Nr. 7. Man wird daraus ersehen, daß ein sehr bedeutender Teil der einschlägigen Arbeiten in Österreich (Bukowina, Ungarn) entsteht.

Auf Österreich entfällt auch ein großer Teil der volkskundlichen Forschung über die Slaven, denen wir uns nun zuwenden. Es wäre ein Irrtum, wenn man annähme, daß die Slaven in der Liebe zu ihrem Volkstum und seiner Erforschung den Germanen und Romanen nachstehen. Wer die reiche bibliographische Übersicht nachschlägt, welche schon im Jahre 1842 J. J. Hanusch, damals Universitätsprofessor in Lemberg, in seinem Buche „Die Wissenschaft des slavischen Mythus“, S. 47 ff., zusammengestellt hat, wird gewahr werden, daß ein regeres Interesse an volkskundlicher Literatur auch hier schon im XVIII. Jahrhundert beginnt: Im Jahre 1795 erschien die erste Ausgabe des Heereszuges Igors. Wie sehr man auf Volkstümliches in Böhmen schon am Anfang des XIX. Jahrhunderts Gewicht legt, beweist die

Fälschung der Königinhofer Handschrift (1817). Lieder- und Spruchsammlungen verschiedener slavischer Völker bestanden schon im XVIII. Jahrhundert, seit dem Anfang des XIX. wächst ihre Zahl so sehr, daß wenigstens anfangs ihre Zahl jene der ähnlichen deutschen zu überflügeln scheint. Die Zahl der Liedersammlungen überragt übrigens wie anderwärts alles andere Material; die Titel derselben füllen bei Hanusch allein drei Seiten, darunter freilich manches unbedeutende, aber auch sehr gute und reichhaltige, wie jene des Wacław z Oleska und Paulis. Auch auf die anderen Gegenstände des Volkstums wurde bald die Aufmerksamkeit gelenkt. Medniańsky hat z. B. schon 1829 eine Sammlung abergläubischer Meinungen und Gebräuche der Slovaken im Trentschiner Komitat herausgegeben; Gołębiowski handelt 1830—1832 über die Tracht, die Sitten, Spiele und Unterhaltungen der Polen. Auch Sagensammlungen erschienen. Kurzum aus dem schätzenswerten Verzeichnisse bei Hanusch geht hervor, daß zur Zeit, da die volkskundlichen Bestrebungen in Deutschland in Fluß gekommen waren, auch bei allen slavischen Völkern diese Studien aufgenommen wurden. Gewiß hat das Aufblühen der deutschen Wissenschaft auf die slavische den nachdrücklichsten und wohltuendsten Einfluß geübt.

Nach diesen verheißungsvollen Anfängen währte es aber ähnlich wie in den anderen Ländern einige Jahrzehnte, bis die Forschung in festere Bahnen gelenkt wurde. In Galizien (Polen, Ruthenen) nahm sich zunächst die im Jahre 1873 ins Leben getretene Krakauer Akademie der Wissenschaften auch der Volkskunde an. Die von derselben herausgegebenen 18 Bände *„Zbiór wiodomości do antropologii krajowej“* enthalten eine Fülle von volkskundlichem Material. Ein näheres Verzeichnis der in diesem großen Sammelwerke erschienenen Arbeiten bringt die Schrift von Smolka, Akademia Umiejętności w Krakowie 1873—1893 (Krakau 1894), S. 98 ff. Ebenso wertvolles Material enthält das seit 1896 erscheinende Sammelwerk: *„Materiały antropologiczno-archeologiczne i etnograficzne“*; bisher sind 5 Bände erschienen. Daneben hat die Akademie auch Einzelwerke herausgegeben (z. B. Świętek, Lud nadrabski; Federowski, Lud białoruski). Die ruthenische Volkskunde fand ihre Pflegstätte vorzüglich in der Wissenschaftlichen Ševčenkogesellschaft in Lemberg. Die *„Zapyski“* derselben, vor allem aber der seit 1895 erscheinende *„Etnografičnyj zbirnyk“* und die seit 1899 erscheinenden *„Materyjaly do ukraino-ruskoi etnologii“* bieten eine Fülle wertvollen Stoffes. Seit 1895 besitzt Galizien auch eine besonders der Volksforschung gewidmete Gesellschaft. Dieses „Towarzystwo Ludoznawczy“ ist zufolge von Anregungen entstanden, welche während der Landesausstellung von 1894 zu Lemberg von der damals tagenden Versammlung von Schriftstellern und Journalisten gegeben worden waren. Im Jahre 1895 erschien bereits auch der I. Band der Vereinszeitschrift unter dem Titel *„Lud“* (das Volk), redigiert vom Universitätsprofessor A. Kalina in Lemberg. Zusammenfassende kurze Inhaltsangaben dieser verschiedenen neueren volkskundlichen Sammlungen findet man im Globus Bd. 74, Nr. 24 und Bd. 78, Nr. 15. Hier kann darauf nicht näher eingegangen werden. Ebensowenig ist es uns möglich, die zahlreichen neueren Volksforscher und ihre Werke zu nennen. Als Schöpfer der modernen polnischen Volkskunde gilt Oskar Kolberg († 1890), der selbst geradezu

eine kleine Bibliothek von wertvollen Werken herausgegeben hat, und zwar vor allem das vielbändige Werk „*Lud*“ (das Volk) 1857 ff. und „*Pokucie*“ (Pokutien) 1882 ff. Ferner ist J. Karlowicz zu nennen, der die treffliche „*Wisła*“ herausgibt. Diese seit 1887 in Warschau in umfangreichen, reich illustrierten Bänden erscheinende geographisch-ethnographische Monatsschrift gehört zu den besten volkskundlichen Zeitschriften; aus allen Gebieten, die nur das Volksleben berühren, wird hier reiches Material mitgeteilt. In Bd. X ff. bietet A. Strzelecki eine reiche Zusammenstellung bibliographischen Materials zur polnischen Volkskunde. Außerdem gibt die Redaktion noch Einzelwerke heraus (*Bibliothek der Wisła*). Unter den ruthenischen Volksforschern steht wohl Dr. J. Franko obenan, der jüngst auch mit der Publikation einer überaus umfangreichen ruthenischen Sprichwörtersammlung begonnen hat, welche der vor etwa zehn Jahren von S. Adalberg herausgegebenen polnischen würdig zur Seite stehen wird. Es ist kaum nötig zu bemerken, daß auch zahlreiche andere polnische und ruthenische Zeitschriften volkskundliche Beiträge bringen. Wir können hier nur auf die Literaturübersichten in den Zapyski, Lud und Wisła hinweisen, sowie in den anderen Fachzeitschriften, besonders in der „Zeitschrift für Volkskunde“ (Wien). Auch die „*Bibliografia historyi polskiej*“ von L. Finkel wird heranzuziehen sein. Bezüglich der ungarischen Slaven muß vor allem auf die seit 1887 erscheinenden „*Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn*, Monatsschrift für die Volkskunde der Bewohner Ungarns und seiner Nachbarländer“ von Anton Herrmann in Budapest hingewiesen werden.

Auch unter den Čechoslaven (Böhmen, Mähren und Schlesien) wird sehr fleißig gearbeitet. In erster Linie ist die seit einem Jahrzehnt erscheinende Zeitschrift „*Český Lid*“ (das czechische Volk) zu nennen, die von Č. Zíbrt, einem sehr eifrigen Volksforscher, redigiert wird. Dieses reichhaltige Blatt wird man vor allem herbeizuziehen haben, um sich über die andere Literatur zu orientieren. Zíbrt hat hier auch besondere sehr umfangreiche Übersichten über die kulturgeschichtlichen und ethnographischen Erscheinungen zusammengestellt, und seine im Erscheinen begriffene „*Bibliografie české historie*“ wird gewiß auch für die Volkskunde vieles bieten. Ferner sind noch vor allem zu nennen: „*Časopis spolku přátel starožitnosti českých*“ (Zeitschrift des Vereines für böhmische Altertümer, Prag) und „*Časopis vlasteneckého muzejního spolku v Olomouci*“ (Zeitschrift der vaterländischen Musealgesellschaft in Olmütz). Gute Übersichten über diese Literatur findet man auch in der Wiener „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“.

Ebenso feiern die Russen nicht. Die kaiserliche Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften, der Anthropologie und Ethnographie an der Universität in Moskau gibt seit 1889 das „*Etnografičeskoje obozrjenie*“ (Ethnographische Rundschau) heraus, in welcher Zeitschrift vorzüglich die asiatischen Völker des großen Reiches berücksichtigt werden. Im folgenden Jahre begann als Organ der ethnographischen Abteilung der kaiserlichen geographischen Gesellschaft in Petersburg die *Živaja starina* („Fortlebendes Altertum“) zu erscheinen, die vorzüglich den Slaven ihre Aufmerksamkeit schenkt. Als Zentralorgan für das südöstliche Rußland ist „*Kievskaja Starina*“

zu nennen. Im übrigen müssen wir auf die Referate in diesen Zeitschriften verweisen.

Von den südslavischen Zeitschriften, welche volkstümliches Material sammeln, bestanden schon in den achtziger Jahren *„Letopis Matice Srpske“* (Neusatz) und *„Bosanska vila“* (Sarajevo). Das letztere Blatt scheint am Ende des genannten Jahrzehntes die einzige südslavische Zeitschrift gewesen zu sein, welche regelmäßig Volksüberlieferungen mannigfaltiger Art mitteilte, ein Umstand, der gewiß nur infolge der Besetzung Bosniens durch Österreich ermöglicht wurde. Noch im Jahre 1889 gesellte sich der bulgarische *„Sbornik za narodni umotvorenija, nauka i knižnina“* hinzu, welcher von dem Unterrichtsministerium in Sophia herausgegeben wird. Dieses Sammelwerk, ein rühmenswertes Zeugnis des raschen Aufschwunges der jungen Nation, bietet eine große Fülle ausgezeichneten Materials. Aus ganz Bulgarien sind hier Sammler vertreten. In Serbien hat die königliche serbische Akademie der Wissenschaften schon um die Mitte der neunziger Jahre eine „Serbische ethnographische Sammlung“ herausgegeben; als zweiter Band derselben erschien S. Trojanović, Starinska srpska jela i pića (Altertümliche Speisen und Getränke bei den Serben). Aber erst im Jahre 1899 erschien die erste, ausschließlich volkskundlicher Forschung gewidmete serbische Zeitschrift. Sie führt den Titel *„Karadžić. List za srpski narodni život, običaje i predanje“* und wird von T. R. Djordjević, dem Direktor des Lehrerseminars in Aleksinac herausgegeben. Hier findet man auch weitere Literaturnachweise. Für Bosnien wird man noch vor allem herbeizuziehen haben die stattlichen *„Wissenschaftlichen Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegowina“*, herausgegeben vom bosnisch-herzegowinischen Landesmuseum in Sarajevo, redigiert von Dr. M. Hoernes. Für Dalmatien werden die *„Mitteilungen“* des „Vereines zur Förderung der volkswirtschaftlichen Interessen des Königreiches Dalmatien“ manches bieten. Schließlich ist zu erwähnen, daß die südslavische Akademie der Wissenschaften in Agram seit 1896 ein Jahrbuch für das Volksleben und die Sitten der Südslaven herausgibt; es führt den Titel: *„Zbornik za narodni život i običaje južnih Slavena“* und wird von Professor J. Milčetić redigiert.

In Ungarn pflegt vor allem die „Ethnographische Gesellschaft“ und die „Gesellschaft für Völkerkunde“ die Volkskunde. Über alle bezüglichen Bestrebungen in diesem Lande wird man vor allem die bereits genannten *„Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn“*, die A. Herrmann in Budapest seit 1887 herausgibt, herbeizuziehen haben. Hier wird man auch die Inhaltsangaben der ungarischen Zeitschriften finden, so der *„Ethnographia“* (Organ der Gesellschaft für Völkerkunde Ungarns und des ungarischen Nationalmuseums), *„Erdély“* (Zeitschrift für Touristik und Ethnographie Siebenbürgens), *Erdélyi Múzeum*, *Arménia* u. s. w. Man vergleiche auch L. Katona, Allgemeine Charakteristik der magyarischen Folklore (Ethnologische Mitteilungen I, 7 ff., 125 ff., 169 ff.).

Auf die Volkskunde in Griechenland, Finnland und in den außereuropäischen Ländern einzugehen, müssen wir an dieser Stelle verzichten. Wer hierfür Interesse hat, wird in der von uns zitierten Literatur

die nötigsten Anhaltspunkte finden. Für jüdische Volkskunde besteht eine Gesellschaft, deren „Mitteilungen“ Rabbiner Dr. Max Grünwald in Hamburg redigiert.

Am Schlusse sei nochmals bemerkt, daß in unsere gedrängte Übersicht nur das Allernotwendigste aufgenommen wurde, um den angehenden Volksforscher Mittel und Wege zu weisen. Die angeführten literarischen Hilfsmittel werden die weitere Handhabe bieten. Hätten wir hier nur eine einigermaßen vollständigere Literaturübersicht versucht, so wäre für dieses Kapitel allein der Umfang des ganzen Büchleins notwendig gewesen. Betont sei noch, daß die meisten volkskundlichen Zeitschriften gegenwärtig international sind, weil ihr höchstes Ziel schließlich doch in der Förderung der alle nationalen Schranken durchbrechenden ethnologischen Forschung besteht.

DRITTES KAPITEL.

Die Bedeutung der Volkskunde für die Entwicklung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse und für die Wissenschaft.

Die Volkskunde ist eine junge Wissenschaft, für die noch wenig Verständnis vorhanden ist und die daher auch noch nicht die gebührende Anerkennung gefunden hat. Viel hat freilich dazu die Art und Weise beigetragen, wie dieser Wissenszweig bisher betrieben wurde.

So kam es, daß noch vor kurzem derjenige, welcher sich mit volkskundlichen Forschungen beschäftigte, mitleidigem Achselzucken begegnete oder gar für einen albernen Menschen galt. Weil die Volkskunde auch auf an sich geringfügig erscheinende Tatsachen Rücksicht zu nehmen hat, galt sie selbst als albern; man vergaß, daß die künstlichste und bewunderungswürdigste Maschine aus geringfügigen Hebeln und Rädchen besteht; nur wer ihr gegenseitiges Verhältnis und ihr Ineinandergreifen nicht versteht, kann von der Bedeutungslosigkeit der einzelnen schwatzen. Welche Kunst und welche Wissenschaft findet übrigens nicht ihre Verächter — im Kreise jener, die von ihnen nichts verstehen.

Jedes Wissen trägt in sich schon seine Palme, jedes ehrliche Forschen belohnt sich selbst. Die Volkskunde hat sich mit diesem Bewußtsein bisher begnügen müssen und wird mit diesem Troste auch noch vorderhand für

---

Literatur. Fast jede in den vorigen Kapiteln angeführte Zeitschrift und viele der genannten Schriften enthalten auf den Inhalt dieses Kapitels Bezügliches. Viele Aufsätze sind im Text genannt. Hier möge nur auf folgende Werke verwiesen werden: A. Lang, Custom and Myth. London 1885. — A. Gittée, Le folklore et son utilité générale (Revue de Belgique, Brüssel 1886). — P. Sébillot, Instructions et questionnaires. Paris 1887 (separat aus Annuaire des Traditions populaires). — G. L. Gomme, Handbook of Folklore. London 1890. — G. L. Gomme, Folklor w etnologii. (Aus dem Englischen ins Polnische übersetzt von A. Rąkowska.) Warschau 1901. — E. S. Hartland, The science of Fairy Tales. An inquiry into fairy mythology. London 1891. — Derselbe, The Legend of Perseus. A study of tradition in story, custom and belief. London 1894 ff. (bietet weit mehr, als der Titel andeutet). — Marian Roalfe Cox, An Introduction to Folk-Lore. London 1895. — K. Knortz, Was ist Volkskunde und wie studiert man dieselbe? Evansville, Indiana 1900. — Weitere Literaturnachweise findet man bei Scherman, Krauß, Mogk a. a. O. und in den Zeitschriften.

die Zukunft vorlieb nehmen müssen. Ihre Jünger müssen in ihrer Arbeit selbst Befriedigung finden, wenn dieselbe auch sonst nicht viel Anerkennung findet. So hatte auch die Ethnologie lange genug mit Unverständnis zu kämpfen; mit beredten Worten gibt Bastian seinem Bedauern darüber Ausdruck. Wenn er sich hierbei damit tröstet, daß die ethnologische Forschung noch nicht so viel Jahrzehnte zählt als andere Wissenschaften Jahrtausende hinter sich haben, so darf man ähnliches auch für die wissenschaftlich betriebene Volkskunde geltend machen: „Einige Nachsicht also seitens uralter Wissensdisziplinen, den hochverdienten Begründern heutiger Kultur, mit dem kaum geborenen Säugling, den wir vor uns haben! Noch ist er klein und schwach, aber an Hoffnungen wahrlich stark, schon in der Wiege ein Riese!“ Auch die Erdkunde hat sich nur allmählich und mühsam zu einer den anderen Wissenschaften vollkommen ebenbürtigen emporgerungen, und sie dürfte noch heute an den Hochschulen nicht überall in dem ihr gebührenden Umfange Vertretung gefunden haben. Mit der Volkskunde ist dies natürlich umsoweniger der Fall. Ursprünglich haben sich zwar mit ihr eine Anzahl der bedeutendsten Gelehrten beschäftigt, dann aber ist sie in den Hochschulkreisen verschmäht worden. Lange Zeit fristete sie nur in weiter Entfernung von den Hochstätten unseres Wissens ihr bescheidenes Dasein; fast möchte man sie mit dem Veilchen am Waldesrand vergleichen. Als daher Geheimrat Universitätsprofessor Weinhold in Berlin vor etwa einem Dutzend Jahren sich der Volkskunde annahm, den Verein für Volkskunde begründete und die Zeitschrift desselben ins Leben rief, da erregte dies nicht geringe Genugtuung im Kreise der Volksforscher. Indem Krauß damals in seinem „Urquell“, II, 33, die Worte schrieb: „Das lang genug mißachtete Aschenbrödel Volkskunde wird nun zu Ehren kommen“, brachte er gewiß ein allgemein in diesen Kreisen herrschendes Gefühl zum Ausdruck. Darum hat man auch mit großem Interesse in volkskundlichen Kreisen die Nachricht entgegengenommen, daß der jetzt als Erforscher der rumänischen Sprache und Volksliteratur allgemein bekannte Gelehrte Gustav Weigand sich im Jahre 1892 an der Leipziger Universität mit einer Antrittsvorlesung „Über die Methode bei der Sammlung von Volksdichtungen“ habilitierte; es wurde dies für ein gutes Zeichen in Anspruch genommen, daß die Folklore-Wissenschaft allmählich auch in Deutschland universitätsfähig zu werden beginnt. Ebenso wurde z. B. mit Genugtuung zur Kenntnis genommen, als Dr. L. Fränkel im Wintersemester 1893/94 an der technischen Hochschule in Stuttgart ein Kolleg „Einführung in die Volkskunde: I. Sagen, Märchen, Lieder, Sprichwörter; II. Volksglaube, Sitte“ ankündigte. Gegenwärtig sind wir jedenfalls dem Zeitpunkte viel näher gekommen, daß alle Zweige der Ethnologie zu den, wenigstens an den größeren Universitäten vertretenen Fächern zählen werden. Winternitz, der im Frühjahr 1902 zum Professor für indische Philologie und Ethnologie in Prag ernannt worden ist, erörtert schon allen Ernstes im Globus, Bd. 78, Nr. 23 (1900), welche Lehrstühle zu diesem Zwecke errichtet, was für Bedingungen für die Habilitation und was für Examina aus diesen Fächern gestellt werden sollen. „Was die Volkskunde betrifft“ — führt er aus — „so kann dieselbe recht wohl von den Vertretern der bezüglichen

philologischen Fächer mit betrieben werden. Wer sich mit der Sprache und Literatur eines Volkes berufsmäßig beschäftigt, wird am besten geeignet sein, auch der Erforschung des lebendigen Volkstums desselben Volkes sein Augenmerk zuzuwenden.“ Ich hoffe weiter unten zu zeigen, daß derjenige, welcher sich der Geschichte eines Volkes gewidmet hat, zumindestens ebensolches Interesse und eine ebensolche Befähigung zum Volksforscher hat, vorausgesetzt natürlich, daß er die sonst nötigen Kenntnisse besitzt. Winternitz beschließt seine Ausführungen mit den Worten: „Möge die Zeit bald herankommen, wo zum Heile der anthropologischen Wissenschaften diese und ähnliche Fragen aktuelles Interesse haben und von Unterrichtsbehörden und Fakultäten zu beantworten sein werden.“ Fast gleichzeitig ist der bekannte Germanist Schönbach in Graz für die Bedeutung der Volkskunde eingetreten. Er betont, wie notwendig es sei, weitere Kreise davon zu überzeugen, daß es sich hier um eine wichtige Angelegenheit unserer Kultur handle, daher Geldkräfte herangezogen, der Staat und seine Organe dafür interessiert werden müßten. Auch tritt er dafür ein, daß die Volksforscher an den Universitäten ausgebildet werden. Indem er zunächst die deutschen Alpenländer im Auge hat, führt er in der Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereines, Bd. XXXI (1900), S. 23, folgendes aus: „Diese Ausbildung kann — und daraus entnehme ich das Recht hier mitzusprechen — nur im Bereiche der deutschen Philologie sich vollziehen, weil hier alle die Kenntnisse angeeignet werden können, die auf den Brennpunkt des Betriebes der Volkskunde ihr Absehen vereinigen müssen. Sendet heute eine Regierung oder eine gelehrte Gesellschaft wissenschaftliche Missionen in Länder außerhalb des Kreises europäischer Kultur, in die Tropen oder sonst wohin, so sorgt sie dafür, daß die Forscher in der ihren Fächern entsprechenden Weise für ihre besonderen Aufgaben sich vorbereiten. Man schickt keinen jungen Gelehrten nach Südamerika zum Studium der Indianersprachen, der davon nicht schon ein Ziemliches versteht. Und so muß auch, in sachgemäßem Abstande, bei der alpinen Volkskunde vorgegangen werden. Junge Leute, dem Lande durch Geburt und Sprache zugehörig, müssen im Zusammenhange ihrer Universitätsstudien die Gegenstände betreiben, deren sie nachmals vorzugsweise bedürfen: sie müssen die altdeutsche Volksüberlieferung gründlich kennen lernen, denn sie sollen nicht bloß suchen, sondern gut suchen, was nur möglich ist, wenn sie beides wissen: was sie zu suchen haben und was schon gefunden worden ist. Offenen Blick, nüchternes Urteil werden sie gleichermaßen brauchen; für phantastisches Umschweifen und idealistisches Rekonstruieren, bei dem wir den geschichtlichen Boden unter den Füßen verlieren, haben wir keine Zeit mehr.“ Auch aus diesen Ausführungen geht zur Genüge hervor, daß wir der Zeit uns nähern, in der unter die akademischen Vorlesungen auch solche über Volkskunde aufgenommen werden. Die Parallele, welche Schönbach zwischen Forschern, die in andere Weltteile vom Staate und gelehrten Gesellschaften geschickt werden, und den europäischen Volksforschern zieht, erregt den lebhaften Wunsch, es möge in leitenden Kreisen die Erkenntnis durchdringen, daß die Verwendung eines Teiles der für die kostspieligen auswärtigen Expeditionen verausgabten Summen im eigenen Lande für

Volksforschung sehr gut angebracht wäre. Hier ist sie dringender als dort; denn nirgends ist das Volksleben so sehr gefährdet, wie bei uns; und von keiner Volksforschung können wir größeren Nutzen erwarten, als von der im eigenen Lande. Mit Recht bemerkt A. Herrmann in seinen Ethnologischen Mitteilungen, Bd. V (1896), S. 5, folgendes: „Unsere Staatsmänner (darunter müssen hier alle verstanden werden, in deren Macht es liegt, heilsame, das allgemeine Wohl des Staates fördernde Aktionen einzuleiten) zeigen im allgemeinen noch wenig Sinn für die politische Wichtigkeit der Ethnographie. Aber es scheint, die Arbeiter auf dem Gebiete der Volkskunde und auch weitere Kreise des gebildeten Publikums kommen allmählich zur Einsicht, daß der ethnographische Charakter es ist, was eine Nation von den übrigen unterscheidet, sie also dazu macht, was sie ist; daß die überlieferte Form und der Gehalt der Sprache und des Volksglaubens, des Brauches und der Gebrauchsgegenstände das kostbarste und ureigenste Kleinod einer Nation sind, und daß das Anlegen eines Inventars über diese Schätze und die Bergung derselben die wichtigste nationale Aufgabe ist, aber auch die dringendste, mit Rücksicht auf die alles rapid nivellierende Wirkung der allgemeinen Bildung.“ Es ist leicht begreiflich, mit welcher Freude und Genugtuung es Herrmann begrüßte, als Erzherzog Josef im Jahre 1893 das Protektorat über die in ihrem Bestande wegen materieller Schwierigkeiten gefährdeten „Mitteilungen“ übernahm, ja auch in die Reihe der Mitarbeiter derselben trat. Dieses Ereignis hat viele Hoffnungen erregt. Dem Volksforscher Krauß gab es Anlaß zu Ausführungen („Am Urquell“, IV, S. 151), die hier zum Teil wiederholt werden mögen, weil sie trotz mancher subjektiven Anschauungen immerhin sehr geeignet sind, den damaligen Stand der Sache zu kennzeichnen: „Geben wir uns“ — führt Krauß aus — „keiner Selbsttäuschung hin, sondern gestehen wir es offen und unumwunden ein, daß Volkskunde noch gegenwärtig in Europa eine der unpopulärsten und am wenigsten beachteten Wissenschaften ist. Die Ursache ist leicht herauszufinden. Die Volkskunde hat bisher weder Würden noch Auszeichnungen und Pfründen schon gar nicht zu verteilen. Sie ist trotz der Mannigfaltigkeit ihrer Stoffe, die unmittelbar dem Leben entnommen sind, eine gar trockene (?) Disziplin, zumal da ihr Vorwurf immer und immer nur das ‚Volk‘ ist, das noch vor wenigen Jahrzehnten den privilegierten Klassen gegenüber nur für eine Null angesehen wurde. Die Volksforscher sind so zu sagen die Sozialdemokraten in der Wissenschaft. Sie sind die Neuerer, die Umstürzler, die Zweifler, die ‚dilettantischen‘ Vielwisser, die Verächter (?) der schulmäßigen ‚historischen Kritik‘, sie sind Naturwissenschaftler, die sich nicht entblöden, den Herrn der Schöpfung, den Menschen, so zu betrachten, wie man sonst nur die Tierwelt in ihrem Leben und Treiben beobachtet und beschreibt. Es klingt daher gleich einer wunderbaren Mär, daß ein Mitglied unseres höchsten Herrscherhauses an unseren Bestrebungen innigsten Anteil nimmt, der mit landesüblichem Protektorate nicht verwechselt werden darf. Seine k. und k. Hoheit, der Erzherzog Josef, ist ein rechter Volksforscher und Spezialist auf dem Gebiete der Sprache und des Volkstums der Zigeuner, die er nicht bloß zu erforschen, sondern auch sozial zu heben bemüht ist. Für die

Pflege der Volkskunde im Ungarlande ist Seiner Hoheit wissenschaftliche Richtung ein Glück zu nennen.“

Das Mitgeteilte wird genügen, um die Verhältnisse zu kennzeichnen, unter denen die Volksforscher noch vor einem Dutzend Jahren gearbeitet haben. Gegenüber diesem Zustande ist der gegenwärtige als ein bedeutender Fortschritt zu bezeichnen. In Vereinen, Museen und Zeitschriften erfreut sich die Volkskunde einer immer größeren Aufnahme. Immer weitere Kreise werden vom Interesse an dem Volkstümlichen ergriffen, wie aus den Ausführungen im vorigen Kapitel hervorgeht. Davon zeugt auch der Umstand, daß dieses Büchlein ein Bedürfnis geworden ist. Möge es dazu beitragen, daß die Volksforschung immer tiefere Wurzeln schlage und die schönen Früchte zeitige, welche man von ihr mit Recht zu erwarten hat.

Schon an und für sich ist das Wissen von dem, was das Volk denkt und sinnt, was es glaubt und dichtet, was es für gut und böse hält, wie es leibt und lebt, höchst beachtenswert und der Erforschung würdig. Es gibt kaum eine andere Fundgrube, die so reichlich Belehrendes und Ergötzliches, Erfrischendes und Herzerfreuendes bieten würde. In diesem Sinne konnte Krauß mit Recht sagen: „Das Volkstum ist der Völker Jungbrunnen“; und ebenso schön sagt Gustav Meyer: „In dem Volkstümlichen sprudelt der wahre Jungbrunnen, von dem das Volksmärchen erzählt.“ „Es wird dem Menschen“ — lautet ein Ausspruch der Gebrüder Grimm — „von heimatswegen ein guter Engel beigegeben, der ihn, wenn er ins Leben auszieht, unter der vertraulichen Gestalt eines Mitwandernden begleitet; wer nicht ahnt, was ihm Gutes dadurch widerfährt, der mag es fühlen, wenn er die Grenze des Vaterlandes überschreitet, wo ihn jener verläßt. Diese wohltätige Begleitung ist das unerschöpfliche Gut der Märchen, Sagen und Geschichte“. Den hohen nationalen und patriotischen Wert der Volksüberlieferung betont J. Grimm zu wiederholten Malen; wir haben schon darauf hingedeutet. Hier mögen die schönen Ausführungen Schönbachs, die er an diese Seite der Tätigkeit Grimms und ihrer Erfolge anknüpft, Platz finden: „Diese großartige Wirkung ist schon von einem Punkte aus unschwer zu begreifen: Die deutsche Mythologie zeigte, daß wir lebenden Volksgenossen nicht bloß die Nachfahren, sondern die echten, rechten Erben des altgermanischen Wesens sind; eine niemals abreißende Kette bindet das Heidentum der frühest erkennbaren Vorzeit, dann die Sagenwelt des deutschen Heldenalters, das Jahrtausend des römischen Imperiums deutscher Nation mit der Volksüberlieferung unserer unmittelbaren Gegenwart in ein festgeschlossenes Eins: aus dem Götterhimmel der Germanen sinken die herrlichsten Gestalten auf die Erde herab und leben, ihres überirdischen Ursprungs vergessend, in Märchen und Sage fort, geleitet durch einen Chorus von Dämonen, der in Spuk und Aberglauben, in Kinderreimen und Rätseln, in Spielen und Bräuchen, in Festsitte und Sprichwort sein heimliches Wesen betreibt. Was uns in manchen Lebensgewohnheiten kindisch und läppisch däuchte, erhielt durch Grimms Zauberstab ehrwürdig tiefen Sinn; was bisher von Schule und Geistlichkeit, Obrigkeit und Polizei als kulturfeindlicher Aberglaube war verfolgt worden, erwies sich vielfach als ein beziehungsvolles Überbleibsel altheidnischer Tradition — ganz vornehm-

lich aber wurde unser nationales Selbstgefühl, unser Stolz außerordentlich gekräftigt, denn im Besitze dieses neugehobenen Goldhortes heutiger Überlieferung durfte jedermann, noch lange vor der Glorie des neuen Deutschen Reiches, etwas von dem hohen Wesen der alten Germanenrecken in seinem bürgerlichen Leibe spüren. Mit so glänzenden Farben schmückte sich die gelehrte Phantasie das trübe deutsche Leben aus zur Zeit des heute fast schon dem Gedächtnis entschwundenen Bundestages in Frankfurt! Und wer nun da sich alsbald aufmachte und die Wege schritt, die Jakob Grimms sieghafte Bildkraft vorgezeichnet hatte, der betrieb damit ernste Wissenschaft, arbeitete jedoch auch zugleich fördernd an der Ehre unseres Volkes.“ Was Grimm und Schönbach von dem patriotisch-nationalen Werte der Volkskunde sagen, das macht sie uns so überaus wertvoll als volks- und jugendbildendes Element. Daher ist es unstreitig zu bedauern, daß unserer Jugend die klassischen Sagen, deren bildender Wert immerhin unverkleinert bleiben mag, weit geläufiger sind als die heimatlichen. Und noch eine andere bedeutungsvolle Seite der Beschäftigung mit der Volkskunde hängt mit dem eben Bemerkten innig zusammen. Mit Recht hebt Bastian in seiner „Vorgeschichte der Ethnologie“ hervor, wie die heutige Gelehrtenwelt, die doch nur einen kleinen Bruchteil der Gesellschaft bildet, durch eine breitere Kluft, als sie irgendwo sonst die äußersten Kettenringe festgeschlossener Kasten scheidet, von der großen Masse des Volkes getrennt ist: „es fehlt ein Verwachsen mit dem Volke, die organische Wechselwirkung — und sie wird erst angebahnt werden können, nachdem die Gelehrten gelernt haben, was das Volk überhaupt ist, und zwar dort, wo dies überhaupt nur zu lernen ist, in der Kunde vom Volk.“ So wird durch die Volkskunde der Gebildete dem Manne aus dem Volke überhaupt wieder näher gerückt werden; indem ihm das Verständnis für dessen Leben eröffnet wird, wird er so manches schätzen lernen, was ihn jetzt abstößt, ja vielleicht anwidert. Aber nicht nur die Spannung zwischen den Teilen einzelner Völker wird gemildert werden, nicht nur diese veralteten Vorurteile könnten geschwächt oder gar zu Falle gebracht werden, auch der oft widernatürlich genährte Haß und die Verbitterung zwischen verschiedenen Völkern wird gemildert werden, wenn man sich gegenseitig kennen lernt. Es wird sich zeigen, daß wir einander in Geist und Gesinnung doch nicht so fremd gegenüberstehen, daß Licht und Schatten nicht gar so ungleichmäßig verteilt sind, als daß die eine Nation sich als eine besonders gottbevorzugte über die andere zu setzen Grund hätte. Was der geistreiche F. Max Müller in seinen Vorlesungen „Indien in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung“ über die heilsame Wirkung des vergleichenden Sprachstudiums bemerkt, daß es die Verbreitung eines Gefühles der engsten Brüderlichkeit bewirkt, so daß wir uns zuhause fühlen, wo wir zuvor Fremdlinge gewesen waren, und Millionen sogenannter Barbaren in unser eigenes Fleisch und Blut verwandelt; das gilt in vollem Maße von der vergleichenden Volkskunde. Denn das muß scharf betont werden, trotzdem die Volkskunde eine hohe nationale Bedeutung hat, muß — um mit Weinhold zu sprechen — Unbefangenheit in allen nationalen Fragen unser Grundsatz sein. Mit Recht bemerkt Haberlandt in den einleitenden Worten

zur „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ folgendes: „Die Erkenntnis, daß es ein tieferes Entwicklungsprinzip als das der Nationalität gebe, bei allen Beobachtern des Volkes anzubahnen und zu befestigen, ist ein innig erstrebtes Ziel unserer Zeitschrift, die sich volle Unbefangenheit in nationalen Dingen strengstens zur Richtschnur nehmen wird. Wäre ein derartiges Organ schon länger in Österreich wirksam gewesen, vielleicht wäre manches anders in unserem Vaterlande.“ Diesen Bemerkungen liegt unstreitig eine tiefe Berechtigung zu Grunde; mögen sie die weitgehendste Beachtung finden und dazu beitragen, für die Pflege der Volkskunde in Österreich entsprechende Förderung zu sichern: es gibt kaum ein anderes Gebiet, das so reichen Stoff für volkskundliche Forschungen bietet, aber auch kein anderes, das aus diesen Forschungen heilsameren Gewinn ziehen könnte!

Niemand als Gustav Meyer hat es besser verstanden, alle erwähnten Momente kurz und klar zusammenzufassen. In seinem Aufsatze „Folklore“ (Essays und Studien, I, Leipzig 1885) lesen wir: „Mit der Folklore sind wir alle, welchen Standes wir auch sein mögen, welchen Gang auch unsere Bildung genommen hat, seit unserer ersten Kindheit auf das innigste vertraut; wir alle sind mit Wiegenliedern eingeschläfert und mit Märchen wach erhalten worden, manches frische Volkslied haben wir als Jünglinge in frohem Kreise mit angestimmt und viele bewahren sich bis in ihre späteste Lebenszeit die Abneigung dagegen, am Freitag zu reisen oder als Dreizehnter am Tische zu sitzen. Gern werden wir alle bereit sein, unsere Erinnerungen an solche Dinge wieder aufzufrischen, sie anderen mitzuteilen, von anderen ähnliche Mitteilungen zu empfangen. Und zwar nicht des bloßen Vergnügens an der Kleinkrämerei mit Kuriositäten wegen. Ein hoher ethischer Wert wohnt diesen Bestrebungen inne; unser Familiensinn, unsere Anhänglichkeit an die Heimat muß dadurch gesteigert werden, wir werden das Volk, unter dem wir leben, mehr schätzen und lieben lernen. Denn es muß ja leider gesagt werden, wir Gebildete stehen im allgemeinen dem Volke recht fremd gegenüber, unsere Beziehungen zu ihm sind mehr äußerliche, scheinbare; eine wirkliche und eindringliche Kenntnis des Volkes ist in unseren Kreisen überaus selten. Und doch ist diese Kenntnis in jeder Hinsicht eine notwendige. Denn die besten Bestrebungen jeder Art verlangen eine volkstümliche Basis, wenn sie wirklich für die Gesamtheit ersprießlich sein wollen; im Boden des eigenen Volkes müssen die starken Wurzeln unserer Kraft sein. Daher ist das Interesse für Folklore ein entschieden nationales und dabei doch ein solches, daß keine politische Partei irgend welcher Färbung daran Anstoß nehmen kann. Ja diese Bestrebungen haben trotz ihres durchaus nationalen Charakters nicht einmal den Beigeschmack eines feindseligen Gegensatzes gegen andere Nationen. Denn wenn wir auch dabei allenthalben die Eigentümlichkeiten unseres eigenen Volksgeistes deutlich und energisch ausgeprägt sehen, so ist doch anderseits der Stoff geeignet, in versöhnlicher Weise die Kluft zwischen fremden Nationen zu überbrücken, indem er die uranfänglichen Zusammenhänge der verschiedensten Völker dem Auge des Forschenden enthüllt.“ Ganz ähnlich und wohl auch im Anschlusse an diese Ausführungen äußert sich A. Gittée in seiner Studie „Le Folklore et son utilité générale“ (1886); man vergleiche darüber L. Scher-

mans ausführliche Mitteilungen in „Kritischer Jahresbericht über die Fortschritte der romanischen Philologie", IV. Bd., III. Abteil., S. 10 f.

Am Schlusse möge noch eine Stelle aus dem Werke „Die Mutter bei den Völkern arischen Stammes" (München 1886, S. 346 ff.), das den polnischen Ethnologen M. v. Żmigrodzki zum Verfasser hat, angeführt werden: Aber vielleicht wird ein Skeptiker „überhaupt unsere Arbeit, dies sorgsame Sammeln des ländlichen ‚Hokus pokus' auslachen: ‚Wozu das alles?' Um eine Antwort darauf zu geben, werde ich ihn ins Nationalmuseum führen und dort seine eigene Frage wiederholen: ‚Wozu diese große Rumpelkammer? wozu diese Lumpen und schmutzigen Scherben? Sind nicht die Gründer, die Förderer und alle Mitarbeiter erbärmlich komische Gestalten?' — Mit vollem Recht vom materialistischen Standpunkt! Doch wäre ein Materialist fähig, mit bebenden Herzen diesen zerbrochenen Knochen und diesen Lumpen näher zu treten und eine warme Hand darauf zu legen, dann erstünde vor ihm eine Riesengestalt des ringenden Geistes der Menschheit, und aus seiner Brust ertönte dann der Schreckensruf: ‚Weh, ich ertrage dich nicht.' Denselben Geist sollten wir beschwören, damit er in unseren Volkssitten lebendig auferstehe. Rufen wir ihn öfter und öfter, hören wir mit Andacht seinen Worten zu, da werden wir viel lernen, für viele Übel unserer Zeit die Heilmittel zu finden wissen."

Nachdem wir so zunächst im allgemeinen die Bedeutung der Volkskunde beleuchtet haben, sollen einzelne Momente auch besonders berührt werden. Unsere Zeit ist überaus auf den Vorteil bedacht, den eine Sache bringt. Und so wird es zur Aufnahme der Volkskunde auch notwendig sein, sie von dieser Seite näher zu beleuchten, selbst auf die Gefahr hin, ob dieses „spießbürgerlichen" Standpunktes gescholten zu werden.

Die Kenntnis der Sitten und Gebräuche eines Volkes hat vor allem tatsächlich mehr als eine praktische Bedeutung. Ihr nationaler und doch auch kosmopolitischer Wert ist bereits beleuchtet worden, ebenso ihr Wert für Volks- und Jugenderziehung. Mit vollem Rechte hebt F. Kanitz bei der Besprechung eines neuen volkskundlichen Werkes hervor, daß dasselbe auch nach praktischer Seite viel Gutes wirken könnte, falls es in politisch-administrativen und geistlichen Kreisen aufmerksam gelesen und die sich ergebenden Schlüsse zur dringend notwendigen Verbesserung der Moral und Hebung der Intelligenz benutzt werden wollten. Diesen Bemerkungen muß hinzugefügt werden, daß diese Kenntnisse auch für den Lehrer von höchster Bedeutung sind, denn dieser wird dann die beste Gelegenheit haben, verderblichen und häßlichen Volksglauben zu begegnen.

Viele von unseren Lesern werden bei diesen Bemerkungen den Kopf schütteln; es wird ihnen kaum ein Fall bekannt sein, wie und wann dergleichen geschehen könnte. Dies ist aber nur ein Beweis dafür, wie sehr wir dem Volke entfremdet sind. Deshalb ist uns nicht bekannt, daß noch gegenwärtig im Volke eine Fülle von Glauben vertreten sind, die zu argen Ausschreitungen und Verbrechen führen; diesen durch Belehrung vorzubeugen, wäre Sache der Lehrer und Geistlichen; um sie festzustellen und richtig zu beurteilen, ist für den Richter unumgänglich die Vertrautheit mit dem Volksglauben nötig. Ebenso müssen aber gewisse Volksglauben beachtet

werden, wenn man nicht unnötigerweise Anstoß erregen und sich um das Vertrauen des Volkes bringen will; und auch dem Gesetzgeber wäre eine größere Vertrautheit mit den rechtlichen Anschauungen des Volkes zu wünschen. Man könnte ein ganzes Kapitel dieses Buches mit Beispielen für diese Bemerkungen füllen. Aber einige Beispiele werden genügen. Das „Aprilnarren“ ist ein an sich unschuldiger Scherz; und doch ist es nötig, daß schon die Jugend angehalten werde, hierbei gewisse Schranken nicht zu überschreiten. Im Jahre 1891 ereignete es sich, daß in einer ungarischen Stadt durch einen frevelhaften Aprilscherz Mutter und Tochter ums Leben kamen. Ein Spaßvogel hatte aus Budapest der Mutter geschrieben, ihr Sohn sei vom Kriegsgericht zum Tode verurteilt worden, weil er abgetretene Absätze trage. Aus Verzweiflung entleibten sich die beiden Frauenzimmer. Zu gewissen Zauberkuren u. dgl. ist es nötig, ein Tier grausam umzubringen. So kommt es z. B. in Holland vor, daß man eine lebendige schwarze Henne in einem Topfe kocht, um eine Hexe ausfindig zu machen. Fälle dieser Art kommen wirklich vor und es tut Not, vor derartigem Tun das Volk abzuhalten. Von wirklich stattgefundenen Fällen der häßlichsten Grabschändungen, die im letzten Jahrzehnt vorkamen, könnte eine ganze Reihe angeführt werden: zumeist liegt ihnen der Glaube zu Grunde, daß der Verstorbene als Gespenst die Überlebenden verfolge, ihnen Schaden zufüge u. dgl. und daher durch Anwendung besonderer Mittel gezüchtigt und im Grabe festgehalten werden müßte. In einer walachischen Ortschaft des Komitats Krassó-Szörény sah der Landmann Juon Francz Wochen hindurch allnächtlich im Traume das Bild seiner kurz vorher verstorbenen Tante Raveka Francz. Da allmählich auch die anderen Mitglieder der Familie zur Nachtzeit das Schreckensgespenst der Tante zu sehen vermeinten, wurde in einem Familienrate beschlossen, die Leiche der Tante auszuscharren und zu verbrennen. In der Tat gruben sieben männliche Glieder der Familie die Leiche aus; Juon Francz begoß dieselbe mit einem Liter Petroleum, dann wurde die Leiche angezündet und nach totaler Verbrennung wurde die Asche wieder zurück ins Grab gegeben. Dies gelangte zur Kenntnis der Behörde und sämtliche Teilnehmer an der Leichenausgrabung wurden vom königlichen Gerichtshofe in Lugos des Vergehens der Grabschändung schuldig erkannt und zu längeren Freiheitsstrafen verurteilt. Die königliche Tafel in Temesvar bestätigte das Urteil, die königliche Kurie jedoch minderte die einzelnen Strafen in Anbetracht der niederen Bildungsstufe der Angeklagten, welche für abergläubische Dinge empfänglich macht, und verurteilte sämtliche Teilnehmer nur zu kleineren Geldstrafen. Unserer Ansicht nach hat die Kurie das Richtige getroffen: zunächst muß Schule und Kirche ihre Schuldigkeit tun, bevor derartige Vergehen mit vollem Maße gemessen werden. Schändungen von Leichen, insbesondere solcher von Kindern, zu Zauberzwecken kommen noch immer vor; aber noch mehr wird es interessieren zu erfahren, daß zur Hebung von Schätzen auch das Hinopfern eines Menschen nötig ist. Der Glaube ist weit verbreitet; aber auch einzelne wirkliche Fälle kommen vor. In Semendrija hat sich am 16. April 1892 folgender Vorfall zugetragen: Dem in der dortigen Festung stationierten Artilleriekorporal Ilija Konstantinović träumte zu wiederholtenmalen, daß unterhalb eines Turmes der

Festung ein großer Schatz verborgen sei. Um den Schatz zu heben, sei es notwendig, die Stelle mit dem Blute eines Menschenherzens zu besprengen. Wenn sodann das Herz in den menschlichen Körper zurückgelegt würde, finde man nicht nur beim Nachgraben den Schatz in einer mächtigen eisernen Kiste, sondern man stoße auch auf eine gläserne Flasche, in der sich eine Wunderflüssigkeit befinde, mit welcher der Körper, dem das Herz entnommen wurde, nur besprengt werden müsse, um zum Leben wieder zurückgerufen zu werden. Der Korporal vertraute sein Geheimnis einem ihm untergebenen Artilleristen Vasilije Radulović an und machte ihm den Vorschlag, sich schlachten zu lassen, damit mit seinem Blute der Schatz gehoben werden könnte. Als dieser sich weigerte, erklärte der Korporal seine Bereitwilligkeit, sich schlachten zu lassen, und darauf ging der Artillerist ein. An einem Sonntag, nachts 11 Uhr, verließen beide insgeheim die Festung und suchten die betreffende Stelle auf. Der Korporal belehrte nochmals den Soldaten über alle Einzelheiten und ließ sich dann die Kehle mit einem scharfen Messer durchschneiden, das er selber zu diesem Zwecke vorbereitet und geschliffen hatte. Der Soldat vollzog alles, wie ihm geheißen war; da er aber trotz des eifrigsten Grabens bis zum Morgen nichts fand, kam die Sache vor den Richter, und vor diesem erzählte Radulović den Vorgang; auch die Aussagen seiner Kameraden bestätigten diese Darstellung. Das Kriegsministerium zog aber diese Angaben in Zweifel und ließ den Artilleristen in Ketten legen, da es geneigt war, einen Racheakt des Soldaten an seinem Vorgesetzten anzunehmen. Ganz mit Recht dürfte hier Krauß, dem wir diesen Bericht verdanken, die Bemerkung gemacht haben: „Im Kriegsministerium kennt niemand den serbischen Volksglauben recht, sonst wäre man über diesen nichtsweniger als unerhörten Vorfall nicht so erstaunt.“ Zur Beurteilung dieses und ähnlicher Fälle ist es also für den Richter unumgänglich notwendig, mit den Anschauungen des Volkes vertraut zu sein. Dies ist auch bei der Beurteilung geringfügiger Vergehen notwendig: das Volk hat eben ein anderes Rechtsgefühl als das Gesetzbuch, es beurteilt gewisse Vergehen und Verbrechen nach einem ganz anderen Maßstabe und diesen wird der verständige Richter oft mit dem starren Wortlaute des Gesetzes in Einklang zu bringen haben. Sehr treffend sagt A. Freybe in „Züge deutscher Sitte und Gesinnung. 2. Heft: Das Leben in Recht“ (1889): „Das Recht, das ein Volk zu beherrschen fähig ist, soll geschöpft werden aus dem tiefsten Born des Volksbewußtseins, seiner Sprache, seines Glaubens, seiner Sitte, und soll deutsch sprechen zum deutschen Volke, um die tiefen Wunden zu heilen, welche mehr noch als die Wiederaufnahme des römischen Rechts der durch sie erzeugte Zwiespalt der Gedankenwelt der deutschen Juristen mit den volkstümlichen Rechtsanschauungen unserem Volksleben schlug; denn deutsches Volksrecht steht viel handfester, sinnlichtreuer in seiner reichhaltigen Jugend und auf breiterem, festerem Grund.“ Ähnliches gilt auch für die nichtdeutschen Völker. Es wäre z. B. gewiß die größte Härte, würde ein Richter eine schwangere Frau zur Ablegung eines Eides zwingen wollen, wo dies durch althergebrachten Volksbrauch als schwere Sünde verpönt ist. Daher wird z. B. auch von der dänischen Regierung einer schwangeren Person

kein Eid abverlangt; ähnliches gilt von den jüdischen Frauen in Galizien. Sehr wichtig ist die Kenntnis des Volksglaubens für den Priester, will er nicht zum Werkzeug seiner „abergläubischen“ Pfarrlinge werden oder ohne Not bei ihnen Anstoß erregen. So kann es z. B. in der Bukowina leicht vorkommen, daß der unerfahrene Priester eine heilige Handlung auf Wunsch eines Pfarrlings vornimmt, die dieser in böser Absicht zum Verderben eines Gegners bestellt; anderseits würde ein Pfarrer Anstoß erregen, der z. B. eine von der Kirche oder der Spendung eines Sakraments fernbleibende Frauensperson dazu nötigen wollte, trotzdem sie sich in diesem Zeitpunkte „unrein“ fühlt. Die Überführung einer Leiche von einem Orte zum andern bei Erntefeldern vorbei, kann unter Umständen zu argen Ausschreitungen Anlaß geben, weil das Volk vielfach an dem Glauben festhält, daß hierdurch die Ernte verderbt werde. So kam es im Herbste 1889 in der Graner Gegend geradezu zu einem Aufstande, der nur durch das Aufgebot einer größeren militärischen Macht unterdrückt werden konnte. Daß die Kenntnis des Volksglaubens für den Sicherheitsdienst nötig ist, mag z. B. durch folgende Beispiele belegt werden. So kam z. B. vor etwa einem Dutzend Jahren in Rozwadow (Galizien) eine Friedhofschändung vor, indem vom jüdischen Friedhof die Leichen zweier Kinder fortgeschafft wurden. Der mit den Erhebungen betraute Gendarm erfuhr zunächst, daß in der Gegend des genannten Ortes der Glaube herrsche, daß man durch Beräuchern einer Hütte mit den Gebeinen eines Juden den Typhus aus derselben bannen könne. Von diesem Volksglauben geleitet, stellte er nun fest, daß in einem benachbarten Dorfe ein Wirt an der genannten Krankheit litt, erfuhr dann, daß er in der angeführten Weise behandelt wurde, und dies gab die Handhabe zur Eruierung des Verbrechers, der übrigens schon mehrere Jahre früher sich dasselbe Vergehen hatte zu Schulden kommen lassen. Wie mißlich es dagegen z. B. sein kann, wenn man den Zauberglauben nicht kennt, ergibt sich aus folgendem ergötzlichen Geschichtchen. Bei den Zigeunern herrscht der Glaube, daß ein Einbrecher, der sich die Füße bis zu den Knöcheln mit dem ersten Menstruationsblut einer Jungfrau eingerieben hat, vor der Entdeckung solange sicher bleibt, als das Blut an den Füßen haftet. Am 4. Dezember 1884 fingen die slovakischen Bauern der Ortschaft Nadabula (Nordungarn) einen Zigeuner, dessen Füße mit Blut bedeckt waren. Sie waren der Ansicht, daß der Zigeuner einen Mord begangen habe. Vor dem Dorfrichter sagte der Mann aus, er habe Gliederreißen und reibe sich mit Blut die Füße ein, um dieses Übel los zu werden. Er wurde nun freigelassen und — stahl in der darauffolgenden Nacht in der Nachbargemeinde Betlér zwei abgeschlachtete Schweine.

Ganz in Kürze mag noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß wir auch sonst manches für das praktische Leben vom Volke lernen können. Wir sehen hier zunächst von so manchem praktischen Gerät und manchem Handgriff des Bauern ab, der allgemeinere Verbreitung verdienen würde. Aber was ist ein Teil der so arg verspotteten volkstümlichen Besprechungen als eine Art Suggestion, die doch jetzt von berühmten Ärzten bei allerhand Krankheiten mit bestem Erfolge angewendet wird? Daraus wird uns so manches klar, und vor allem gewinnen die Mitteilungen einzelner

Volksforscher, daß sie von der Wirkung eines der volkstümlichen „Sympathiemittel“ überzeugt seien, Bedeutung. So ruft der verdiente Volksforscher H. Volksmann aus („Am Urquell“, III, S. 228 f.): „Wer da behaupten wollte, daß Sympathiemittel gegen bestimmte Schäden und Krankheiten nicht wirken könnten, der kennt eben das Volksleben nicht genau. Wer hingegen mitten im Volke lebt und scharf beobachtet, der wird auch bald erfahren, daß solche Mittel in den allermeisten Fällen die gehoffte Wirkung haben; sonst hätten sie sich auch wohl schwerlich Jahrhunderte hindurch im Volke erhalten. . . . Der Glaube tut's!“ Volksmann führt sodann aus seiner eigenen Erfahrung eine Anzahl Beispiele an. Mag er nun auch etwas zu weit gehen, so läßt sich der wahre Kern nicht ableugnen. Wer die treffliche und durchaus lebenswahre Skizze „Treffaß“ von Anzengruber gelesen hat, der wird die Kraft der Einbildung auf die Volksseele abschätzen lernen. Wieviel übrigens unsere Medizin überhaupt der Volksheilkunst verdankt, hat Bartels in seinem trefflichen Buche „Die Medizin der Naturvölker“ zur Genüge erwiesen. Über das Wetterläuten und Wetterschießen hat man lange gelacht und gespottet, ja man hat es sogar behördlich verboten, weil es nicht Gewitter vertreibe, sondern durch die Luftbewegung sogar geeignet sei, den Blitz anzuziehen. Siehe da, nun haben Schießversuche gelehrt, daß das Volk doch auf dem richtigen Wege war. Wir sind durch mancherlei Erfahrungen schon in vielen Dingen darauf geleitet worden, daß der Spruch: „Nichts Neues unter der Sonne“ eine tiefere Bedeutung hat, als man oft annimmt. Das Schießpulver war den Chinesen längst vor Schwarz bekannt; das Prinzip der Blitzableiter scheint schon zur Zeit des alten Rom nicht unbekannt gewesen zu sein und ist von Franklin nur neu entdeckt worden; manche Kunst älterer Zeiten — nennen wir z. B. das griechische Feuer — ist verloren gegangen. Könnte nicht von diesen alten Errungenschaften manche Spur im Volke sich erhalten haben? Mit Recht macht J. Lanz-Liebenfels in den „Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft“ in Wien, Bd. XXXI (1901), S. 90 f., darauf aufmerksam, daß früher die Entdeckungen und Erfindungen nicht durch Zeitungen und Bücher ausposaunt wurden; die Wissenschaft war geistlich und esoterisch, während sie jetzt profan und exoterisch ist. Sie ist früher auf einen kleinen Kreis beschränkt gewesen, ja geheim gehalten worden und deshalb konnten ihre Errungenschaften leicht auch wieder ganz verloren gehen oder sie sind unverstanden, oft als Wunder ins Volk gedrungen, und haben nur in dieser Form ihr Leben fortgefristet. Würden z. B. einmal die Kenntnisse der Chemie bis auf gewisse Überreste wieder verloren gehen oder würden die Lehren der Elektrizität uns bis auf die durch Tesla hervorgebrachten phänomenalen Erscheinungen abhanden kommen, so müßten sowohl jene Überreste der Chemie als auch diese ohne tieferes Verständnis des natürlichen Zusammenhanges hervorgebrachten Lichterscheinungen unzweifelhaft als Wunder gelten. Mit den Fortschritten der Naturwissenschaften, deren erste Vertreter in den Augen der Unwissenden „Wundertäter“, in jenen der Zweifler „Gaukler“ waren, wird uns so manche Stelle in den Religions- und Geschichtsbüchern der Alten klar. Mit jedem Vorstoß der Naturwissenschaften in das große Wunder der Natur werden uns einzelne sogenannte Wunder klar und viele jener alten Berichte

werden bestätigt, ja sogar die Drachen und Lindwürmer der Märchen haben wir in den Sauriern wiedergefunden. Die Erfinder und Entdecker sind nicht erst seit dem XV. Jahrhundert vom Himmel herabgeregnet; dagegen scheint unsere Anmaßung und unsere Überhebung manche Seite unserer Erkenntnis bisher verdunkelt zu haben.

Nach diesen Betrachtungen über die Bedeutung der Volkskunde für das praktische Leben wenden wir uns ihrer idealen Seite wieder zu und fassen zunächst ihr Verhältnis zur Dichtung und Kunst ins Auge. Es ist heute wohl allgemein bekannt und anerkannt, welchen erfrischenden Einfluß seit Bürger, Herder und Goethe das Volkslied auf unsere Kunstlyrik genommen hat; trotz der Spottsucht Nikolais hat dieser Born nicht zu fließen aufgehört. Zu wie vielen unvergänglichen Dichtungen haben volkstümliche Stoffe Anregung gegeben. Wieviele herzerhebende Melodien sind dem Volkston entnommen worden. Wieviel feinen Geschmack- und Kunstsinn weiß der huzulische Schnitzer Skribliak in seine Dosen, Fäßchen, Teller u. dgl. zu legen! So weist denn das Volkstum neben manchem Häßlichen und Sinnlosen oder uns sinnlos erscheinenden soviel rege Phantasie, einen so lebendigen dichterischen Pulsschlag und so viel Schönes auf, daß gewiß auch für die idealen Seiten unserer Kultur aus dieser Quelle manches zu schöpfen ist. Im Volkstum müssen unsere Realisten und Naturalisten das rechte Maß finden, das ihnen verloren gegangen ist! „Wie wir aus den beengenden Häuserreihen der Stadt" — sagt G. Meyer — „hinaus wandern in Feld und Wald, um bessere Luft zu atmen und unsere Sinne durch die Berührung mit der Natur neu zu stärken und zu kräftigen, so wird auch unser Geist durch den Verkehr mit den Äußerungen volkstümlichen Geisteslebens erquickt und erfrischt, die Schaffensfreudigkeit erhöht, die Produktionskraft gesteigert. Unter allen Völkern haben die Dichter ihre besten und wirksamsten Anregungen aus der Volksüberlieferung geschöpft; die homerischen Gedichte gehen auf Volkslieder zurück; die beiden tiefsinnigsten Gestalten moderner Dichtung, Hamlet und Faust, wurzeln in volkstümlicher Tradition; der unheimliche Spuk, der uns in ‚Macbeth' erschüttert, ist Volksaberglaube; und die zartesten Blüten Goethescher und Heinescher Lyrik haben auf dem Boden der Volkspoesie Kraft gesogen." Allbekannt ist, woher Roseggers Dichtung und Defreggers Kunst ihre erfrischende unvergängliche Kraft gezogen haben.

Aber auch zu den ernsten Geisteswissenschaften steht die Volkskunde in den engsten Beziehungen.

Über ihr Verhältnis zur Ethnologie ist bereits eingehend gehandelt worden. Es ist uns sowohl klar geworden, daß diese Wissenschaft überaus wichtig ist, und anderseits steht es ebenso fest, daß sie ohne die Volkskunde nicht ihr Ziel erreichen könnte. Dieser Umstand allein würde genügen, um die Volkskunde als einen der wichtigsten Wissenszweige erscheinen zu lassen und ihre Pflege jeder nur möglichen Förderung zu empfehlen.

Mit Recht hat man sich jetzt mehr der Kulturgeschichte zugewendet; statt der bloßen Erzählung politischer Ereignisse, der Kriege und Friedensschlüsse beginnt man der Arbeit des Volkes und seiner Entwicklung größere Aufmerksamkeit zu schenken. Haben in der früheren Geschichtsschreibung

die bevorzugten Häupter und Stände des Staates die Hauptrolle gespielt, so beginnt nun die Masse des Volkes, sein Leben, Streben und Wirken größere Beachtung zu erregen. Es liegt dies sozusagen gegenwärtig in der Luft. Die Volkskunde ist nun in dem von uns gekennzeichneten Sinne in der Kulturgeschichte ganz unentbehrlich. Sie ist es, welche die ursprüngliche naive Stufe der menschlichen Kultur kennzeichnet, sie allein richtig erkennen läßt und vieles, was uns in älteren Berichten unverständlich erscheint, klärt. In diesem Sinne ist die Volkskunde eine notwendige Ergänzung der üblichen Kulturgeschichte. Oder ist es nicht höchst einseitig, wenn wir über den Ritterschlag oder die Feierlichkeiten der Kaiserkrönung möglichst Ausführliches erfahren, nichts aber über ähnliche Vorgänge im Volksleben, die doch die Grundlage jener gewesen sein müssen? Ist es nicht einseitig, wenn wir über die vereinzelten, hervorragenden Kirchenbauten, Schlösser und Burgen belehrt werden, nicht aber über die nach Tausenden und abermals Tausenden zählenden Heimstätten der Bauern und Bürger sowie deren Einrichtung? Oder ist es vielleicht in der Ordnung, daß wir über die vereinzelten Schöpfungen hervorragender Männer oder die oft ins Unmäßige geratenen Erzeugnisse einer besonderen Kunstrichtung ausführlich belehrt werden, nichts dagegen wissen über das Wesen der Volkskunst, ja es kaum uns zum Bewußtsein gelangt, daß eine solche besteht? Es scheint noch immer die Ansicht herrschend zu sein, was volkstümlich ist, trage auch den Stempel der Roheit und Wertlosigkeit an sich. Aber gesetzt den Fall, es wäre auch so; dann würde für den Kulturhistoriker und für jeden, der die Geschichte seines Volkes richtig kennen lernen will, trotzdem auch die Volkskunde unerläßlich sein. Shakespeares Werke lernt man nicht aus einer Schulausgabe gründlich kennen; und wer ein Volk studiert, muß auch mit dessen Schattenseiten sich vertraut machen, wenn er dessen Lichtseiten richtig würdigen will. Es entstehen sonst völlig falsche und verschobene Bilder, unwürdig der ernsten Forschung. „Wer sich daran gewöhnt hat,“ sagt W. Caland in seinem Werke „Altindisches Zauberritual“ (Amsterdam 1900), „die alten Inder als ein hochgebildetes Kulturvolk zu betrachten, berühmt durch seine philosophischen Systeme, durch seine dramatische Poesie, durch seine epischen Gedichte, wird überrascht sein, wenn er mit ihrem Zauberritual Bekanntschaft macht, und er wird einsehen, daß er das altindische Volk nur von einer Seite kennen gelernt hatte. Er wird finden, daß er hier auf die unterste Strata der indischen Kultur stößt, und betroffen sein durch die Übereinstimmung des altindischen Zauberrituals mit dem Schamanismus der sogenannten wilden Völker. Läßt man die eigentümlichen indischen Ausdrücke und Termini technici weg und denkt man sich an die Stelle des ‚Brahman‘ einen Schamanen, so könnte man fast meinen, das Zauberbuch des einen oder anderen nordamerikanischen Rothautstammes vor sich zu sehen.“ Diese Stelle genügt allein, um die Einseitigkeit unserer kulturgeschichtlichen Forschung zu beleuchten, wenn dieselbe nicht auch auf die Volkskunde Gewicht legt.

Man darf aber durchaus nicht der Anschauung huldigen, daß eine Sage, eine Volksüberlieferung, ein Brauch erst dadurch interessant wird, daß er seit Jahrtausenden sich verzeichnet findet, daß wir ihn aus alten

Schriften auflesen. Nicht nur diese alten und gewiß schätzenswerten Bestandteile der Überlieferung eines Volkes bieten Interesse, sondern auch die gegenwärtigen. Sie tragen zunächst sehr viel zur Erkenntnis der früheren, meist lückenhaft und unverläßlich überlieferten bei. Wie stünde es z. B. um die Kenntnisse der deutschen Mythologie, wenn man nicht die gegenwärtig noch vorhandenen Bräuche und Sagen zu ihrer Erforschung herbeigezogen hätte. Ja man kann sagen, daß wir der volkskundlichen Forschung den besten Teil unserer richtigen Erkenntnis verdanken, die freilich bei weitem nicht zu so idealen Ergebnissen geführt hat, wie sie Jakob Grimm und viele Forscher nach ihm festgestellt zu haben vermeinten. Der Götterhimmel der Germanen — und dasselbe gilt wohl auch von den Slaven — war gewiß nicht so reich, wie man das noch oft heute zu lesen und zu hören bekommt, auch nicht so ideal und human; vielmehr scheinen — wie Schönbach ausführt — die „Götter“ der alten Germanen nur gefürchtet und infolgedessen durch festliche Opfer und Menschenschlachtungen besänftigt worden zu sein, wie der böse und kriegerische Lokalgott Jahve des Priesterkodex von den Israeliten, wie die blutdürstigen Tonklötze der Gottheiten von den Aztekenvölkern Nordamerikas. Was also von dem System der großen und hohen Götter gelehrt wird, ist oft lückenhaft und falsch; dagegen hat die früher verachtete niedere Mythologie, welche auf die Welt des Seelenglaubens, den Kultus der Dämonen, Gespenster und Kobolde, die Geister aus Wald und Feld, den Alpdruck und das Traumspiel sich bezieht, gerade durch die Volksforschung eine beachtenswerte Klärung erfahren. Die neue Volksforschung belehrt uns aber auch, wie Sagen und Gebräuche entstehen und sich verbreiten, denn die sagenbildende Phantasie ist durchaus nicht erstorben, sie lebt auch mitten im Herzen Europas weiter fort und treibt ihre Blüten und Auswüchse. Es ist dies ein so wichtiges Kapitel der Volksforschung, daß wir darauf nochmals zurückkehren werden. Indem wir dieses Werden vor unseren Augen betrachten, ergeben sich Schlüsse auf die Art und Weise, wie dies vor Jahrhunderten und Jahrtausenden vor sich gegangen ist. Daraus werden sich gewiß auch für die Erforschung und Deutung älterer Sagen mancherlei Gesichtspunkte ergeben. Die moderne Volksforschung ist also unentbehrlich zur historisch-linguistischen Mythen- und Sagenforschung.

Ebenso wird jede andere Wissenschaft, deren Methode die Berücksichtigung der Geschichte beansprucht, und vor allem die Geschichte selbst aus den volkskundlichen Forschungen Gewinn ziehen. Wo die Geschichte schweigt, kommt die historische Sage zur Geltung. Es ist z. B. bekannt, wie zur Feststellung gewisser Fragen der älteren griechischen Geschichte die Sagen benutzt wurden. Wie deutlich ist in einer Reihe derselben der phönizische Einfluß zu erkennen. Diese Sagen werfen auf die Ausbreitung und die Stärke des Verkehres der alten Griechen mit den Phöniziern und auf deren Macht und Einfluß in Griechenland ein viel deutlicheres Licht, als wenn uns nur die gewöhnlichen trockenen historischen Notizen vorlägen. Große historische Ereignisse hinterlassen in der Volksseele ihre tiefen Spuren, die uns so manches erzählen, auch dann, wenn keine andere Quelle davon zu melden weiß. Wie der Prähistoriker aus dem Schoße der Erde jene an sich scheinbar un-

bedeutenden Reste zu heben weiß, aus denen seine durch lange Übung und angestrengte Forschung geschulte Phantasie uns die Kultur unserer Vorväter zu zaubern weiß, so findet der Volksforscher in den Schöpfungen der Volksseele die Spuren wichtiger historischer Ereignisse und ihres Einflusses auf die Menschheit: die Überlieferung eines Volkes ist der Spiegel, in dem mächtige Eindrücke noch nach Jahrzehnten, ja nach Jahrhunderten zu erkennen sind. Und oft genug können wir nur aus dieser Quelle über den Eindruck, welchen ein Ereignis hervorrief, über die Auffassung, welche das Volk von demselben hatte, uns belehren, denn die anderen Quellen geben nur die nackte Tatsache in dürren, fleisch- und blutlosen Worten. Es ist sehr fraglich, ob ein geschichtlicher Bericht über jene Kämpfe, die den Kern der Ilias bilden, wertvoller wäre, als das Epos, das uns so viele tiefe Blicke in das innere Wesen und die Anschauung der alten Griechen tun läßt. Ganz ebenso verhält es sich mit dem Nibelungenliede und den ihm verwandten Sagen und Sagenkreisen. Wie arm würde eine historisch noch so genaue alte Erzählung für die Erkenntnisse der treibenden psychologischen Momente gewesen sein! Welche interessanten Blicke lassen dagegen die Heldensagen uns in diese Entwicklung tun. Scherer hat es trefflich verstanden, in seiner Literaturgeschichte diese psychologischen Vorgänge zu kennzeichnen. Nachdem er die Errungenschaften der Germanen und die gewaltigen Folgen der Völkerwanderung geschildert hat, fährt er fort: „Ungeheures Erlebnis für diese Barbaren! Eine unglaubliche Steigerung ihres Selbstgefühles mußte daran hängen. Diese Dinge mußten irgendwie haften in ihrem Gedächtnis. Ihr Gesichtskreis erweiterte sich, die Individuen wurden bedeutender, es traten überlegene Menschen auf; die fremde Kultur, in unzähligen Mischungen der heimischen Barbarei mitgeteilt, erzeugte die stärksten Kontraste. Der Sinn für individuelle Erscheinungen wurde dadurch geweckt, das frühere vage Heldenideal ward greifbar und erhielt mehr persönliches Leben, mehr von einander deutlich abgehobene Repräsentanten ... das vergrößernde Gerücht läßt sich nicht ausschließen. Personen werden verwechselt, die Zeiten rinnen ineinander. Personen der unmittelbaren Vergangenheit absorbieren die älteren, ihre Gestalt wächst dadurch und wird Mittelpunkt verschiedener Sagen: ein Zyklus bildet sich. Namenähnlichkeiten erleichtern solche Verwechslung, und nachdem die gesteigerten Menschen mit den alten Heroen in Eine Sphäre gerückt sind, können die Verwechslungen, die Verschmelzungen auch mythische und historische Persönlichkeiten ergreifen, und dergestalt ballen sich die Sagenkreise zu immer größeren Massen." Diese tiefe und interessante Erkenntnis der innersten Vorgänge, welche zufolge jener Ereignisse die Brust unserer Vorväter erfüllten, konnte nur aus den Sagen erschlossen werden; objektive Geschichtsaufzeichnung konnte sie nicht vermitteln. Geschichtliche Sagen können also unzweifelhaft für den Historiker große Bedeutung haben. Es ist aber notwendig, daß man in der Auffassung und Deutung derselben geschult sei. Viel dazu kann jedenfalls die Durchdringung der modernen Sagen und der noch immer vor sich gehenden Sagenbildung beitragen. Indem der Volksforscher diese verfolgt, lernt er jene Gesetze kennen, nach denen der immer gleiche Volksgeist zu allen Zeiten gewirkt hat.

Es ist längst erkannt und bekannt, wie durch die örtlichen Verhältnisse und die Beschaffenheit des Wohnortes die geschichtliche Entwicklung seiner Bewohner beeinflußt wird. Die regelmäßig wiederkehrenden Überschwemmungen des Nils haben die Ägypter zur Feldmeßkunst und zur Beobachtung einer geordneten Zeitrechnung geführt; der wolkenlose Himmel Arabiens mit seinen in herrlichster Pracht über öder einförmiger Landschaft erglänzenden Gestirnen hat die Araber lange beim Sterndienste erhalten; die enge landeinwärts abgeschlossene Küstenlandschaft der Phönizier verwies sie aufs Meer; Griechenlands glückliches Klima blieb nicht ohne Einfluß auf die geistige Entwicklung seiner Bewohner, auf deren Baukunst u. s. w., die landschaftliche Zerrissenheit bedingte aber die Spaltung der Hellenen in eine Reihe von Einzelstaaten; in den Ostalpenländern blüht zufolge des von der Adria ausströmenden Kultureinflusses um 700 v. Chr. bereits die durch Vermittlung des Eisens geschaffene Hallstätterkultur, während in dem benachbarten, aber durch seine natürliche Lage abgeschlossenen Pannonien noch die reine Bronzezeit sich reich weiterentwickelt ... Wenn nun schon der Boden mit Recht stets vor jeder zusammenhängenden geschichtlichen Erzählung betrachtet werden soll, weil der auf ihm lebende Mensch seinen Einflüssen sich nicht entziehen kann, soll es da dem Historiker gleichgültig sein, tiefere Blicke in die Seele des Volkes zu werfen, mit dessen Geschichte er sich beschäftigt? Sollten dessen Lebensgewohnheiten, Anschauungen u. dgl. nicht von Einfluß auf sein Auftreten in der Geschichte und seine historische Entwicklung sein? Wenn der Charakter des Einzelwesens für dessen Tun und Lassen zum großen Teile bestimmend ist, so muß dies im gewissen Sinne doch auch von der Summe der Einzelwesen, dem Volke, gelten. Sehr treffend bemerkt Krauß in der Einleitung zum Guslarenlied „Von Vilen, die ein Heldengemetzel ansagen“ (Am Urquell, I, S. 3) folgendes: „Die Fabel behandelt einen Kampf um nichts, ein furchtbares Gemetzel um einige Tropfen vergossenen Weines. So ist der Südslave seit jeher gewesen und so zeigen sich auch die slavischen Balkanstaaten in der Gegenwart. Die Politiker nennen den Balkan den Wetterwinkel Europas. Man hat von dort manche politische Überraschung erlebt, für die man keine Erklärung sich zu geben weiß. Man höre den Guslaren und seine Lieder, dann wird man auch den Südslaven verstehen.“ Und daran könnte man, weil wir schon bei den Slaven sind, sofort die Bemerkung anknüpfen: wer aber den meist schwermütigen Gesang der Ruthenen kennen lernt und ihren sonstigen Volkscharakter ins Auge gefaßt hat, der wird es leicht begreifen, warum man jahrhundertelang von diesen Nordslaven so gut als nichts in der Weltgeschichte zu verzeichnen hat. — Die Kenntnis gewisser Volksüberlieferungen, Aberglauben u. dgl. hat aber für den Historiker auch schon deshalb Bedeutung, weil gewisse Erscheinungen des Volksglaubens geradezu zu historischen Ereignissen anwachsen können, als treibende Ideen in den Lauf der Weltgeschichte eingreifen. Wir verweisen nur auf das antike Orakelwesen; den Fatalismus der Araber; die Anschauung von dem Weltuntergange im Jahre 1000 n. Chr., deren Einfluß Dahn so anschaulich zu schildern weiß; den Hexenglauben des Mittelalters, ja auch die religiöse Unduldsamkeit und in jüngster Zeit den — Nationalitätenhaß. Indem eine solche Vor-

stellung im Volke tiefe Wurzeln schlägt, vermag sie für eine Zeitlang dessen gesamte Denkungsart, sein Wollen und Tun zu beherrschen und prägt dem ganzen Zeitalter seinen Stempel auf. Aber es genügt auch, wenn leitende Persönlichkeiten davon erfüllt sind; ihr darnach eingerichtetes Lassen und Tun wirft dann seine breiten Schatten. Gar manche wichtige Handlung der Weltgeschichte war glücklich oder unglücklich geführt worden, weil ihren Urheber das Vertrauen in ein gutes oder böses Vorzeichen gefördert oder gehemmt hatte. Nicht nur Wallenstein hat in der Wahl seines Vertrauten sich bitter getäuscht, weil er in dessen „Nativität eine derartige Übereinstimmung der Genien, der Planeten und ihrer Einflüsse mit seinen eigenen" entdeckt hatte, daß es schien, als „wäre beider Horoskop nur einer einzigen Person gestellt gewesen". Und wenn wir erwähnen, daß der Friedensschluß von Karlowitz am 26. Jänner 1699 um drei Viertel auf zwölf Uhr unterschrieben wurde, weil der türkische Gesandte berechnet hatte, daß zu dieser Zeit die Stellung der Gestirne zur Unterschrift am günstigsten sei, so ist nur eines der vielen Beispiele dieser Art aufgeführt. Man muß also mit dem Volksglauben, oder wie wir gewöhnlich zu sagen pflegen, dem „Aberglauben" in der Geschichte rechnen, weil er einer ihrer bewegenden Faktoren ist und vielleicht nicht der geringste.

Bei dieser engen Beziehung zwischen Volkskunde und Geschichte ist es leicht begreiflich, daß erstere wiederholt auch geradezu historischen Stoff herbeischafft, den sie zunächst zu ihren Zwecken auszubeuten sucht, der aber auch für den Geschichtsforscher von Wert ist. Man kann geradezu behaupten, daß der Historiker, insbesondere der Kulturhistoriker, keinen Band unserer Zeitschriften für Volkskunde durchsehen wird, ohne Bereicherung seines Forschungsmaterials zu finden: Erklärungen historisch belegter Gebräuche und Sagen, Rechtsdenkmäler, Nachrichten über alte Gerichtsstätten, Testamente, Zunftordnungen, urkundliches Material über Hexenprozesse, historische Lieder, für die Kulturverhältnisse bezeichnende Inventare, Nachrichten über dort oder da aufbewahrte Normalmaße, über Wappen u. s. w., u. s. w. Man sieht also, daß die Volkskunde auch in dieser Beziehung tatsächlich für die Geschichte brauchbares Material zu Tage fördert. Der Historiker wird desselben für die Dauer nicht entraten können. Mit Recht hat man daher begonnen in einzelnen bibliographischen Geschichtsrepertorien auch einen guten Teil des Inhalts der volkskundlichen Zeitschriften zu verzeichnen.

Man kann getrost sagen, daß die Volkskunde für die verschiedensten Zeitperioden historischer Forschung in den mannigfaltigsten Fragen Aufschlüsse geben wird. Dies mag durch eine Anzahl von Beispielen belegt werden.

Volkskundliche Forschungen sind es vor allem, welche die richtige Erkenntnis der fernsten Perioden menschlicher Kultur, der Vorgeschichte der Menschheit, erschlossen haben. Es ist allgemein bekannt, daß wir ohne Kenntnis des aus Stein, Knochen, Holz und Muschelschalen bestehenden Hausrates der gegenwärtigen Naturvölker keine richtige Erkenntnis der Geräte der Steinzeit erhalten hätten. Wie die alten Griechen und Römer und das ganze Mittelalter, zum Teil auch noch eine gute Zahl unserer gegenwärtigen Bauern die Steingeräte als „Donnerkeile" auffaßt und ihnen überirdischen Ursprung

und übernatürliche Wirkung zuschreibt, so würden auch wir vor manchem Rätsel dastehen, wenn das Studium der Naturvölker uns nicht eines besseren belehrt hätte. Das Verständnis der Pfahlbauten haben nicht nur die spärlichen Reste derselben und die wenigen Notizen alter Schriftsteller gefördert, sondern vor allem das Studium ähnlicher noch heute in anderen Erdteilen errichteter und bewohnter Behausungen. Wer die rutengeflochtene und mit Lehm verklatschte Hütte neolithischer Ansiedlungen aus den durch Feuer gehärteten Bewurfstücken rekonstruieren will, braucht nur in die nördliche Bukowina zu kommen: hier fertigt der Landmann noch heute genau auf dieselbe Art seine Hütte, seine Kammern, seinen Stall; beiderseits mit Lehm verklatschtes Rutengeflecht zwischen einigen stärkeren Pfählen bildet die Wände, ein Lehmschlag den Fußboden, Stroh und Schilf das Dach; kleine Gebäude, etwa der Schweinestall, weisen runde Form mit kegelförmigen Dach auf. Ebensolche Hütten standen hier vor etwa 4000 Jahren, wie dies die Funde von Szipenitz aus der ausgehenden neolithischen Periode lehren. Wer diese im Geiste mit fast vollkommener Sicherheit aufbauen will, braucht nur das heutige primitive Bauernhaus zu studieren. Und wer in dem Hausrat einer Bauernhütte in den Karpaten Umschau hielt, etwa den aus einem dreiästigen Holzstück gefertigten Leuchter oder die mit einer hölzernen Sprungfeder versehene Tierfalle sah, wird gewiß einen klareren Begriff von der Kultur und der Erfindungsgabe unserer Vorväter erhalten, als der Prähistoriker, der nur die prähistorischen Fundstätten und die vorgeschichtlichen Museen seiner Beachtung würdig erachtet. Man sieht also, daß die Kunde des außereuropäischen, aber auch des europäischen Volkstums für das Studium der Vorgeschichte wichtig ist. Auch in einer anderen Beziehung sind übrigens Volksüberlieferungen für den Prähistoriker von Bedeutung. Sagen über aufgefundene Riesengräber führen ihn auf Funde von Mammutknochen u. dgl., wie anderseits der Glaube an Riesen und insbesondere die riesige Gestalt der Urahnen des Menschengeschlechts zur sorgfältigen Aufbewahrung von derartigen Funden, selbst in Kirchen, geführt hat. So hat auch das Riesentor zu St. Stephan in Wien seinen Namen von dem vermeintlichen Knochen eines Riesenmenschen, welcher noch im XVIII. Jahrhundert an dem Portal zu sehen war. Jetzt befindet sich dieser interessante Mammutknochen im k. k. naturhistorischen Hofmuseum; auf ihm ist die Jahreszahl 1443 aufgemalt und er ist wahrscheinlich bei der Aushebung des Grundes zum zweiten Turme von St. Stephan gefunden worden. Vielleicht hing die sorgfältige Aufbewahrung dieses Knochens mit der Sage zusammen, daß man in Wien die Gebeine der Riesen Og und Magog aufgefunden haben wollte; übrigens wissen wir, daß auch an einem Hause des alten Wien „deß Risen Schienbain angehenket“ war. Es ist ferner schon früher einmal erwähnt worden, daß die Drachen und Lindwürmer der Sagen auf ähnliche Funde einer vorgeschichtlichen Fauna deuten. Der Lindwurmbrunnen auf dem Neuen Platz zu Klagenfurt, das Wahrzeichen der Hauptstadt Kärntens, deutet nach Professor Ungers ansprechender Vermutung auf den Fund eines diluvialen Rhinozerosschädels. Bei dieser Gelegenheit mag übrigens auch noch darauf verwiesen werden, daß nach den Ausführungen des französischen Volksforschers H. Carnoy (Zeitschrift für Volkskunde, Leipzig, I, S. 409 ff.) die

Sagen von den Höhlenzwergen offenbar auf prähistorische Menschen von kleinem Wuchse deuten. Daß diese Ausführungen nicht ohne Bedeutung sind, dafür sprechen auch die neuen Mitteilungen des Professors Dr. Thilenius in Breslau über prähistorische Pygmäen in Schlesien (Münchener Allg. Zeitung, 1902, Beilage Nr. 110). Bei der Durchsicht der prähistorischen Skelettreste, welche im Museum schlesischer Altertümer in Breslau aufbewahrt werden, ergab sich bei einer Reihe von Individuen die Körperlänge als eine so geringe, daß man von Pygmäen sprechen kann. Diese Reste stammen aus der fruchtbarsten Gegend Schlesiens, zwischen Breslau und dem Zobten, die daher auch eine ununterbrochene Besiedlung von der neolithischen Zeit her erkennen läßt. Nach dem Verhalten der Röhrenknochen handelt es sich bei den Resten um vollständig erwachsene Personen. Professor Thilenius verweist auch auf die Ergebnisse früherer Forschungen. Daraus geht hervor, daß im Rheintale Pygmäen für die neolithische Zeit, also für die Periode bis 1500 v. Chr. nachgewiesen sind; in Schlesien gehören sie teils der ersten Periode der Bronzezeit, teils römischer, teils slavischer Zeit an. Mithin sind die mitteleuropäischen Zwergvölker bis auf ein Jahrtausend etwa der Gegenwart näher gerückt und damit wären die Bedenken, ob die gegenwärtigen Bewohner Europas noch Zwergvölker gesehen hätten, beseitigt. Weitere Forschungen werden vielleicht auch ergeben, daß die Gebiete bodenständiger Zwergsagen mit solchen zusammenfallen, wo jene Pygmäenvölker lebten oder wohin Kunde von ihnen sich verbreiten konnte. — Allgemein bekannt ist es, daß Sagen von Teufelsmauern, vergrabenen Schätzen u. dgl. wiederholt dem Prähistoriker Veranlassung zu erfolgreichen Funden boten. So haben z. B. in der Bukowina verbreitete Volkssagen über die Polengräber bei Hliboka zu deren Untersuchung geführt, und es ergaben sich interessante Tumuli mit Brandgräbern etwa aus dem Anfange unserer Zeitrechnung.

Aber nicht nur für vorgeschichtliche, sondern auch für frühhistorische Verhältnisse geben Sagen oft dankenswerte Hinweise. So betont z. B. ein ungenannter Forscher in „Carinthia“ (Mitteilungen des Geschichtsvereines für Kärnten), Bd. XC (1900), Nr. 3, mit vollem Rechte, daß für die Feststellung des Zuges der alten Römerstraßen in den Alpenländern die Tradition des Volkes eine wichtige Quelle sei. Indem er sodann die Anhaltspunkte, welche die volkstümliche Namengebung und die Sagen boten, verfolgt, stellt er den Verlauf der alten Verkehrsstraße fest, die durch das kärntnerische Liesertal in den salzburgischen Lungau zog. Derartige Beispiele ließen sich häufen. Hier soll nur noch ein merkwürdiger Fall verzeichnet werden (Am Urquell, III, S. 111). In einer dänischen Kirche war es bis vor etwa einem Dutzend Jahren Brauch, daß die Männer, wenn sie zum Altare gegangen waren und wieder herunterkamen, an einer bestimmten Stelle stehen blieben und nach einer gewissen Richtung der Kirche sich verneigten. Niemand wußte den Grund dieses Grußes zu erklären. Als man aber eine Kalklage von jener Wand entfernte, kam unter derselben ein Marienbild zum Vorschein. Offenbar hatte also der Gruß diesem Bilde gegolten, dessen Herstellung noch vor die Reformationszeit fällt. Der Brauch, sich gegen dasselbe zu verneigen, hatte sich, auch nachdem sein Sinn vergessen und das Bild übertüncht war, erhalten. Dieser Fall ist aber ein

lehrreiches Beispiel hierfür, wie ähnliche, jetzt unerklärliche Volksbräuche auf den einstigen Bestand von Kultstätten u. dgl. leiten. Es möge nur noch z. B. erwähnt werden, daß in neuester Zeit H. v. Preen festgestellt hat, daß die Opferung von Tonkopfurnen in zwei oberösterreichischen Orten bei Braunau offenbar auf die Fortsetzung eines hier schon zur Römerzeit üblichen phallischen Kultus hinweist, von dem freilich nur die äußere Form sich bis auf unsere Tage erhalten hat (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft, Wien, Bd. XXXI [1901], S. 52 ff.).

Zu den schwierigsten Fragen der Geschichtsforschung gehört auch die Besiedlungsgeschichte eines Landes und die Zusammensetzung seiner Bevölkerung. Da bietet die Volkskunde unstreitig ein wichtiges Hilfsmittel. So hat z. B. J. Schmidt gezeigt, wie der unter den Slovenen Krains und der benachbarten Gebiete verbreitete Perchtenglaube durch die seit dem letzten Viertel des X. Jahrhunderts nach Oberkrain erfolgte Einwanderung deutscher Kolonisten zu erklären ist. Heute ist der einst deutsche Charakter Oberkrains vollständig verschwunden; der alte deutsche Volksglaube hat aber den Untergang des Volkstums und der Volkssprache überdauert und ist ein Zeugnis geblieben für die hier einst ansässigen Deutschen (Zeitschrift für Volkskunde, Leipzig, I, S. 413 ff.). Hierzu ist noch zu bemerken, daß jene Ansiedler zumeist aus Bayern kamen, denn es waren weite Gebiete an das Bistum Freising vergabt worden, welches natürlich bayrische Bauern als Kolonisten dahin führte. Nun ist aber der Berchtaglaube vorzüglich eine bei den Bayern erhaltene Mythe. Der bekannte Tiroler Forscher Ignaz Zingerle hat Ähnliches für Tirol festgestellt (Zeitschrift für Volkskunde, Leipzig, I, S. 261 f.). Er fand zu seiner Überraschung im Eisacktale zu Vilanders und in Laien den Glauben, daß daselbst Frau Berchta umgehe. Wie kam in das ehemals romanische Eisacktal dieser Glaube und warum gerade hier der Name Berchta, während in anderen Teilen Tirols Frau Hulde, Holde gang und gäbe ist? Bei weiterer Nachforschung löste sich das Rätsel in einfacher Weise: Laien, das alte Legianum, kam im X. Jahrhundert an die Kirche in Freising. Die Freisinger Grundherren verpflanzten durch ihre Leute die Berchtamythe aus Bayern nach dem alten Legianum. Auch in Vilanders hatte das Bistum Freising ausgedehnte Besitzungen. Wir finden also im Eisacktale denselben Fall wie in Krain. Aber nicht nur alte Götternamen, sondern auch Spuren der Verehrung gewisser christlicher Heiligen sind für diese Fragen von hoher Wichtigkeit. Auf die Bedeutung der Kirchenpatrozinien und der Verehrung volkstümlicher Heiligen als Geschichtsquellen hat schon z. B. Alois Huber, der Verfasser der bekannten „Geschichte der Einführung und Verbreitung des Christentums in Süddeutschland", hingewiesen. Vor etwa zwanzig Jahren hat besonders der bekannte Salzburger Geschichtsforscher Hauthaler die Wichtigkeit der liturgischen Quellen betont und in dieser Richtung eine sorgfältige Untersuchung über „Die dem heiligen Rupertus geweihten Kirchen und Kapellen" angestellt. Ähnliche Arbeiten sind in der Folge öfters noch unternommen worden, worüber man das Büchlein „Die Heiligenpatronate der Kirchen und Kapellen in der Erzdiözese Salzburg" (Salzburg 1895) vergleichen mag. Sehr treffend spricht sich darüber J. Zingerle aus (Zeitschrift für Volkskunde, Leipzig, I, S. 260):

„Wie die Pflanzen in unseren Bergen, haben auch Mythen und Sagen ihren Standort. Wie eine Pflanze nur in dieser oder jener Gegend vorkommt, so auch eine Sage... Ist es ein blinder Zufall, daß man am Inn, wo Alemannen Einfluß hatten, nach dem „St. Galli Ziel“ rechnet; an der Etsch, wo die Franken festen Fuß einst gefaßt hatten, nach dem fränkischen Patron St. Martin? War es Willkür, daß alte Kirchen hier nur dem hl. Zeno, dort dem hl. Oswald, anderswo der hl. Gertraud geweiht sind? Ich glaube nicht, es waren Nationalheilige, Schutzpatrone der Ansiedler. Es wäre nach meiner Ansicht wünschenswert, die alten, oft zerfallenen Heiligtümer näher zu erforschen und deren Patrone, die oft sogar heute verschollen sind, genau zu verzeichnen. Es könnte mancher Lichtstrahl auf die frühere Geschichte des Landes und dessen Besiedlung fallen. In Plarsch bei Meran finden wir eine alte St. Ulrichskirche. Warum St. Ulrich? Weil es mit Kempten-Augsburg in Beziehung stand. In der „Totengruft“ (Kirchhofskapelle) zu Partschins fand ich ein Bild eines mir unbekannten Heiligen. Da ward mir gesagt, es sei der heilige Razzo. Wie kommt der sonst in Tirol unbekannte Razzo, der bayrische Heilige, hierher? Nun, in dieser Gemeinde hatte bis zum Jahre 1380 das Bistum Regensburg große Besitzungen und so ward dieser Selige auch ins Dorf an der Etsch eingeführt. Auf dem Rittnergebirge kommt, das einzige dieses Namens, ein Verenakirchlein vor. Man möchte es seit neuerer Zeit mit Veronika in Verbindung bringen; allein das Volk hat ein gutes und anhängliches Gedächtnis und nennt es durchaus St. Verena. Sie ist eine Gauheilige der Alemannen und ist durch diese ins nahe Gebirge gekommen. Die alten Gertraudkirchen weisen auf fränkische Ansiedlungen.“ Aus diesen Andeutungen läßt sich zur Genüge entnehmen, wie die örtliche Verehrung einzelner Kirchenpatrone und Heiligen zur Lösung der Besiedlungsfrage des Ortes, zur Feststellung der Erbauungszeit der betreffenden Kirche u. s. w. beitragen kann. Hier soll nur an einem Beispiele gezeigt werden, wie sich solche Forschungen verwerten lassen. So hat z. B. der verdienstvolle Krainer Geschichtsforscher A. Müllner in neuester Zeit (Argo, Zeitschrift für krainische Landeskunde, VII [1899], S. 180, und VIII, S. 16 und 37) neue Beweise für den Zusammenhang zwischen dem heiligen Vitus (an Stelle des slavischen Gottes Svantevid) und slavischen Ansiedlungen gesammelt. St. Veit in Mittelkärnten war der Mittelpunkt einer Hauptniederlassung der Slaven daselbst; dieser pagus Chrouati wird schon 954 urkundlich genannt. Ähnliche Beziehungen müssen zwischen den anderen, dem heiligen Vitus geweihten Kultstätten und slavischen Ansiedlungen bestanden haben; man zählt in Krain 26, in Kärnten 11, in Steiermark 23 und in Oberösterreich 14 derartige Kirchen und Kapellen. Sehr interessant ist folgender Fall, auf den Müllner an demselben Orte hinweist. An der Traun in Oberösterreich liegt dort, wo das Kremstal in das Trauntal mündet, also am rechten östlichen Ufer, auf einem vorgeschobenen Hügel die Filialkirche St. Viti am Berg der Pfarre Ansfelden. Zwei Kilometer davon ist die Überfuhr, welche nach dem Pfarrorte Traun (westlich vom Traunflusse) führt, von welchem wieder etwa 1·5 Kilometer entfernt die Ortschaft St. Dionysen am Traunufer liegt. In St. Veit am Berg findet jährlich am 15. Juni eine große Wallfahrt statt, zu welcher an 2000 Menschen zu-

sammenströmen. Dem Volksforscher, der derartige Festlichkeiten in den Bereich seiner Betrachtungen zieht, muß es aber auch auffallen, daß hier nur Leute aus dem östlichen Hügellande von Kremsmünster, Neuhofen, Sirning u. s. w. sich einfinden, manche also aus viele Stunden weiter Entfernung, während aus der unmittelbaren Nachbarschaft von Traun und St. Dionysen niemand her zu wallfahren pflegt. Was ergibt sich daraus für den Geschichtsforscher? Müllner hat dies mit kundiger Hand festgestellt. Es ist zunächst allgemein bekannt, daß die Gegend östlich von der Traun noch um 777 Slaven bewohnten. Zu ihrer Bekehrung ist ja damals das Stift Kremsmünster durch den bayrischen Herzog Tassilo begründet worden. Damit paßt sehr gut zusammen das Bestehen der St. Veitkirche auf dem vorgeschobenen Hügel; dies ist ein sehr passender Ort für eine alte Kultstätte gewesen, an deren Stelle nach der Christianisierung die St. Veitkirche trat. Sie blieb für diese Gegenden östlich der Traun eine Stätte gemeinsamer Verehrung. Und nun wenden wir uns nach Traun und dem benachbarten St. Dionysen am westlichen Traunufer. Pfarrort ist jetzt Traun; früher stand aber die Pfarrkirche in St. Dionysen. Heute bilden die Grundmauern des Kirchleins die Wände eines strohgedeckten Wohnhäuschens; der Friedhof dient als Obstgarten. Den heiligen Dionysius, den Kirchenpatron des älteren Ortes, verehrt man jetzt in Traun; dort steht seine Statue, die ihn mit dem abgeschlagenen Haupt in der Hand darstellt Darnach haben wir es mit dem Bischof und Märtyrer Dionysius zu tun, welcher als erster Bischof von Paris in der zweiten Hälfte des III. Jahrhunderts wirkte und unter Valerian oder Maximianus Herculius geköpft wurde; St. Denys hat nach ihm seinen Namen. Wir finden somit am westlichen Ufer der Traun den Hauptheiligen der Franken als Patron und Namengeber der Ortschaft. Daher gehen wir sicher nicht irre, wenn wir dieselbe als eine Frankenansiedlung ansehen, welche, gedeckt durch den Strom, beim Vordringen der Franken in diese Gegend als wichtiger Posten gegen die östlich benachbarten Slaven errichtet wurde. Schon das allein ist ein schönes Ergebnis. Aber in dem Umstande, daß St. Dionysen Mittelpunkt der Frankensiedlungen, St. Veit am Berg dasselbe für die Slaven war, ist offenbar auch die Ursache zu suchen, warum auch noch jetzt nach St. Veit nur die Bewohner des östlichen Hügellandes strömen, jene von Traun und St. Dionysen aber ganz fern bleiben. Man hat es hier offenbar mit einer alten, einstens wohlbegründeten Gewohnheit zu tun, die heute fortbesteht, obwohl die Gründe hierfür längst beseitigt sind. Daß aber derartige Gewohnheiten Jahrhunderte, ja Jahrtausende trotz Wandels der Zeiten überdauern können, das beweist z. B. das oben über das Fortbestehen des alten Kultus in der Gegend von Braunau Gesagte und nicht weniger jene Mitteilungen über die Verbeugung vor einem seit Jahrhunderten den Blicken entzogenen Marienbilde.

Von hoher Bedeutung für die Entscheidung der Besiedlungsfragen wird insbesondere die Hausbauforschung sein. Dafür hat sich z. B. Dachler in seiner Arbeit „Das Bauernhaus in Niederösterreich und sein Ursprung“ (Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, Bd. XXXI [1897], S. 115 ff.) mit vollem Rechte ausgesprochen. Indem er die Ver-

breitung der Hausformen in Niederösterreich untersucht, kommt er zum Schlusse, daß nur in den ersten Jahrzehnten der Besiedlung seit dem Jahre 955 bajuvarische Ansiedler das damals nach der Lechfeldschlacht der Kolonisation erschlossene Land bis in die Gegend südlich von Melk in Besitz nahmen; beim weiteren Vorrücken der wiederbegründeten Ostmark gegen die Leitha, March und Thaja siedelten sich zumeist Franken an. In dem Viertel unter dem Wienerwalde und in den zwei Vierteln nördlich der Donau ist daher das fränkische Gehöft vorherrschend; nur in dem zuerst besiedelten Viertel ober dem Wienerwalde weist das bajuvarische Gehöft größere Verbreitung auf. Dieses Ergebnis der eingehenden Studie Dachlers hat der Schreiber dieser Zeilen schon in einem Referate, das er 1898 über dieselbe schrieb, als beachtenswert bezeichnet; zugleich wurde aber auch hervorgehoben, daß dasselbe bei dem dermaligen Stande der Hausforschung nicht unbedingt sicher sei, weil man in der Feststellung der nationalen Eigentümlichkeiten der Gehöfte bisher noch nicht zu ganz unzweifelhaften Resultaten gekommen ist. Deshalb ist in dem erwähnten Referate auch bemerkt worden, daß die historische Untersuchung und die Sprachforschung der interessanten Frage näher treten müßten. Und dies ist auch in einer ganz unabhängigen und durch volkskundliche Gesichtspunkte unbeeinflußten Arbeit geschehen. Th. v. Grienberger kam nämlich in seiner Studie „Zur Kunde österreichischer Ortsnamen“ (Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, Bd. XIX [1899], S. 520 ff.) auf Grundlage der sprachgeschichtlichen Betrachtung der Ortsnamen im südöstlichen Niederösterreich zum Schlusse, daß sie der Besiedlung durch Franken zugeschrieben werden müssen und insbesondere auch Wien vom „sprachgeschichtlichen Standpunkte“ aus nicht als bayrische sondern als fränkische Gründung zu betrachten ist. Diese Übereinstimmung in den Ergebnissen, die auf ganz anderem Wege unabhängig voneinander gewonnen wurden, ist sicher beachtenswert. Nunmehr hat auch A. Grund die Ergebnisse der Forschung Dachlers eingehend nachgeprüft. In seiner Schrift „Die Veränderungen der Topographie im Wiener Walde und Wiener Becken“ (Leipzig 1901) kommt er zum Schlusse, daß wir in wirksamer Weise den Gang der historischen Forschung durch Untersuchung der Hausform ergänzen können. Die Haustypen entsprechen sehr alten Kolonisationsgrenzlinien. Die Betrachtung der Haus- und Hofformen ermöglicht wie die Unterschiede in der Siedlungsform das vor und nach 976 besiedelte Gebiet zu trennen. Die höherstehende Wohnform des dreiteiligen (bajuvarischen) Hauses des älteren westlichen Besiedlungsgebietes wurde im jüngeren Kolonisationslande weiter gegen Osten durch die primitivere zweiteilige (fränkische) abgelöst. Diese auffällige Tatsache des Typenwechsels, die weder durch die Landesnatur noch durch fremde Einflüsse in dem vorher menschenleeren Lande erklärbar ist, kann nur auf Kolonisten mit anderen heimatlichen Traditionen zurückgehen. Es müssen vorwiegend Leute in das östliche Niederösterreich eingewandert sein, die das dreiteilige Haus nicht kannten, sondern zweiteilige bauten. Der Einheitlichkeit der Hausform muß zwar nicht unbedingt ethnographische Einheitlichkeit der Ansiedler entsprechen, wohl aber numerische und politische Übermacht eines Bevölkerungselements. Somit muß dieser Teil Niederösterreichs tatsächlich vorzüglich von Franken besiedelt worden

sein. Grund zeigt ferner, daß eine dritte Art des Hauses, der karantanische Haufenhof, ebenfalls eine Kolonisationsgrenze bezeichnet, nämlich jene der Ansiedlungen der steirischen Markgrafen in den Kalkalpen. Wie die verschiedenen Typen der Hausform, so fallen aber auch die Unterschiede der Siedlungsform mit historischen Grenzen zusammen. In der Ebene weist das vor dem Jahre 976 besiedelte Land anderen Siedlungstypus auf (Einzelhöfe) als das zwischen 976 und 1043 (kleine Weiler) und das nach 1043 besiedelte (Straßendörfer). Im Gebirge scheidet sich ebenso das Gebiet der Kolonisation der steirischen Markgrafen durch seine Einzelhöfe von den anderen Kolonisationsgebieten.

Mit der Hausbauforschung wird die volkskundliche Ortsnamenforschung Hand in Hand zu gehen haben; sie werden oft einander in ihren Ergebnissen unterstützen und der Geschichte wichtige Dienste leisten. Die Grundsätze der volkskundlichen Namenforschung hat unter anderen der Salzburger Geschichtsforscher August Prinzinger der Ältere dargelegt. Er stellte sich damit in Gegensatz zu jener einseitigen historisch-sprachwissenschaftlichen Schule, welche von dem Grundsatze ausgehend, daß Ortsnamen stets beweglich und veränderlich seien, forderte, daß der Forschung nur die erreichbar ältesten urkundlichen Namensformen zu Grunde gelegt würden. Dagegen behauptet Prinzinger: Der Name ist gleich Berg und Tal, gleich Fluß, Wald und Flur, Brauch und Sitte ein Stück Heimat; man wechselt ihn nicht wie ein modisches Kleid. Dies entspricht der Stetigkeit großer und ernster Völker, welche den Orten die Namen gaben. Die Volkssprache bewahre den Namen treu und müsse daher bei der Namensforschung berücksichtigt werden. Die Namen auf Pergament und Papier haben dagegen von Zeit zu Zeit und von Hand zu Hand eine andere Gestalt erhalten; man kann Namen willkürlich schreiben, man kann aber entstellte Namen nicht nach Willkür volkstümlich machen. Prinzinger verweist vor allem noch darauf, daß der Deutsche von den Römern schreiben gelernt hat und auf diese Weise seine Sprache mit den Eigentümlichkeiten wälscher Zunge wiedergab. So sind vor allem gewiß viele Ortsnamen falsch geschrieben worden; auf diese geschriebenen allein dürfe sich also die Forschung nicht stützen. — Näher auf diese Frage einzugehen, müssen wir uns hier versagen; es mag genügen, auf den Aufsatz „Dr. August Prinzinger der Ältere", Ein Gedenkblatt in den „Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde", Bd. XXXIX, 1899, S. I—XIV, und auf die Studie von A. Peez, „Die Stammsitze der Bayern und Österreicher" in der „Münchener Allgemeinen Zeitung", 1899, Beilage Nr. 264, zu verweisen. Wie nach Prinzingers Ansicht zu verfahren sei, ergibt sich z. B. aus folgendem Beispiele: für den Flußnamen Erlaf ist zuerst die lateinische Form Arelape überliefert. Wer sich an letztere hält, kann den sinnlosen Namen nicht deuten. Nun ist aber offenbar Arelape nichts anderes als die den Römern zurechtgemachte Form des heute üblichen volkstümlichen Namens Erlaf oder Erlach, d. h. Erlenfluß. Daraus würde auch folgen, daß der Fluß diesen Namen schon vor der Römerherrschaft führte. Ganz ähnlich ist die Beweisführung für die Tauren (Tore) als alte deutsche Bezeichnung und für viele andere Namen. Mag man nun in dem einen und anderen Falle auch anderer Meinung sein, so kann nicht geleugnet werden,

daß die Beachtung der oben dargelegten Grundsätze vor manchem Irrtum und Fehlschlusse der bloßen Urkundenforschung uns bewahren kann. Gewiß bieten beide Methoden einander die Mittel zur gegenseitigen Überprüfung. Tatsächlich ist es jetzt ziemlich allgemein üblich, bei der Ortsnamenforschung die volkstümlichen Namen in Betracht zu ziehen. Hier möchte nur der Schreiber dieser Zeilen aus seiner Erfahrung und seiner Heimat einige Belege dafür bringen, wie unter dem Einflusse eines erobernden fremden Kulturvolkes die Ortsnamen eines Gebietes verändert werden können. Wir nehmen z. B. das erste nach der Besetzung der Bukowina durch Österreich von den ortsfremden Beamten hergestellte Ortsverzeichnis aus dem Jahre 1775 her. Da finden wir Namen wie Prilipitze, Linitza, Sventonefri u. dgl.; in einem anderen Gotto Ostrizy, Koroula, Kuwka u. s. w. Nehmen wir nun an, wir hätten nur diese Urkunden und könnten nicht die volkstümliche richtige Aussprache den in ihnen überlieferten Namen zur Seite stellen. Wie schwer würde es da sein zu erkennen: in Prilipitza das Dorf „bei der Linde" (Prelipeze); in „Linitze", das übrigens so auch auf der ersten Generalkarte der Bukowina aus dem Jahre 1774 heißt, die Lehmgrube (Hlinitza); in „Sventonefri" St. Onufri; in „Gotto" Kotul; in „Koroula" Korowia; in „Kuwka" Kupka. Natürlich sind diese unrichtigen Schreibungen später aufgegeben und durch richtigere ersetzt worden.

In jüngster Zeit hat sich zu den volkskundlichen Wissenszweigen auch die Flurforschung gestellt. Um ihre Wichtigkeit für die Ansiedlungsfragen zu kennzeichnen, mag nur folgendes Beispiel angeführt werden. Es ist allgemein bekannt, daß die „Sachsen" in Siebenbürgen durchaus nicht reine sächsische Abkömmlinge sind. Daß ein bedeutender Teil derselben Franken seien, hat die Dialektforschung ergeben. Dies wird nun durch Meitzens Flurforschung bestätigt. In seiner schönen Studie „Die Flur Talheim als Beispiel der Ortsanlage und Feldeinteilung im Siebenbürger Sachsenland" (Archiv des Vereines für siebenbürgische Landeskunde 1897, S. 688) lesen wir: „Das Ergebnis aus der Betrachtung der Tatsachen, welche in der Feldeinteilung Talheims erscheinen, läßt sich also dahin zusammenfassen, daß die Anlage, bis auf wenige von den Umständen bedingte Eigentümlichkeiten, den Dörfern der rhein-fränkischen Heimat der Siebenbürger Sachsen entspricht, und die Hauptzüge der ursprünglichen Besitznahme bis zur Gegenwart deutlich erkennbar bewahrt hat. Allerdings sind Dörfer, welche mit Talheim wie mit allen deutschen Orten Siebenbürgens übereinstimmen, im Rheinlande nur vom Oberrhein über den Mittelrhein bis zur alten Ubiergrenze zwischen Maaseyk, Neuß und Gellep verbreitet."

Um nicht allzu ausführlich zu werden, sollen nur noch in Kürze eine Anzahl von Fragen und Beispielen angeführt werden, in denen der Geschichtsforscher bei der Volkskunde Belehrung suchen müßte.

Bekanntlich ist über die slavische Hauskommunion (zadruga), also die gemeinschaftliche Wirtschaft einer Anzahl von verwandten Familien unter der Leitung eines Oberhauptes auf gemeinsamem Eigentume, in den letzten Jahren ein harter Streit entbrannt: Balzer, Kadlec und andere verteidigen den uralten Bestand der Hausgemeinschaft bei den Slaven; ihnen gegenüber steht die Anschauung Peiskers, daß diese Wirtschafts-

form erst später, schon in einer Zeit entstanden sei, da man ihr Entstehen und ihre Entwicklung auf Grundlage historischer Quellen betrachten kann. Es ist unzweifelhaft, daß bei der Entscheidung dieser Frage die volkskundliche Forschung eine bedeutende Rolle zu spielen haben wird.

Eine verwandte Frage betrifft die bekannte merkwürdige Herzogseinsetzung in Kärnten. Zu den strittigen Punkten zählt vor allem die Entstehung dieser Huldigung: ist sie slavischen oder deutschen Ursprunges? Es ist nun sicher sehr bemerkenswert, daß Müllner („Argo", VIII, S. 10 ff.) nachgewiesen hat, daß ganz ähnliche Stühle bei den Kroaten und Serben in Bosnien und der Herzegowina sich finden. Er zählt auf und beschreibt sodann in Wort und Bild einige solcher Steinstühle, von denen die Sage überliefert, daß die Wojwoden darauf Gericht gehalten. Müllner entwickelt die Ansicht, daß sich somit in rechtshistorischer Beziehung die Bedeutung der Stühle in Bosnien und Kärnten deckt. Mithin würde die Frage für die Entstehung der Herzogshuldigung zu Gunsten der Slaven zu entscheiden sein.

Eine polnische Gesetzesbestimmung vom Jahre 1623 für die Gegend von Skole in Galizien besagt folgendes: „Wenn es sich ereignen sollte, wie dies dort vorzukommen pflegt, daß der Vater mit der Schwiegertochter in Unzucht leben soll, so ist bei vollerbrachtem Beweise mit der Todestrafe vorzugehen." Mit Zuhilfenahme der volkskundlichen Forschung ergibt es sich, daß diese Verordnung gegen eine in verschiedenen slavischen Gegenden verbreitete Sitte gerichtet war. Wie noch heute hier die Eltern zum guten Teile die Ehe ihrer Kinder eigenwillig bestimmen, so war dies zur Zeit der vollgültigen Hauskommunion noch mehr der Fall. Damals hat der Vater, um die Arbeitskraft der Familie zu mehren, schon seinen Sohn im Knabenalter mit einem reifen Mädchen verheiratet; dieses kam in sein Haus, und er vertrat bis auf weiteres die Stelle des Mannes. Man vgl. J. Franko in Żytie i Słowo, III, S. 101 ff.

In den Akten eines galizischen Hexenprozesses, der im Jahre 1763 in Trembowla geführt wurde, spielt eine sogenannte „perepiczka" eine große Rolle. Es ist dies ein Brötchen. Ein solches zu Zauberzwecken angefertigt zu haben, wurde eine Familie angeklagt. Trotz Anwendung der Folter erfolgte kein Bekenntnis. Auch der Herausgeber der Akten (Z. Pazdro im „Lud", VI, S. 268 ff.) wußte daher die Bedeutung dieses Brötchens nicht zu erklären. Dem Volkskundigen ist es aber bekannt, daß ein aus allerlei Speisen hergestelltes Brötchen bei den Ruthenen zur Wetterbeschwörung dient. Dazu hat auch gewiß das unserem Prozesse zu Grunde liegende dienen sollen, bestand es doch auch aus verschiedenem Getreide.

Im „Protocollum commissionis sub 4 ta Aprilis 1780 Viennae habitae in Angelegenheit der Buccowiner Distrikts-Einrichtung" heißt es unter anderem: „Um diese (neuen) Dörfer mit geringen Kosten herzustellen, würden die benachbarten Dörfer durch eine geistliche Pomana ersucht werden, daß sie an Feiertagen, wo sie für sich nichts arbeiten dürfen, durch einige Tage mit Hand- und Fuhrroboten Beihilfe leisten möchten." Dem mit der Volkssitte der Bukowina Unvertrauten wird hier manches unklar erscheinen. In der Bukowina ist es nämlich Sitte, daß man an kleinen Feiertagen wohl

nicht eigene Arbeit verrichten dürfe, dagegen unentgeltlich anderen Hilfe leisten könne. Pomana heißt aber jede gute Handlung, für die man ein „Vergelts Gott!" erwartet.

In den Artikeln, über welche sich die Städte und Märkte der Steiermark um 1439 einigten, erscheinen auch allerlei Bestimmungen über die Juden. Ein neuerer Geschichtsschreiber, der darüber handelt, bemerkt: „Sonderbar ist die Bestimmung, daß die Juden gleich den Christen von allem, was sie über Land führten, Maut und Zoll geben müßten; nur ‚tote Juden' sollten mautfrei sein." Um diese Bestimmung zu verstehen, genügt es einen Satz aus einer volkskundlichen Darstellung über die Juden in der Bukowina (Globus, Bd. CXXX, S. 136) zu zitieren: „Die Zahl der jüdischen Friedhöfe ist eine spärliche, so daß man die Toten oft meilenweit führen muß." Es mag übrigens noch hinzugefügt werden, daß der altgläubige Jude natürlich wie jetzt so auch vor Jahrhunderten nur auf einem jüdischen Friedhofe beerdigt sein wollte, und da bei der oft geringen Zahl von jüdischen Bewohnern einer Gemeinde nicht jede derselben einen solchen herstellen und erhalten kann, so begnügen sich viele benachbarte Gemeinden mit einem. Daher kam und kommt die Verführung von toten jüdischen Glaubensgenossen vor, und es ist nur ein Beweis der immerhin anerkennenswerten Milde der mittelalterlichen österreichischen Judengesetzgebung, daß sie für einen Leichenwagen keine Abgabe festsetzte.

Wie auch das Bibelstudium durch die Volkskunde gefördert werden kann, zeigt z. B. folgender Fall, den uns Krauß in seinem Urquell, III, S. 234, erzählt. Ein bedeutender jüdischer Gelehrter verstand nicht die Stelle in der Bibel, daß Gott Israel auf seiner Hüfte trage und wollte dieselbe durch irgend einen Ersatz für „Hüfte" verbessern. Er fragte in dieser Verlegenheit Krauß um seine Ansicht. Dem Volksforscher war es leicht, eine solche Textverderbung hintanzuhalten; denn der Text ist durchaus unverderbt. Dem Propheten schwebte offenbar das Bild einer Mutter vor, die ihr Kind auf den Hüften trägt, was bei verschiedenen Völkern wirklich üblich ist. — Wie sehr das Verständnis des hebräischen Flutberichtes, welcher seit Jahrhunderten Gegenstand von Auslegungen gelehrter Theologen und Laien ist, durch die volkskundliche Betrachtung gefördert wurde, wird jedem klar, der R. Andrees treffliche Parallelenzusammenstellung „Die Flutsagen" (Braunschweig, 1891) kennt. Dazu kamen in jüngerer Zeit H. Usener, Die Sintflutsagen (Bonn 1899), M. Winternitz, Die Flutsagen des Altertums und der Naturvölker (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft Wien, Bd. XXXI, 1901, S. 305 ff.), endlich R. Lasch, Nachtrag zur Liste der Flutsagen (ebenda, Bd. XXXII, Sitzungsbericht, S. 26 ff.).

Die Volkskunde hat aber auch zum Verständnis altägyptischer Darstellungen und Texte beigetragen. Neben den weiblichen Ammen, die bei der Fruchtbarkeit in den ägyptischen Familien und der Übung dreijähriger Ernährung mit Muttermilch in dem Wunderlande eine große Rolle spielten, treten auch männliche auf, hinter deren Titel „Amme" genau ebenso wie bei weiblichen Persönlichkeiten die weibliche Brust gezeichnet wird. Die betreffenden Männer sind stets höhere Beamte. Im mittleren Reich rühmt sich ein Wächter des Diadems, er habe den König gesäugt. Am Anfang

des neuen Reiches war der Nomarch von El Kab Paheri ebenso wie einer seiner Verwandten Amme eines Prinzen. Einer der höchsten Beamten unter Râmaka Sen-mut war große Amme der Prinzessin und königlichen Gemahlin Râ-nefer-u. Noch um 500 erscheint ein Erbfürst, Siegelbewahrer und einziger Freund des Königs Psammetich als „Amme" desselben. Verschiedene Vermutungen sind darüber angestellt worden. An die gelegentlich, wenn auch sehr selten vorkommende Milchsekretion der männlichen Brust konnte nicht gedacht werden, weil die betreffenden männlichen Gestalten in der üblichen Weise gezeichnet sind. Die Annahme, die Gatten hätten den Titel wirklicher Ammen der Könige angenommen, ist ausgeschlossen, weil keine der uns bekannten Gattinnen dieser Persönlichkeiten als Amme auftritt, die weiblichen Ammen vielmehr anderen Familien angehören. Da kommt die Volkskunde zu Hilfe. Diese schildert aus verschiedenen Gegenden Gebräuche, mittels derer sich Frauen und Männer zu einer engen Milchverwandtschaft verbinden, die den Zweck hat, Freunde und Beschützer zu gewinnen. Der Bundesschluß kann durch Biß in die Brust, Saugen am Finger, durch Trinken von Milch erfolgen. Die Sitte ist weit verbreitet. Man vergl. A. Wiedemann, Die Milchverwandtschaft im alten Ägypten (Am Urquell, III, 259 ff.); Ciszewski, Das Atalykat (Lud, VII).

Es ist schon oben bemerkt worden, daß zum Verständnis der ethnographischen und volkskundlichen Berichte der Alten wiederholt die neuere Volkskunde beitragen könnte. Das hat bereits Lafitau am Anfange des 18. Jahrhunderts gefunden. Hier ein besonderer Fall. Wenn man von einer Parabel bei Hesiod absieht, so dürften die Tierfabeln unter den Bruchstücken von Archilochos vielleicht zu den ältesten der Welt zählen. Unter diesen Bruchstücken befindet sich auch das Sprichwort: „Viel weiß der Fuchs, aber ein Igel kennt etwas ganz Besonderes." Was dieses Besondere ist, wird nicht gesagt. Da das Sprichwort sich auf eine bekannte Fabel bezog, ist das leicht erklärlich. In der griechischen Fabelliteratur ist aber diese Fabel nicht nachweisbar. Glücklicherweise gibt es aber — wie Krohn in „Am Urquell", III, 176 ff., ausführt — außer der literarischen Überlieferung eine mündliche, die nicht weniger dauerhaft und oft noch getreuer ist. Und so findet sich die Tierfabel, welche jenes Sprichwort erläutert, noch heutzutage im Munde des griechischen Volkes auf der Insel Euböa. Daraus geht hervor, daß jenes besondere Mittel darin besteht, sich tot zu stellen.

Ebenso wichtig ist die Volkskunde für den deutschen Philologen. Vieles in alten und neueren Dichtungen wird nur auf diesem Wege klar. Hier nur einige Verweise dieser Art, die R. Sprenger im „Am Urquell", IV, 182 f. und 206, behandelt hat. In den „Räubern" 1. Akt, 2. Szene sagt Roller: „Und endlich gar bei lebendigem Leibe gen Himmel fahren, und trutz Sturm und Wind, trutz dem gefräßigen Magen der alten Urahne Zeit unter Sonn und Mond und allen Fixsternen schweben, wo selbst die unvernünftigen Vögel des Himmels, von edler Begierde herbeigelockt, ihr himmlisches Konzert musizieren, und die Engel mit den Schwänzen ihr hochheiliges Synedrium halten." Der bekannte Klassikererläuterer Düntzer, und nach ihm Neubauer denken sich unter den „Engeln mit den Schwänzen" Raubvögel, welchen die Körper der Hingerichteten zum Fraß zufallen. Wer

das Volk kennt, dem Schiller nachahmt, weiß, daß die geschwänzten Engel ebenso wie die „Engel mit Hörnern“ oder die „Engel aus der Holzkammer“ die Teufel (die verstoßenen Engel) sind, die bösen Geister, die Gespenster, die hier also den Galgen umlagern. Zweimal hätte der Dichter ohnehin nicht von Vögeln gesprochen. — In der ursprünglichen Fassung des Goetheschen Faust (Vers 1324 ff.) raunt der böse Geist, d. i. das böse Gewissen, Gretchen zu:

„Und unter deinem Herzen
Schlägt da nicht quillend schon
Brandschande Maalgeburt!
Und ängstet dich und sich . . . . .“

Diese Stelle wird nur derjenige verstehen, der den weitverbreiteten Volksglauben über die Entstehung der Muttermale kennt. Erschrickt eine Frau, die guter Hoffnung ist, vor einer Maus, so ist die Haut des Neugeborenen an irgend einer Stelle mit einer „Maus“, einem braunen behaarten Flecke, verunstaltet. Schlägt etwa eine Schwangere aus Schreck bei einer Feuersbrunst die Hände über das Gesicht zusammen, so erhält das Kind rote häßliche Flecke, „Brandmale“, an dieser Körperstelle; daher, heißt es, sollen schwangere Frauen sich gewöhnen, bei jedem Schreck die Hände hinter den Gürtel zu stecken. Wovon also die in „anderen Umständen“ befindliche Frau Schreck davonträgt, das prägt sich auf ihrem Kinde aus. So ist Gretchens ganze Seele mit Schreck vor ihrem der Brandmarkung würdigen Vergehen erfüllt, und ihr Kind läuft Gefahr eine „Brandschande Maalgeburt“ zu sein. — In Wallensteins Lager erzählt der erste Jäger folgendes aus Wallensteins Studentenjahren:

Denn zu Altdorf im Studentenkragen
Trieb ers, mit Permiß zu sagen,
Ein wenig locker und burschikos,
Hätte seinen Famulus bald erschlagen,
Wollten ihn drauf die Nürnberger Herren
Mir nichts, dir nichts ins Karzer sperren;
's war just ein neugebantes Nest;
Der erste Bewohner sollt es taufen.
Aber wie fängt ers an? Er läßt
Weislich den Pudel voran erst laufen.
Nach dem Pudel nennt sichs bis diesen Tag.

Es ist unzweifelhaft, daß dieser Schwank auf den allgemein bei Deutschen und Slaven verbreiteten Glauben zurückzuführen ist, daß in einen Neubau stets zunächst irgend ein Tier: Hund, Katze oder Hahn hineingetrieben oder hineingeworfen werden muß. Es ist dies eine Art von Bauopfer; auf das Tier soll alles Üble fallen, das sonst den Menschen treffen würde. Daß nach dem Hunde das Gefängnis „Hundenest“ oder „Hundeloch“ heißt, ist wohl auf eine Änderung Schillers zu setzen.

Überaus befruchtend ist die Volksforschung in ihrer Anwendung auf die Jurisprudenz geworden. Die Folge ist, daß man jetzt „nicht mehr von einer abstrakten, transszendentalen, außerhalb der ganzen übrigen Kultur des Volkes stehenden Rechtsidee spreche, sondern das Recht vom Standpunkte der Entwicklung aus unter dem Gesichtspunkte des Zweckes erkläre und

es damit mitten in die Erscheinungen des Volkslebens stelle" (Dr. Nicoladoni in Mitteil. der Anthropol. Gesellsch. Wien, XXXI. Sitzungsber., S. 103). Wer sich über das nähere Verhältnis zwischen unseren Wissenschaften und der Rechtswissenschaft belehren will, nehme das Buch von A. H. Post, „Grundriß der ethnologischen Jurisprudenz" (Oldenburg 1894) zur Hand. Hier sei erwähnt, daß z. B. die Forschung über die primitive Familie und damit über die Grundlagen des Staates, die Verwandtschaftsnamen und die Stellung der Frau die Volkskunde besonders berücksichtigen muß. „Die Geschichte der Familie und insbesondere die Geschichte der Ehe veranschaulicht, wie kaum ein anderes geschichtliches Problem, den revolutionär (ein etwas unpassender Ausdruck!) wirkenden Einfluß der modernen Völkerkunde auf die in dieser Frage beteiligten Wissenschaften" (Th. Achelis, Die Entwicklung der Ehe in „Beiträge zur Volks- und Völkerkunde", Bd. II, Berlin 1893).

Bei dieser Wechselbeziehung zwischen der Volkskunde und den historischen Wissenschaften ist es selbstverständlich, daß auch erstere durch die letzteren gefördert wird. Oft wird daher auch die Volkskunde genötigt sein, zur richtigen Auffassung und Erklärung ihrer Beobachtungen die historische Forschung herbeizuziehen. Das heute ganz volkstümliche: „Er lebt wie der Herrgott in Frankreich" kann nur der richtig erfassen, dem die geschichtliche Tatsache bekannt ist, daß zur Zeit der Schreckensherrschaft des Nationalkonvents die christliche Religion abgeschafft und an ihrer Stelle der Kultus der Vernunft eingeführt worden war; da hatte also tatsächlich Gott in Frankreich nichts zu tun. — Wer wissen will, warum man heute beim Gähnen die Hand vor den Mund hält, muß sich durch die „Science Stiftings" (London, Mai 1894) belehren lassen, daß in früheren Jahrhunderten in Europa allgemein der Glaube verbreitet war, der Teufel liege stets auf der Lauer, um in eines Menschen Leib zu fahren und ihn besessen zu machen. Satan hielt seinen Einzug gewöhnlich durch den Mund; hatte er nun eine Zeitlang gewartet, ohne daß der Mensch seinen Mund öffnete, so brachte er ihn zum Gähnen und fuhr dann schleunigst hinein. So oft kam dies vor, daß die Leute lernten, ein Kreuz über dem Munde zu schlagen, sobald sie gähnten, um so den Teufel zu verscheuchen. Die Bauern in Spanien und Italien halten sich noch immer daran; die meisten anderen Menschen haben das Kreuzschlagen aufgegeben und wehren heutzutage den Teufel unbewußt ab, indem sie einfach die Hand vorhalten („Am Urquell", V. S. 291). Vor allem wird man die Geschichte sehr oft zu befragen haben, wenn sich an zwei oder mehreren Orten bemerkenswerte Analogien in der Überlieferung finden. Da ist es stets von hoher Bedeutung, nachweisen zu können, ob diese Verwandtschaft durch historische Beziehungen erläutert werden könnte.

Am Schlusse unserer Betrachtungen über das Verhältnis der Volkskunde zur Geschichte und zu den sich mit derselben berührenden Wissenschaften können wir es uns nicht versagen, einige Bemerkungen des belgischen Forschers A. Gittée aus seinem Aufsatze „Le folklore et son utilité générale" zu zitieren: „Der Geschichtsschreiber, der seine Aufgabe ganz erfaßt, wird die Unterstützung der Volkskunde nicht von der Hand weisen. Will man die Vergangenheit der Nationen beleuchten, so genügt nicht die Geschichte der Regierungen, der politischen Ereignisse, sondern die Literatur hat ihr

Zeugnis über die inneren Fortschritte, über das soziale Leben und die geistige Entwicklung abzugeben. Aber selbst damit dürfe man sich noch nicht zufrieden geben; denn in der Literatur spiegeln sich nur die Ideen und Anschauungen der gebildeten Verfasser, die, wenn sie sich schon im Geiste ihrer Zeit bewegen, doch noch nicht das Leben und Weben des Volkes reflektieren, d. i. der großen Menge ungebildeter, armer Leute, deren Zahl schon ihren Wert bedingt und den Historiker auffordert, auch sie nicht zu vernachlässigen. Im Mittelalter waren Gebildete und Ungebildete noch nicht durch eine solche Kluft geschieden, hier prägte sich wirklich in den Werken des Dichters auch die geistige Befähigung seiner Mitbürger aus; seitdem aber haben sich die beiden Klassen immer mehr entfremdet, so zwar, daß die Vorstellungen über das im Volke bewahrte geistige Erbteil ganz irrige geworden sind. Man hat lange das Sammeln dieser Traditionen für etwas Müßiges, Kindisches angesehen und vergessen, daß auch in den der Kultur zugänglichen Kreisen sich mehr derartige Überreste vorfinden, als uns glaublich erscheint; die Einsicht von solch weiter Verbreitung des Folklore sollte eine gerechtere Würdigung dieser Studien im Gefolge haben, die in mehrfacher Beziehung ihren Nutzen erweisen; sie vertiefen das Verständnis für unser Vaterland, dessen Sitten und Gewohnheiten uns in historischer Entwicklung näher treten.“

Aus unseren Ausführungen wird sich zur Genüge ergeben haben, wie wichtig die Volkskunde sei. Es ist gezeigt worden, daß sie sowohl für unsere gesellschaftlichen Verhältnisse als auch für Kunst und Wissenschaft von hoher Bedeutung ist. Sie ist vor allem geeignet, die tiefe Kluft zwischen verschiedenen Gesellschaftsklassen zu überbrücken, unbegründete Abneigung zwischen verschiedenen Nationen zu mildern, neue frische Töne in unsere etwas abgelebte oder auf Irrwege geratene Kunst und Literatur zu bringen, bei der Vertiefung und Erweiterung unserer wissenschaftlichen Forschungen, vor allem bei der Neugestaltung unserer philosophischen Erkenntnisse im Rahmen der Ethnologie, eine unentbehrliche Rolle zu spielen. Alle Gebildeten, Priester und Lehrer, Richter und Gesetzgeber, Künstler und Dichter, Forscher und Gelehrte, haben an ihren Forschungen Anteil, jedem kann sie etwas spenden. Mit Recht darf sie daher hoffnungsvoll in die Zukunft blicken, denn neben vieler Mühe sind ihr auch reiche Früchte beschieden. Und hoffentlich wird ihr dann auch neben ihren älteren, zu Würde und Ansehen gelangten Schwestern ein gebührlicher Platz eingeräumt werden. Gegenwärtig begnügt sie sich mit ihrer vollen frischen Jugend und dem regen rüstigen Schaffen ihrer Jünger. Die Erörterungen dieses Kapitels über die Bedeutung der Volkskunde für die Wissenschaft können wir aber nicht besser als mit der Wiedergabe der Anschauungen des spanischen Folkloristen Antonio Machado y Alvarez schließen: „Alle Wissenschaften heutiger Zeit waren in ihrem Ursprung folkloristisch, ja in geringerem Maße sind sie es noch heute; alle können sie auf im Volke wurzelnde Vorstufen zurückblicken, die nur durch Grad und Beschaffenheit von jener höheren Materie sich unterscheiden.“ (Kritischer Jahresbericht für die Fortschritte der romanischen Philologie, Bd. IV, Abteil. III, S. 6.)

VIERTES KAPITEL.

Einleitende Bemerkungen über die Methode der Volksforschung. Das Sammeln volkskundlichen Materials.

Die ersten Grundlagen für die wissenschaftliche Behandlung volkskundlicher Stoffe haben die Brüder Grimm, vor allem Jakob, gelegt. Jakob Grimm war es zunächst, der den hohen Wert dieser Forschungen dargetan und mit beredten Worten jenes Interesse und jene Liebe zur Sache erregt hatte, ohne die sich keine Wissenschaft entfalten kann. In der Vorrede zu seiner Mythologie hat Jakob auf die volkskundlichen Quellen hingewiesen. In Übereinstimmung mit seinem historisch-sprachwissenschaftlichen Standpunkte setzt er an die erste Stelle die schriftlichen. Er nennt diese die Knochen und Gelenke. Damit will er zum Ausdruck bringen, daß ohne diesen festen Kern der ganze Bau keine Stetigkeit, keinen Rückhalt finden würde. Aber es kommt darin auch zum Ausdruck, daß unser Wissen nur ein dürres und wesenloses bleiben würde, wenn wir bloß auf diese Quellen angewiesen wären: sie fließen eben viel zu spärlich und das Alter hat ihnen oft genug Fleisch und Blut entzogen. Den „eigenen Atemzug", also das belebende Element, findet Grimm in der Sage, im Märchen, in den Sitten und den Gebräuchen, die vom Vater auf den Sohn fortgepflanzt, aus dem Altertum hervorgegangen und fortgeführt, unabsehliche Aufschlüsse

---

Literatur. Über das Sammeln volkskundlicher Materialien sind vor allem die verschiedenen Zeitschriften einzusehen, die zahlreiche Anregungen und Belehrungen bringen. Außer den Werken von Bastian, Sébillot, Gomme, Cox, Krauß und anderen schon früher genannten Autoren ist besonders herbeizuziehen: K. Weinhold, Was soll die Volkskunde leisten? (Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, Bd. XX [1890], S. 1 ff.). — Derselbe, Zur Einleitung (Zeitschrift des Berliner Vereines für Volkskunde, I [1891], S. 1 ff.). — A. E. Schönbach, Über den wissenschaftlichen Betrieb der Volkskunde in den Alpen. Offener Brief an Herrn Prof. Dr. Ed. Richter in Graz (Zeitschrift des deutsch-österreichischen Alpenvereines, Bd. XXXI, S. 30 ff.). — A. Hauffen, Einführung in die deutsch-böhmische Volkskunde (Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde, I). Prag 1896. — C. Rademacher, Lehrerschaft und Volkskunde. Bielefeld 1894. — L. Katona, Zur Literatur und Charakteristik der magyarischen Folklore (Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte. Neue Folge, Bd. I, 1887/8). — Eine Reihe von Anweisungen zum Sammeln von volkskundlichen Materialien werden im Texte zitiert.

erteilen können. Hierauf verweist Grimm auf die Wichtigkeit der Sprachforschung sowie auf die Erkenntnis urverwandter und erborgter Sprachstoffe. Denselben Grundsatz macht er sodann für die Mythologie geltend: auch hier muß urgemeinschaftlicher Stoff von entlehntem oder später übergetretenem unterschieden werden: „Übereinkunft (Übereinstimmen) ist für den Erweis ihres Alters willkommen und nicht zu Schlüssen auf Borgen oder Eindringen zu mißbrauchen.“ Unter diesem Gesichtspunkt verfolgt Grimm die Berührung der Überlieferung der Germanen mit jener anderer Völker, und zwar nicht nur indogermanischer, wiewohl er zugibt, daß „noch größere Einstimmung mit germanischem Altertum als bei Finnen und Mongolen in der urverwandten zendischen und indischen Mythologie“ zu suchen ist. Äußere Entlehnungen gibt jedoch Grimm auch zu; insbesondere betont er den Einfluß des Christentums auf den Volksglauben, das gegenseitige Berühren und Durchdringen der heidnischen und christlichen Elemente. Vor allem muß noch hervorgehoben werden, daß Grimm mit Nachdruck betont, daß die Forschung nicht abgeschlossen sei; daß zur weiteren Förderung derselben erst neues Material, Volkssagen, Mythen, Märchen u. s. w. gesammelt werden müßten. „Nun habe ich,“ sagt er an der Spitze seiner Vorrede zur zweiten Ausgabe der deutschen Mythologie (1844), „Haft und Band gewonnen, manchen Strich gezogen, manche Falte gelegt, und mich doch gehütet, es auf einen Schluß der Ergebnisse abzusehen; denn wer mag das, solange bald der Stoff gebricht, bald die Hände des Herbeiholens voll sind? Ich will wohl deuten, was ich kann, aber ich kann lange nicht alles deuten, was ich will.“

Das waren die Wege und Grundsätze, welche Jakob Grimm gewiesen hatte. Wie ein zündender Funke fanden seine Gedanken Verbreitung. Aber wie es oft zu geschehen pflegt, schoßen die Jünger über das Ziel hinaus, das der Meister mit vorsichtiger Hand gesteckt hatte. Durch einseitige Auffassung und Ausbildung einzelner Züge seiner Methode — der „deutschen“ wie wir sie mit Steinthal nennen können (Zeitschrift für Völkerpsychologie, Bd. XVIII, S. 314) — gelangte man zu unhaltbaren Lehren. Dahin gehört vor allem die einseitige Überschätzung der geschriebenen Quellen und der damit im Zusammenhange stehenden, auf die indogermanische Sprachwissenschaft aufgebauten linguistisch-etymologischen Schule, worüber im nächsten Kapitel das Nähere gesagt werden wird. Weil die Brüder Grimm vorzüglich Sagen und Märchen gesammelt hatten, so betätigten ihre Nachfolger sich zunächst auch nur auf diesem Gebiete; Sitten und Gebräuche wurden aber vernachlässigt, trotzdem Jakob deren hohen Wert betont hatte. So ist gewissermaßen eine Verengung des Forschungsgebietes eingetreten. Auf die Einbeziehung der materiellen Kultur ist man erst später gekommen. Weil Jakob Grimm auf Grundlage seiner Forschungen, vor allem die „deutsche Mythologie“ geschaffen hatte, so warf man sich fast ausschließlich auf die Mythenforschung; Hauptsache schien es zu sein, Götter zu entdecken, und nur das hatte Wert, was vermeintlich dazu beitragen konnte. Hatte Grimm zur Vorsicht und Mäßigung gemahnt, vor zu weitgehender Deutungssucht gewarnt, so kam bald nach ihm eine Zeit, die alles verstehen und erklären wollte. Der fruchtbare Gedanke, den Grimm in den von ihm betonten Analogien zwischen

germanischen und z. B. finnisch-mongolischen Volksglauben angedeutet hatte, ist zunächst nicht weiter verfolgt worden; und als dieser Gedanke zufolge der in den letzten Jahrzehnten sich stattlich erweiternden Völkerkunde wieder aufgenommen wurde, da schien es, als ob die von ihm beseelte ethnologische Schule nicht Förderin sondern Gegnerin der älteren Richtung wäre.

Gegenwärtig beginnt sich erfreulicherweise eine Klärung zu vollziehen. Die Sammeltätigkeit ist zumeist wohl organisiert und überaus reich entfaltet. Die verschiedenen extremen Methoden werden immer mehr auf ihren wahren Wert zurückgeführt, so daß eine wohltuende Einigung in den Prinzipien der wissenschaftlichen Bearbeitung der volkskundlichen Stoffe bald erfolgen dürfte. War in den letzten Jahrzehnten die Volkskunde zum großen Teile ein Tummelplatz für ungeschulte Liebhaber, so wird jetzt immer lauter der Ruf, daß dieser dilettantische Betrieb aufhören müsse, und entsprechend der Wichtigkeit der Volkskunde für eine ordentliche wissenschaftliche Ausbildung dieser Wissenschaft Sorge zu tragen sei. Es ist schon an früherer Stelle darauf verwiesen worden, daß die Hochschulkreise der Volkskunde immer näher treten; es ist bereits betont worden, daß einzelne Gelehrte schon die Frage des Betriebes dieser Wissenschaft an den Universitäten erörtern; endlich tauchen hier und da Versuche auf, durch entsprechende Handbücher die Einführung in einen ersprießlichen Betrieb der Volksforschung zu ermöglichen. Die gegenwärtige Schule der Volksforscher besteht fast durchaus aus Autodidakten, die unter allerlei Mühsal sich ihr Wissen erworben und ihre Methode zurechtgelegt haben oder aber ohne eine solche ihre Irrfahrten unternahmen. Freilich wird auch gegenwärtig niemand über Nacht ein Volksforscher werden, auch nicht, wenn er ein Handbuch oder einen Leitfaden studiert haben wird; denn dazu gehört mehr als die notdürftige Kenntnis der Literatur und der leitenden Grundsätze. Aber jedenfalls wird man an der Hand eines solchen Wegweisers nicht völlig in die Irre gehen. Und noch ein Gutes versprechen wir uns von den folgenden Darlegungen. Dadurch daß der Leser mit den verschiedenen Ansichten und Methoden vertraut gemacht wird, wird er vielleicht vor dem Schicksal bewahrt werden, zur Fahne der einen oder anderen, die sich ihm zufällig darbot, zu schwören, um dann voreingenommen gegen jede andere deren Nutzen zu übersehen.

Die Arbeit des Volksforschers ist eine doppelte: einerseits ist das Material herbeizuschaffen; anderseits muß dasselbe gesichtet und bearbeitet werden. Darnach gliedert sich auch unsere folgende Darlegung in zwei Teile. Zunächst wollen wir das Sammeln, sodann die Methoden der Verwertung und Bearbeitung volkskundlichen Stoffes besprechen. Bei diesen Erörterungen kann es sich nur um die wichtigsten Fingerzeige, die grundlegenden Prinzipien handeln; denn bei der großen Mannigfaltigkeit der zu lösenden Probleme läßt sich der Gegenstand nicht erschöpfen. In diesem Kapitel soll das Sammeln behandelt werden; dem nächsten bleibt die Methode der Bearbeitung vorbehalten.

Schon vor Grimm sind volkskundliche Stoffe gesammelt worden; darüber ist bereits im zweiten Kapitel gehandelt worden. Aus diesen Darlegungen geht auch hervor, daß seit Grimm die Sammeltätigkeit sich sehr gesteigert hat. Mit jedem Jahre nahm die Zahl der herausgegebenen Sammelwerke zu. Nicht alle erreichten aber ihr Muster. Neben guten und wertvollen standen unbrauchbare. Sehr treffend bemerkt hierüber Wolf in seiner Zeitschrift für Mythologie, II (1855), S. 435, daß schon damals neben den redlichen Nacheiferern der Brüder Grimm auch Leute standen, die nur auf die zahlreichen Auflagen ihrer Schriften Bedacht nahmen, nicht aber auf die Wahrheit und wissenschaftliche Brauchbarkeit. Zu diesen Schön- und Schwarzfärbern, die im Interesse der Sensation die Farben möglichst dick auftrugen und so ihre Berichte unbrauchbar machten, gesellten sich jene, die aus Unwissenheit der Ziele und Aufgaben der Forschung Irrwege gingen. Beide Gruppen sind noch heute zahlreich vertreten. Zur ersteren zählt z. B. der so viel gelesene Franzos, der in seinen Schriften über osteuropäische Kulturverhältnisse allen möglichen Humbug bietet, der ihm gläubig von Ethnographen nachgeplaudert wurde. Gegen derartige beabsichtigte Romantik ist kein Kräutlein gewachsen. Um aber den ernst gesinnten Anfänger auf dem Gebiete der Volksforschung die nötigen Fingerzeige zu bieten, wollen wir jetzt uns über die Aufgaben und das Verfahren des Sammelns volkskundlichen Stoffes orientieren.

Vor allem sind zwei Gruppen folkloristischen Materials zu unterscheiden: dem Sammeln des schriftlich überlieferten steht jenes aus der mündlichen Überlieferung gegenüber. Grimm hat auf diese beiden Arten hingewiesen und seine Sammeltätigkeit erstreckte sich auch auf beide Gruppen. Aber bei der ganz verschiedenen Arbeitsart und den verschiedenen Vorkenntnissen, die zur fruchtbringenden Arbeit auf diesen beiden Sammelgebieten gehören, ist selten demselben Volksforscher die Möglichkeit geboten, sich auf beiden zu betätigen. Deshalb bildete sich geradezu eine Spannung zwischen den beiden Gruppen heraus. Die literar-historischen Volksforscher haben zunächst für sich den Vorzug in Anspruch genommen; philologisch und historisch geschult, fühlten sie sich den anfangs freilich nur auf engen und unsicheren Pfaden einherwandelnden Sammlern mündlicher Überlieferungen überlegen. Dann schlug das Verhältnis ins Gegenteil um; in den letzten zwei Jahrzehnten haben die Forscher des lebendigen Volkstums, gestützt auf die Entwicklung der Ethnologie, entschieden den Vorzug für sich zu reklamieren gesucht. Die lebhafte und erfolgreiche Entwicklung ihrer Arbeiten, die Einbeziehung der materiellen Kultur in ihr Forschungsgebiet, die Zuhilfenahme trefflicher Errungenschaften (Photographie, Phonograph u. s. w.) für die Dienste ihrer Forschung, haben das Selbstbewußtsein dieser Forschergruppe so gesteigert, daß nun von ihnen die „stubenlufthockerischen Gelehrten“ und die ganze Philologie verächtlich behandelt wurden; nur der Folklorist, der aus dem unverfälschten Borne der nirgends aufgezeichneten, im Volksmunde lebenden Überlieferung schöpfte, sollte fortan Bedeutung haben. Eine wie die andere Richtung war verfehlt: zur fruchtbringenden Betätigung sowohl auf dem einen wie auf dem anderen Gebiete gehören so viele Kenntnisse, Gewandtheit und Ausdauer, daß

beide Gruppen sich in dieser Beziehung völlig gleichwertig gegenüberstehen. Auch ist trotz gegenteiliger Behauptungen kaum zu bezweifeln, daß die Arbeit auf beiden Gebieten, insofern sie ehrlich und tüchtig ist, gleich wertvoll und unentbehrlich ist. Diese Erkenntnis beginnt allmählich sich Bahn zu brechen, und man darf hoffen, daß die Strömungen der literar-historischen Schule der Volksforschung und jene der ethnologisch-naturwissenschaftlichen wieder ineinander übergehen werden, um vereint als ein um so mächtigerer und tieferer Strom dahinzufluten.

Mit Recht betont daher Gomme, der sonst durchaus auf dem modernen ethnologischen Standpunkt der Volkskunde steht, in seinem „Handbook of Folk-Lore“, daß zur Grundlage der volkskundlichen Forschung nicht nur die mündliche Überlieferung zu dienen habe, sondern daß auch alle Chroniken, Heiligenleben, Handschriften und Urkunden zu durchforschen wären. Wieviel für die Volkskunde brauchbares Material in Akten, kirchlichen Berichten u. dgl. stecke, geht z. B. aus der im Jahre 1900 erschienenen „Kulturgeschichte der Diözese Bamberg seit dem Beginne des XVII. Jahrhunderts auf Grund der Pfarrvisitationsberichte“ von M. Lingg hervor; man möge darüber den Artikel „Zur Volkskunde Bayerns im XVII. Jahrhundert“, der im „Globus“, Bd. LXXXI, Nr. 15, erschienen ist, vergleichen. Es ist ganz unzweifelhaft, daß solche archivalische Forschungen nicht nur das aus der lebendigen Überlieferung übernommene Material ergänzen, sondern auch viel zu seinem Verständnis und seiner Erläuterung beitragen. Auch für Altersbestimmung einzelner Erscheinungen sind Nachweise derselben in schriftlichen Quellen von hoher Bedeutung. Ferner werden wir durch derartige Aufzeichnungen auf oft schon entschwindende, undeutliche Spuren verschiedener Überlieferungen und Gebräuche aufmerksam gemacht. Deshalb mißbilligt auch Katona („Zur Literatur und Charakteristik der magyarischen Folklore“ in Zeitschrift f. vergl. Literaturgeschichte, neue Folge I, 1887/88) eine strenge Scheidung zwischen schriftlicher und mündlicher Überlieferung in Hinblick auf den fortwährenden Übergang der einen in die andere; denn es ist unzweifelhaft, daß vieles unserer heutigen Volksüberlieferung literarischen Quellen entstammt, daher auch die vergleichende Literaturgeschichte eine große Anzahl der volkskundlichen Objekte behandelt. In ähnlichem Sinne äußert sich Schönbach („Über den wissenschaftlichen Betrieb der Volkskunde in den Alpen“, in Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereines, XXXI, 1900): „Jede Kunde, stamme sie aus gelehrter oder volkstümlicher Überlieferung, muß auf ihren Ursprung hin, auf ihre Zuverlässigkeit, gewissenhaft und ohne Voreingenommenheit geprüft werden, bevor sie als ein neuer Wert unserer Kenntnis einzuordnen ist. Diese Arbeit steht noch in ihren Anfängen, und ist heute bereits sehr vieles von dem liebgewonnenen Mythengut aus der deutschen Volksüberlieferung ausgeschieden worden; wir sind jetzt viel ärmer als noch vor zwanzig Jahren, nur ist, was uns erübrigt, gesicherter und darum kostbarer. Der Prozeß kritischer Sichtung ist jedoch, wenn ich recht habe, noch lange nicht vorbei: meinem Ermessen nach wird vieles von dem für ursprünglich germanisch gehaltenen Volksglauben, selbst aus der heute lebenden Volksüberlieferung, den Kultureinflüssen anderer Völker zuge-

rechnet werden müssen. So erweist sich z. B. bei genauerem Zusehen ein guter Teil des volkstümlichen Aberglaubens, der noch gegenwärtig an Kräutern und Steinen haftet, ebenso als übermittelt aus der antiken Literatur der Naturforscher und Mediziner, wie von dem Tierglauben vieles auf das alte Buch ‚Physiologus‘ zurückgeht, und wie zahlreiche Beschwörungsformeln in Krankheitsfällen, deren sich heute das Volk noch bedient, mit denen der jüngst entdeckten altägyptischen Zauberpapyri durch ein paar Jahrtausende hin mittelbar verbunden sind. Auch die Studien in der vergleichenden Geschichte poetischer Stoffe, wie man sie heute anstellt, kommen der Sagen- und Märchenforschung zu gute: allerorts strebt man darnach, zu den älteren Überlieferungen emporzusteigen, historische Voraussetzungen aufzudecken, Bezüge klar zu legen.“ Diese Bemerkungen sind nicht in den Wind zu schlagen, auch wenn man der Ansicht huldigt, daß viele von diesen Beziehungen nicht auf literar-historischem, sondern auf ethnologischem Wege erklärt werden können. Statt weiterer theoretischer Bemerkungen möge hier nur noch ein wirklicher Fall vorgeführt werden, und zwar darf der Verfasser diesmal von sich selbst etwas erzählen, weil er dabei schlecht wegkommt. Als er als junger Volksforscher seine Heimat durchstreifte, fiel ihm in einem abgelegenen Gebirgstale ein Heft in die Hände, das eine Fülle von deutschen Beschwörungsformeln enthielt. Hocherfreut über den an und für sich interessanten Inhalt der „Handschrift“ schrieb er dieselbe sorgfältig ab, versuchte allerlei selten erscheinende Namen und Worte zu erklären und schickte schließlich das Manuskript an eine gelehrte Gesellschaft. Auch dieser erschien das „Deutsche Beschwörungsbuch“ der Beachtung wert und sie veröffentlichte es in ihren Schriften. Erst nachträglich wurde es offenbar, daß das Heft die Abschrift eines schon einigemal gedruckten Büchleins sei, und daß all die Mühe samt den schönen Hypothesen und Erklärungen hätten unterbleiben können, wenn die anderen Texte beigezogen worden wären. Man sieht also, daß auch die literar-historische Pflege der Volkskunde wichtig ist; sie gehört mit zu den Verdiensten der sprachwissenschaftlich-historischen Schule, die so oft wider Fug und Recht herabgesetzt wird.

Über die Forschungsmethode der literar-historischen Seite der Volkskunde kann hier nicht näher gehandelt werden. Wer die entsprechende sprachwissenschaftliche und historische Schulung erlangt hat, um sich diesen Untersuchungen widmen zu können, ist auch mit den Mitteln und Wegen vertraut. Tritt er volkskundlichen Problemen näher, so wird er die besonderen Ziele, welche er seiner Forschung stecken kann, von selbst finden. Eine besonders lohnende Aufgabe dieser Forscher wird es auch sein, über die schriftlichen Quellen und die bisherige Literatur der Volkskunde die nötige Übersicht zu schaffen. Diese Aufgabe allein ist so umfassend, daß sie des Lohnes sicher sein kann. Was bisher in dieser Hinsicht geschehen ist, darf auf Vollständigkeit durchaus keinen Anspruch erheben. Für diese Arbeit ist den „Stubengelehrten“ auch der Dank der „Folkloristen“ im Sinne der ethnologischen Schule gesichert.

Indem wir nun dem Sammeln des lebendigen Volkstums (des Folklore) näher treten, ist gleich wieder eine prinzipielle Frage in Betracht zu ziehen.

Gehören in das Gebiet der Volkskunde nur die sogenannten „Kulturvölker“ (d. h. also vorzüglich die in Europa wohnenden) oder auch die „Naturvölker“? Die Anschauungen gehen merkwürdigerweise vielfach auseinander.

Die zunächst von der sprachwissenschaftlich-historischen (philologischen, linguistischen, auch genealogischen oder etymologischen) Schule beeinflußte Entwicklung der Volkskunde hat unwillkürlich die Ansicht hervorgerufen, daß nur die europäischen und insbesondere die indogermanischen Völker Gegenstand der volkskundlichen Forschung seien. Viel hat zum Umsichgreifen dieser Ansicht der bekannte Indologe, Sprach- und Religionsforscher F. Max Müller († 1900) beigetragen; denn wiewohl er nicht gerade den Nutzen des Studiums der Naturvölker ableugnete (man vergleiche darüber das nächste Kapitel), hat er doch dessen Wert in Zweifel gezogen oder wenigstens so gering angeschlagen, daß seine Schüler und Anhänger dieses Studium geradezu völlig mißachteten. Den Kern der Streitfrage hat in jüngster Zeit Winternitz in einem Nachrufe auf Müller (Mitteil. der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, Bd. XXXI, S. 82 f.) so trefflich zusammengefaßt, daß die betreffende Stelle hier Platz finden mag: „Die Frage, worauf es ankommt, ist, ob die Kulturzustände der heutigen Wilden uns etwas über die früheste Kultur der Menschheit lehren können oder — mit anderen Worten — ob die noch lebenden oder vor kurzem ausgestorbenen Naturvölker in der Kulturentwicklung zurückgebliebene Menschen und daher Vertreter älterer Kulturstufen oder aber herabgekommene degenerierte Menschen sind. Es ist bekannt, daß Max Müller immer die letztere Ansicht vertreten hat. Wir wissen ja nicht, sagt Max Müller, ob diese Völker sich ‚im ersten Stadium der Entwicklung oder aber im letzten Stadium der Verwilderung‘ befinden. Der Wilde als eine lebende Spezies, sagt er, ist ja aller Wahrscheinlichkeit nach nicht um einen Tag jünger als wir selbst. Er glaubt in den Sprachen, Mythologien und Religionen der Naturvölker ‚Überreste höchster Kunst und Künstlichkeit‘ und selbst Bruchstücke von erhabenen religiösen Anschauungen zu entdecken, welche auf eine lange Vergangenheit hinweisen. Der Fehler Max Müllers ist, daß er gerade jene Kulturelemente zum Ausgangspunkt seiner Untersuchungen nimmt, bei denen es am schwierigsten ist, über die Entwicklungsfragen einig zu werden. Wenn er z. B. den Worten Bunsens, daß die Sprachen der Wilden ‚degraded and decaying fragments of nobler formations‘ seien, emphatisch beistimmt, so ist doch klar, daß jeder Sprachforscher darüber, was ‚nobler formations‘ sind, seine eigene Meinung haben kann. Und wenn nach Max Müller der Fetischismus die allerletzte Stufe in der abwärts schreitenden Entwicklung der Religionen ist, so läßt sich a priori ebensowenig oder ebensoviel für diese Behauptung sagen wie für die Behauptung von Th. Achelis, wenn er uns sagt: ‚Es bedarf wohl kaum der Versicherung, daß re vera sich die Sache gerade umgekehrt verhält und daß wir im Fetischismus insbesondere eine so universelle Durchgangsstufe des religiösen Bewußtseins vor uns haben, daß er sich mit leichter Mühe unter sehr durchsichtiger Verhüllung, z. B. noch in unserer Religion in sehr bedeutsamen Rudimenten nachweisen läßt.‘ Hier haben wir einfach eine Behauptung gegen eine andere; denn über den Gang der Entwicklung in der Religion, wie in der Sprache läßt sich

kräftig streiten und wo der eine einen Fortschritt sieht, kann der andere einen Rückschritt sehen, und was dem einen als ein Überlebsel aus längst vergangener Zeit erscheint, kann für den anderen ein deutlicher Fall von Entartung sein. Das, wovon wir ausgehen müssen, wenn wir beweisen wollen, daß die Naturvölker in der Tat Vertreter einer früheren Kulturepoche sind, kann nur die sogenannte materielle Kultur sein. Wenn wir bei den sogenannten Naturvölkern die Verehrung von Bäumen, Tieren, Steinen und Klötzen finden, so wäre es a priori nicht unmöglich, daß diese Kulte die letzten Stufen der Entartung eines ursprünglich reinen Gottesglaubens darstellen. Wenn wir aber bei einem heute lebenden Naturvolke rohe Steinwerkzeuge finden, wie der Prähistoriker sie in früheren geologischen Schichten der Erde nachweist, oder einfache Feuerapparate, wie sie nach literarischen Urkunden bei den Völkern des grauesten Altertums im Gebrauche waren, so haben wir denn doch ein Recht anzunehmen, daß dieses Naturvolk denselben Kulturzustand repräsentiert, wie jene prähistorischen oder jene alten Völker. Es ist denkbar, daß ein Volk eine ethisch höher stehende Religion gehabt hat und zu roheren Glaubens- und Kultformen herabgesunken ist; es ist möglich, daß Völker im Verlaufe ihrer Geschichte so herunterkommen, daß rohe und schlechte soziale Einrichtungen an die Stelle von besseren, einer höheren Kulturstufe angehörigen treten; aber es scheint nicht gut denkbar, daß Völker, welche sich einmal des Eisenhammers bedient haben, davon abkommen und wieder zum Gebrauch des rohen, ungeglätteten Kiesels zurückgekehrt seien; oder daß Völker, welche heute in Felsenhöhlen und Pfahlbauten wohnen, früher einmal in gemauerten Häusern und Palästen gewohnt hätten; oder daß Menschen, die einmal mit Kanonen und Schießgewehren bewaffnet waren, wieder zum Blasrohr, zum Tomahawk und zu Bogen und Pfeil zurückgekehrt sein sollten. Wenn aber die Naturvölker in Bezug auf die sogenannte ‚materielle Kultur', die ja doch nur immer ein Erzeugnis des menschlichen Geistes ist, unstreitig einen früheren Kulturzustand repräsentieren, so werden wir auch im allgemeinen berechtigt sein, die Religionsformen, die Sitten und Bräuche und sozialen Einrichtungen, die wir bei den Naturvölkern finden, als einer früheren Kulturstufe angehörig zu bezeichnen. Es ist merkwürdig, daß Max Müller auf diese Argumente nie näher eingegangen ist."

Müssen wir es also als irrig bezeichnen, wenn der Volksforscher aus dem Bereiche seiner Studien die Naturvölker ausschließt, so ist es ebenso unrichtig, wenn unter dem Einflusse der Ethnologie man sich nur auf die wilden („schriftlosen", „unhistorischen") Völker beschränken und die Erforschung der Halbkultur- und Kulturvölker (der „historischen") als etwas nebensächliches hinstellen wollte. Bastian hat der Betrachtung der wilden Völker den Vorzug gegeben, weil bei ihnen der Völkergedanke klarer zu Tage treten müßte als bei den kultivierten. Deshalb sagt er („Der Völkergedanke" S. 157 f.): „Wir haben uns somit der Beobachtung der Naturvölker zuzuwenden, einem systematischen Studium derselben, um zunächst in diesen einfachen Organismen die Grundgedanken aller derjenigen Formen zu erkennen, die den Organismus der Gesellschaft überall zusammenzusetzen haben, ob im großen, ob im kleinen. Der Vorteil liegt eben darin, daß, indem

wir hinabblicken zu diesen engen Gesellschaftsgestaltungen, wir dort mit einem Blick, in nuce sozusagen, das überschauen, was, wenn wir es bei den Kulturvölkern suchen, in unendlichen Entfernungen auseinanderliegt, zeitlich und räumlich zerstreut ist, so daß Verirrung nahe droht auf durchkreuzenden Nebenwegen, und Verwirrung gar manche und böse, von zufälligen Ornamenten über den Kernpunkt der Fragen getäuscht. Sobald es uns gelungen, in den Naturvölkern den Gang der Entwicklung zu durchschauen, haben wir dann gewissermaßen einen Schlüssel gewonnen, um mit seiner Hilfe auch die komplizierten Gestaltungen höherer Gebilde aufzuschließen. Darin liegt die Bedeutung der Naturvölker für die Ethnologie, die Zeitanforderung ihres Studiums, ihres eingehenden Verständnisses zum Besten höherer Kultur, und dieser Aufgabe kann umsomehr Rechnung getragen werden, weil es sich um nichts anderes, als verachtete Naturvölker handelt, noch bis vor kurzem mit Füßen getreten, wo es sein konnte, wie niedere Moose und Flechten. Wir mögen sie also unbehindert analysieren, zerreißen, zerzausen, wir können sie, ohne weiteren Einspruch, in ihren psychischen Schöpfungen vivisezieren, wogegen wir uns den Bewunderung weckenden Idealen der Kulturvölker nur mit gewisser Scheu und Ehrfurcht nahen werden, wodurch das Seziermesser mitunter vor allzu scharfem Einschnitt zurückschreckt. Bei den Naturvölkern liegen keine derartigen Bedenken vor, wir verflüchtigen sie unbekümmert im Schmelztiegel, bis wir die Spannungsreihen der Elementargedanken klar und reingesäubert vor uns liegen haben.“ Dazu muß aber bemerkt werden, was übrigens auch aus der eben zitierten Stelle hervorgeht, daß Bastian durchaus nicht daran dachte, die Forschung über die Kulturvölker ganz auszuschließen; vielmehr dachte er auch an eine Erweiterung der Ethnologie, in welchem Falle dann „alle Völker der Erde in ihren Bereich fallen“ würden („Vorgeschichte der Ethnologie“, S. 16). Wenn also z. B. der holländische Ethnologe S. R. Steinmetz lehrt, daß die Ethnologie die Vergleichung aller sozialen Lebenserscheinungen der nichthistorischen Völker zur Gewinnung der Gesetze der Entwicklung und des Vorkommens derselben und endlich zu ihrer Erklärung bezweckt, so ist es ein auf die Spitze getriebener einseitiger Standpunkt. Mit Recht bemerkt dagegen Krauß in Vollmöllers „Kritischen Jahresberichten“, IV, 3. Abteil., S. 34 f.: „Wenn wir mit Steinmetz am Worte ‚nichthistorische‘ Völker festhalten, dann gibt es auch gar keine Möglichkeit für eine Ethnologie als eine Wissenschaft in seinem Sinne. Wo leben in der weiten Welt nichthistorische Völker? Wer hat sie noch je besucht? Wer mit Angehörigen eines solchen Volkes gesprochen? Selbst die Völker auf allerunterster Kulturstufe, die man entdeckt hat, und wir dürfen vernünftigerweise nur mit kontrollierbaren Erscheinungen wirtschaften, besaßen zumindestens eine ausgebildete Sprache, ja, man wird sogar nach den Arbeiten Friedrich Müllers (Einleitung in die Sprachwissenschaft) zu der Ansicht gedrängt, daß die ‚rohesten Wilden‘ im Besitze der formenreichsten Sprachen sind, so z. B. die Australneger. Hat nun ein Volk eine Sprache zu eigen, so spricht es damit schon auch seine Geschichte; denn jede Sprache bewahrt sowohl in ihren Wortformen als in ihren Phrasen mannigfaltige Überreste ihrer eigenen Vergangenheit und der des Volkes, dem sie zu eigen ist, als

Zeugnisse von unwiderleglicher Beweiskraft auf. Es ist eine merkwürdig eingeengte vorgefaßte Meinung, daß Völker mit Literaturen und Geschichtsbüchern nicht Gegenstand der Ethnologie sein können oder dürfen, als ob das zufällige Vorhandensein von dreißig Literaturgeschichten und eines 2000bändigen Reallexikons, wie sich die Chinesen eines solchen erfreuen, die unwandelbaren, für das gesamte Menschengeschlecht feststehenden Entwicklungsgesetze in einzelnen Weltgegenden plötzlich aufzuheben vermöchten. Als ob den Büchern eine mystische Kraft innewohnte, Völker um ihr Volkstum zu bringen. Es heißt doch, den Einfluß der Bücher und Bibliotheken ins ungeheuerliche übertreiben, wenn man in der Ethnologie nach historischen und nichthistorischen Völkern Einteilungen so schwerwiegender Natur vornimmt." Sehr richtig bemerkt auch v. Andrian-Werburg in seinem interessanten Werke „Der Höhenkultus asiatischer und europäischer Völker", S. XI: „Die komparative Betrachtung läßt sich weder auf die ‚Naturvölker' noch auf die ‚Kulturvölker' einschränken; diese Kategorien besitzen ja nur eine konventionelle Bedeutung. Es gibt keine feste Grenze zwischen ihnen. Daß die Unterschiede zwischen beiden Kategorien nicht qualitativer, nur quantitativer Art sind, wird durch den gegenseitigen Austausch von Vorstellungen bewiesen, welcher tatsächlich immer stattfindet und stattgefunden hat. Wie das Verständnis der höchsten Kulturentwicklungen die Kenntnis ihrer prähistorischen Anfänge und der fremden Beeinflussungen unbedingt voraussetzt, so gibt es auch umgekehrt wahrscheinlich kein Naturvolk, welches nicht in stärkerer oder nur flüchtiger Weise von höheren Einflüssen gestreift worden wäre." Einen interessanten Beleg für die Beeinflussung der entlegensten Naturvölker durch Errungenschaften höherer Kultur bieten z. B. die folgenden Ausführungen Bastians über die Armbrust der Fan (Allgemeine Grundzüge der Ethnologie, S. 109). Als vor einigen Jahrzehnten dieses bisher unbekannte Volk auf der Höhe der Sierra de Cristal erschien, mit barbarischer Wildheit durch den Küstenstrich sich Bahn brach und bis zu den europäischen Kolonien Schrecken verbreitete, war mit der von diesem Volke aus dem Innern Afrikas mitgebrachten Armbrust ein eigentümliches Problem gestellt, da sich diese komplizierte Waffe sonst nur bei fortgeschrittenen Kulturstadien erwarten läßt. Die wahrscheinliche Erklärung dieser Erscheinung ergibt sich aus folgender Betrachtung. Da beim Beginne des Entdeckungszeitalters die Armbrüste noch zur regelmäßigen Bewaffnung gehörten, wurden sie damals von den Portugiesen bei den Negern als Tauschmittel gleich den übrigen Waffen benützt und gelangten im Verkehre bis zu den Stämmen im Innern. Später wurde an den Küsten die Armbrust durch die Flinte verdrängt, während sie im Innern im Gebrauche blieb und so nach 300 Jahren wieder zur Küste zurückgebracht wurde. Freilich hat sie in dieser langen Zeit und unter geänderten Verhältnissen andere Form und Bedeutung angenommen. Da es den Naturvölkern an den nötigen Stahlbogen fehlte, konnten sie keine schweren Bolzen werfen, und so wurde die Vergiftung des Pfeiles nötig, um einen wirksamen Schuß zu erzielen. Während nun aber, wenn es sich nur um das Schleudern eines schwachen Giftpfeiles handelt, ein bescheiden kleiner Bogen, wie ihn die Buschleute führen, genügen würde, konnten sich die Fan vom Eindrucke der Armbrust, die sie

einmal kennen gelernt hatten, und ihrer imponierenden Form nicht losreißen und gewohnheitsgemäß daran festhaltend, schießen sie jetzt den kleinen Giftpfeil mit einer Armbrust, die eine denkbarst unbehilfliche und umständliche Form aufweist.

Wie für den Ethnologen, so kann es also auch für den Volksforscher keinen Unterschied zwischen den Völkern geben; jedes kann er in sein Forschungsgebiet einbeziehen. Wie sollte es auch anders sein, da der Völkergedanke, dessen Erforschung das Ziel unserer Wissenschaft ist, ein gemeinsames festes Band bildet, welches — wie sich M. Bartels in seinem hervorragenden Werke „Die Medizin der Naturvölker“ ausdrückt — die Naturvölker untereinander sowie mit den Völkern des Altertums und mit unseren niederen Volksschichten verbindet. Werden einmal diese Anschauungen zur allgemeinen Kenntnis und Anerkennung gekommen sein und werden die „Kulturvölker“ einstmals eingestanden haben, daß sie in ihrem Selbstdünkel sich zu überschätzen pflegten, dann wird auch die Zeit gekommen sein, daß man sich über den einstigen Streitruf „hie Naturvölker“ — „hie Kulturvölker“ auf unserem Wissensgebiete wundern wird.

Man darf also annehmen, daß es ebenso verdienstlich und für den Aufbau der Völkerwissenschaft in gleichem Maße zweckdienlich ist, die Volkskunde eines Volkes in Europa oder in einem anderen Erdteile zu betreiben. Ist einmal unsere Methode fortgeschritten und befestigt, so wird es auch wohl gleichgültig sein, von welchem Volke anhebend man zu allgemeinen Schlüssen gelangen will. Gegenwärtig und insbesondere für unsere Verhältnisse gilt jedenfalls die Ansicht, daß der Volksforscher in der Regel von den zivilisierten Völkern ausgehen wird; hier sucht er zunächst unter leichteren und günstigeren Verhältnissen die Schulung und die Kenntnisse zu gewinnen, um sie dann gegebenenfalls in der Fremde und auf weniger bekannten und bearbeiteten Gebieten zu verwerten. Daher sagt Gomme in seinem „Handbook of Folk-Lore“: „Seine Grundlage aber wird der Folklorist immer bei den zivilisierten Völkern suchen müssen, wenn anders er zu praktischen und einigermaßen gesicherten Ergebnissen gelangen will; der Ausblick von Zivilisation auf den entgegengesetzten Zustand ist (bei unserer unvollkommenen gegenwärtigen Methode) natürlich instruktiver, als der Vergleich einer Stufe der Unkultur mit einer anderen. Ausgangspunkt ist also der Folklore moderner zivilisierter Länder; im einzelnen Falle ist dann fortzuschreiten zum Vergleiche mit dem übrigen europäischen Folklore; in dritter Stufe steht die Bezugnahme zum indischen Folklore als dem Schlüssel zur indoeuropäischen Zivilisation; und als höchster Grad verbleibt die Bestimmung der Verwandtschaft zu den Gebräuchen der Wilden.“ Das ist tatsächlich der Gang, den wohl gegenwärtig die meisten von uns gehen werden. Auch in dem vorliegenden Büchlein schwebt dem Verfasser, entsprechend seinem eigenen Studiengange und dem Bedürfnisse seiner Leser, nur der Betrieb der Volkskunde unter europäischen Völkern vor. Dabei gehen wir von der Überzeugung aus, daß diese Tätigkeit für die Entwicklung der Völkerkunde ebenso wie das Studium wilder Völker nützlich und unentbehrlich ist, daß es also nur darauf ankommt, Tüchtiges zu leisten.

Indem wir nun wieder auf die Methode des Sammelns eingehen, müssen wir gleich an die Spitze den Satz stellen: Wirklich erfolgreich kann nur derjenige sammeln, der die nötigen Vorkenntnisse hat und mit den Zwecken und Zielen der Forschung vertraut ist. Abgesehen von der allgemeinen Vorbildung und der unentbehrlichen Sprachkunde sind je nach dem Forschungsobjekte eine Reihe von technischen besonderen Kenntnissen nötig. Wer den Hausbau studieren will, wird ohne Kenntnis des Zeichnens, des Photographierens und des Entwurfes von verjüngten Plänen nicht fortkommen; auch muß er etwas von Bau- und Zimmermannskunst verstehen. Wer das volkstümliche Weberhandwerk oder eine andere Seite der Volksindustrie kennen lernen will, wird notwendigerweise sich hierin gewisse Vorkenntnisse erwerben müssen. Ein näheres Eingehen auf diese Dinge ist nicht nötig; sie ergeben sich von selbst, sobald man auf dem einen oder anderen Forschungsgebiete Umschau gehalten hat und mit den Zielen seiner Forschung ins Klare gekommen ist.

Anregungen und Fingerzeige zum Stoffsammeln wird man stets finden, wenn man gute volkskundliche Monographien studiert. Es ist dies besonders für Anfänger empfehlenswert, weil hierdurch die Aufmerksamkeit auf ganze Gruppen von Materialien (Kindheit, Liebesleben, Hochzeit, wirtschaftliche Verhältnisse, Hausbau u. s. w.) als auch auf einzelne Sonderfragen (z. B. glaubt man an Wechselbälge? gibt es Liebestränke? existieren Spuren der Raubehe und Reste der Hauskommunion? u. s. w.) gelenkt wird. Durch die Lektüre guter volkskundlicher Bücher wird man mit den zahlreichen Problemen der Forschung bekannt; dies ist aber unumgänglich notwendig, wenn man erfolgreich sammeln will. Man läuft sonst Gefahr, vielleicht Überflüssiges zu verfolgen, während man Wichtiges und Wertvolles außer acht läßt. Wer z. B. die beiden Bände der „Ethnographischen Parallelen und Vergleiche“ von R. Andree gelesen hat, der gewinnt so viel Anregung und Hinweise, daß wenn er nur in dieser Richtung irgend eine geographische Provinz oder ein Volk durchforschen würde, ein dankenswertes Stück Arbeit schon geleistet wäre. Wer weitere Parallelen zu den Artikeln Tagwählerei, Einmauern, Sündenbock, böser Blick, Steinhaufen, Werwolf, Vampyr, Speiseverbot u. s. w. sammelt, hat sicher nichts Vergebenes unternommen.

In demselben Sinne ist auch die Lektüre volkskundlicher Zeitschriften sehr zu empfehlen. Die Mannigfaltigkeit des hier gebotenen Stoffes fördert ganz besonders die Anregung zu selbständigen Arbeiten. Höchst wertvoll sind besonders die sogenannten Umfragen, welche das Sammeln des zusammengehörigen Materials über einzelne volkskundliche Fragen anregen; durch dieselben wird man auf interessante Gegenstände aufmerksam und trägt durch Beteiligung an diesen kleinen Nachforschungen zur raschen und vollständigen Sammlung von Stoffgruppen bei. Man vergleiche z. B. die schönen Erfolge der Umfragen in der Zeitschrift „Am Urquell“ oder in der „Wisla“. Diese Einrichtung verdient um so größere Beachtung, als sie einzelnen Forschern, die sich mit einer besonderen Frage befassen, die Möglichkeit bietet, willkommene Vervollständigung ihres Stoffes zu erreichen. Die Umfragen sind endlich das einfachste und sicherste Mittel, sich über die Verbreitung gewisser Erscheinungen zu belehren, ihre Gedankenstatistik festzustellen.

Von Nutzen sind beim Sammeln auch die „Fragebogen“, die nach Stoffgruppen und Spezialfragen geordnet, die Arbeit erleichtern. Die Fragebogen können entweder das gesamte volkskundliche Forschungsgebiet umfassen oder einzelne besondere Gegenstände im Auge haben. Von der einen und anderen Art mögen hier einige genannt werden: P. Sébillot, Instructions et questionnaires, Paris 1887; Fr. S. Krauß, Ethnographische Fragebogen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, I. Südslaven; G. Kupczanko, Izuczajmo nasz narid (vollständiger Fragebogen über die Russen und Ruthenen), Wien 1891; A. Hauffen, Fragebogen zur Sammlung der volkstümlichen Überlieferungen in Deutschböhmen, Prag 1894; Kluge-E. H. Meyer-Pfaff, Fragebogen in „Alemannia“, XXI, 301 ff.; Th. Volkov, Questionnaire pour les recherches ethnographiques sur l'industrie populaire (in ruthenischer Sprache) in „Materjaly ukr.-rus. etnologii, I“; St. Eljasz-Radzikowski, Folklor, podręcznik dla zajmujących się ludoznawstwem (bearbeitet nach Gomme), Krakau 1901; M. Dikarov, Questionnaire pour les recherches ethnographiques sur les sociétés et les réunions de la jeunesse rustique de deux sexes („Mater. ukr.-rus. etnol.“, III); Ethnographische Fragen, die Frau und ihr Geschlechtsleben, Empfängnis, Geburt, Wochenbett (von H. Ploß), die allgemeine diätische Behandlung des Kindes, das Kind in Brauch und Sitte der Völker, Tod und Leichenbestattung (Am Urquell, IV, Umschlagblätter); N. W. Thomas, Fragebogen über Tieraberglauben (Zeitschrift für österr. Volkskunde, VI, 252 f.); A. Voß, Fragebogen zur Ermittlung und Beschreibung der noch im Gebrauch befindlichen oder ehemals gebräuchlichen Schiffsfahrzeuge einfachster Bauart und Einrichtung (Mitteil. d. Anthropol. Gesellschaft, Wien, Bd. XXX, Sitzungsbericht, 199 ff.); O. Stoll, Die Erhebungen über Volksmedizin in der Schweiz (Fragebogen; aus „Schweizer Archiv für Volkskunde“, V, 1901) u. a. — Fragebogen sind besonders nützlich, wenn man durch Beteiligung vieler Mitarbeiter gleichmäßig geordnetes Material aus verschiedenen Gegenden erstrebt. Es ist dies jetzt ein ziemlich allgemein übliches Verfahren. Das meiste kommt hierbei auf die Eignung der mit der Beantwortung der Fragebogen betrauten Personen an. Die Fragebogen selbst müssen dem Volke, der Gegend, dem Zwecke angepaßt sein; ein z. B. für die Deutschen eingerichteter Fragebogen wird zum guten Teile nicht auf Slaven passen. Man muß also mit dem Volkstum des betreffenden Volkes schon wohl vertraut sein, wenn man einen brauchbaren Fragebogen zu dessen tieferer Erforschung herstellen will. Die Verwendung von Bogen, die für andere Zwecke hergestellt sind, wird stets nur ein Notmittel sein. Die Fragen müssen stets deutlich und klar gestellt sein; bei manchen werden Erläuterungen nötig sein, weil man sonst Gefahr läuft, daß verkehrte Antworten erfolgen oder Fragen unbeantwortet bleiben, weil sie nicht verstanden wurden. Wenn z. B. in einem Fragebogen ohne weitere Bemerkungen die Fragen stünden: Ist Hauskommunion üblich? Kommt Schädeltrepanation vor? Wird das Skarifizieren geübt? oder dergleichen, so wird man zumeist ausweichende oder unrichtige Antworten erhalten. Bei solchen und ähnlichen Fragen muß der technische Ausdruck erläutert werden. Anderseits muß man sich aber vor allzu eingehender Fragestellung hüten, sonst bringt man bei nicht allzu gewissenhaften und verläßlichen Mitarbeitern

leicht alles heraus, was man will. Sind nämlich die Fragen so eingerichtet, daß man nicht viel mehr als ein „ja“ oder „nein“ hinzuschreiben hat, so liegt die Versuchung nahe, durch Beantwortung aufs Geratewohl sich der Mühe weiterer Nachforschung zu entziehen. Der unberufene Forscher täuscht sich bei diesem Vorgange leicht über die Tragweite seiner Angabe hinweg; mitunter glaubt er, eine Frage schon deshalb beantworten zu müssen, weil sie von einem Fachmanne gestellt sei und dieser doch nicht nach einem Gebrauch gefragt hätte, der nicht besteht. Bei allgemeiner gehaltenen Fragen wird diese Gefahr vermieden; man bekommt vielleicht keine oder eine weniger ausführliche Antwort, was aber immer besser ist, als wenn man irreführende erhält. Wenn z. B. gefragt wird: ist dieser Brauch da? heißt er so und so? findet er zu dieser Zeit statt? geschieht er zu diesem Zwecke? beobachtet man das oder jenes dabei?, so kann leicht eine Reihe von falschen Antworten erfolgen. Wird dagegen bloß gefragt: ist dieser Brauch vorhanden und was ist darüber Bemerkenswertes zu verzeichnen?, so wird die Antwort knapper ausfallen; sie wird aber verläßlicher sein, weil sie dem Berichterstatter nicht bereits in den Mund gelegt war. Es ist nach Empfang der spärlichen Antwort noch immer möglich, durch nachträgliche Fragestellung Zweifelhaftes oder Fehlendes zu ergänzen. Wenn dagegen z. B. der rumänische Gelehrte Nikol. Densusianu mehrere Bogen starke Frageverzeichnisse (Cestionariu istoricu) verschickt, um mit ihrer Hilfe die alten geschichtlichen Sagen der Rumänen bis 600 n. Chr. zu erforschen, so darf man gewiß sein, daß damit kein wissenschaftlich verwendbares Material erzielt werden kann. Die Überprüfung verdächtigen Materials, das von nicht erprobten oder unsorgfältigen Berichterstattern herrührt, ist unter jeder Bedingung angezeigt. Mitunter genügt es, nach längerer Zeit an denselben Berichterstatter nochmals die eine oder andere Frage zur Beantwortung zuzusenden; der unsorgfältige Berichterstatter widerspricht sich bei derartigen Gelegenheiten und man weiß dann, was man von seiner Arbeit zu halten hat. Mitunter wird man in der Lage sein, Darstellungen anderer einer Überprüfung zu unterziehen, indem man an der Hand ihrer Aufzeichnungen unter dem Volke Umfrage hält oder geradezu jemandem Verläßlichen aus dem Volke dieselben vorliest. Wertvoll ist zumeist das Material, welches man sozusagen ungesucht, nebenbei findet. Dahin gehören zumeist auch einzelne Züge in Volkserzählungen, Epen u. dgl.; der Gewährsmann hat hier keinen Grund zu erfinden, und da diese Volksdichtungen für Zuhörer aus dem Volke bestimmt waren, so darf man annehmen, daß ihr Dichter nichts Unrichtiges aufnahm, weil er dadurch seinen Zuhörern als Lügenhans sich dargestellt hätte.

Mitunter ist es rätlich, an verläßliche Sammler auch Bücher zu senden, die einen ähnlichen Stoff behandeln, wie er gesammelt werden soll. Durch solche Lektüre werden weniger Gewandte auf viele Einzelheiten aufmerksam gemacht, sie können Abweichungen leicht verzeichnen, überhaupt rascher, erfolgreicher arbeiten. Dieser Art von Nachforschung haftet aber natürlich die Schwäche allzu ausführlicher Fragebogen in noch erhöhtem Maße an. Daher ist die größte Vorsicht am Platze.

Sicherer ist es, wenn man bei eigenen eingehenden Forschungen sich der erwähnten Mittel bedient. So empfiehlt Ch. G. Leland (Ethnologische

Mitteilungen aus Ungarn, II, 253 f.), alte Werke mit folkloristischem Inhalt als anregende Unterlage bei Nachforschungen und Nachfragen zu benutzen. Leland stellt sich den Vorgang in der Art vor, daß man ein altes Werk, z. B. den oben S. 26 genannten „Glückstopf“, hernimmt und entsprechend den einzelnen Abschnitten die Fragen stellt: Hast du gehört vom Reichtum durch Hahnreischaft? vom Stillschweigen beim Schatzgraben? vom Koboldglück? vom Reichtum durch Finden? u. s. w. Auch einzelne volkstümliche Ausdrücke und Worte will er durch Vorlesen aus Wörterbüchern herausfinden; desgleichen Rezepte an der Hand älterer Sammlungen. Leland erzählt, daß er auf diese Art rasche Fortschritte gemacht habe. Vielleicht ist er aber auch nachträglich inne geworden, wie oft er getäuscht wurde. Unzweifelhaft gehen bei dieser, den Berichterstatter oder Gewährsmann beeinflussenden Methode gewisse feine Unterschiede verloren. Der Befragte ist sehr oft zu unselbständig in seinem Urteile; er ist geneigt, das ihm aus dem Buch Vorgelesene trotz Abweichungen von dem ihm Bekannten für richtig zu halten und mitunter auch aus Bequemlichkeitsrücksichten ohne weitere Bemerkung zu verneinen oder zu bejahen; oft wird er einen Gebrauch oder dergleichen als ihm bekannt und allgemein üblich zugeben, auch wenn er nur etwas ähnliches irgendwo gehört hat, da er vielleicht annimmt, daß er selbst etwas vergessen hätte und sich über die mögliche Tragweite seiner Mitteilungen keine Rechenschaft ablegt. Oft liegt am Forscher selbst die Schuld: er frägt zu viel, zu eindringlich darnach, was er anderswo gehört hat oder was er zu finden bestrebt ist; und so hat selbst mancher tüchtige Folklorist schließlich mitunter mehr erfahren und wahrgenommen, als wirklich vorhanden ist.

Von hohem Werte wird es stets sein, wenn man Nachrichten eines Gewährsmannes durch die eines anderen aus derselben Ortschaft nachkontrolliert. Bei besonders wichtigen, vereinzelten oder verdächtigen Berichten wird das stets angezeigt sein. Nicht vergessen darf man, daß die Nachricht mitunter gerade von jemandem herrühren kann, der sie aus einer anderen Gegend erhalten hat oder gar selbst eingewandert ist. Daher sind Bettler, Vaganten, Bänkelsänger u. dgl. nicht die echten Träger der Volksüberlieferungen, sondern die bodensässige Bevölkerung. Mitunter kann es aber auch vorkommen, daß der Gewährsmann seine Kunde aus einem Buche oder einer Zeitung bezog. Dies ist in unserer Zeit gar leicht, da in Kalendern, Tagesblättern u. dgl. mancherlei Aufsätze über Sitten und Volksglauben erscheinen, auch Zeitschriften für Volkskunde immer größere Verbreitung finden. Wer hat heute nicht in seinem Blättchen zu Weihnacht, Neujahr oder Ostern über Volksgebräuche, die da oder dort geübt werden, gelesen; es gibt aber bekanntlich gar viele Leute, welche gern von sich und ihrer Heimat das erzählen, was sie irgendwo gehört oder gelesen. Solche „belesene“ Gewährsmänner sind ebenso schlecht oder wohl noch schlechter als Abschreiber, die selbständig denken möchten. Daher sind auch nicht immer als gewandte Erzähler bekannte Personen die besten Berichterstatter. Man kann da die wunderlichsten Dinge erleben. So wurde mir in dem ziemlich abgelegenen Karpatendorfe Seletyn — bekanntlich ist in diesen Gegenden noch die moderne Überkultur nicht gar sehr zu Hause — der Huzul Stefan

Duczek als ein kluger Mann geschildert, der gar manches besser und gründlicher berichten würde, als es andere könnten. Als ich am Abend in sein Haus kam — es war die Zeit der Heumahd, während welcher alle Hände tagsüber auf den Wiesen beschäftigt sind — da bat er mich, beim Herde niederzusitzen und ließ sich in der Nähe beim flackernden Feuer nieder, während rings an den Wänden der Hütte sich die müden Mäher streckten. Auch eine Talgleuchte wurde angezündet. So waren alle Vorbereitungen getroffen, die einen recht erfolgreichen Abend versprachen. Wer beschreibt aber meine Enttäuschung! Als ich Duczek um Mitteilung einer Sage oder eines Märchens bat, da wollte er sich zunächst damit entschuldigen, daß er seine Bücher nicht zur Hand hätte und schließlich wartete er mir mit einer verballhornten Richard Löwenherz-Geschichte auf. Das hatte zur Folge, daß er mich nicht mehr an seinem Herdfeuer sah; denn mich erfüllten dieselben Gefühle, welche Anzengruber in seiner Skizze „Ein Fund" schildert, als der Reslhuber Frieder völlig als Geschichtenerzähler versagte. Oben am Himmel hat auch mir damals schadenfroh ein Stern geblinzt. Übrigens hat mir auch einmal ein ganz schlichter Jude eine Sammlung von Redensarten übermittelt, die sich in der Folge als Abschrift aus einer volkskundlichen Zeitschrift ergaben. Die Gewißheit, daß man zu Gewährsmännern sonst verläßliche Leute wählt, hilft nichts; die Täuschung geschieht ja zumeist nicht in böser Absicht. Oft kann der Gewährsmann selbst getäuscht worden sein oder unwissentlich aus literarischer Quelle geschöpft haben; beim raschen Eindringen der Literatur ins allgemeine Wissensgut ist das gegenwärtig leicht denkbar. Vor allem ist dies bei Liedern der Fall. J. W. Wolf erzählt im I. Bande, S. 477 (1853) seiner „Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde" einen interessanten Fall. Zu der damals erschienenen Volksliedersammlung aus dem Odenwald von W. v. Ploennies machte E. Meier die Bemerkung, daß das in derselben enthaltene Lied „Das arme Klosterfräulein" von Justinus Kerner gedichtet und von Silcher komponiert sei. Wolf stellt nun folgendes fest: „Ploennies und ich hörten das Lied mitten im Odenwald von drei Nagelschmieden singen, die nie über ihren Ort hinausgekommen waren. Wahrscheinlich hat es also irgend ein Bänkelsänger dahin gebracht. Jedenfalls ist das ein Beweis, wie sehr der Dichter in demselben den Ton des Volksliedes getroffen hat. Ich erinnere mich noch mit Freude, mit welcher Innigkeit und in welcher fast andächtigen Stimmung die drei Männer, die verschränkten Arme auf den Tisch, das Liedchen vor sich hinsangen und wie sie und ihr alter Vater es mit Begeisterung als eines ihrer schönsten Lieder priesen." Auch der folgende Fall, auf welchen die „Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn", Bd. II, S. 59, aufmerksam machen, ist bemerkenswert. Die rumänische Königin, als Dichterin unter dem Namen Carmen Silva wohlbekannt, erzählt ein Gespräch, das sie mit dem als Sammler rumänischer Volksdichtungen vielbewunderten rumänischen Dichter Alessandri geführt hat. Im Laufe dieses Gespräches gab Alessandri der Königin Auskunft über sein Verfahren beim Sammeln von Volksdichtungen und erklärte rundwegs, daß er, wenn ihm nur ein Bruchstück unterkomme, dasselbe selbst ergänze, d. h. den fehlenden Teil zudichte. Dieses Geständnis wird der kritische Benützer der Samm-

lungen Alessandris zu beachten haben; uns kommt es auf einen speziellen Fall an, über den der Dichter im weiteren Verlaufe berichtet: „So habe er auch z. B. zur Ballade ‚Stefanicza Voda‘ die fehlenden zwölf Verse hinzugedichtet. Nun aber, welch Wunder geschah! Bei einer Gelegenheit habe er in der Ferne Soldaten singen gehört. Als er zu ihnen kam und sie nach dem Liede fragte, das sie soeben gesungen, haben sie auf sein Ansuchen die Ballade ‚Stefanicza Voda‘ hergesagt, und zwar — mit den von Alessandri hinzugedichteten zwölf Versen. Der Dichter fragte sie nun, von wem sie dies Lied gelernt haben. ‚Von meinem Vater,‘ lautete die Antwort. ‚Kannst du lesen?‘ fragte der Dichter. ‚Nein,‘ war die Antwort. ‚Und von wem hat dein Vater es gelernt?‘ forschte der Dichter weiter. ‚Von seinem Vater,‘ antwortete man ihm.“

Das Mitgeteilte wird genügen, um die Schwierigkeiten zu charakterisieren, mit denen der Forscher zu kämpfen hat. Ist nun dieser selbst leichtgläubig und leichtsinnig, so bricht geradezu eine Sturmflut von Fehlerquellen über seine Arbeit hinein. Und zu dem allem gesellt sich auch mitunter die absichtliche Täuschung und Fälschung. Den Heerwurm von Falsch und Trug, der daraus entsteht, schildert mit scharfen Worten Schönbach in seinem schon öfters genannten Aufsatze „Über den wissenschaftlichen Betrieb der Volkskunde in den Alpen“. Er schreibt: „Nun darf ja zur Ehre des deutschen Namens gern zugestanden werden, daß an Irrtümern und Ungenauigkeiten selten der üble Wille des Sammlers Schuld trägt; ganz fehlt es selbst dafür nicht an Beispielen und mir ist ein Buchmacher bekannt, der sehr einfach die für ein bestimmtes Alpenland bereits vorhandene Sammlung von Volksüberlieferungen auf ein anderes Alpenland überschrieben und dabei nur etliches nach Bedürfnis und Ortsgelegenheit umgemodelt hat. Viel größeren Schaden stiften, ihrer Häufigkeit wegen, das sachliche Unvermögen der Sammler und ihre ganz mangelhafte Ausrüstung. Es ist noch das Geringste, daß sie als täppische Stadtfräcke von pfiffigen Bauern sich allerhand Bären aufbinden lassen, denn die wird der Kundige meistens bald erkennen. Bedenklicher ist es, wenn halbgebildete Sammler die unvollkommene oder ihnen unvollkommen scheinende Überlieferung ergänzen, verbessern und ihrem zweifelhaftem Geschmacke zu liebe umstilisieren. Das widerfährt ihnen natürlich trotz des bestens Willens, etwas Brauchbares zu leisten; sie haben etliche ältere Sammlungen durchgenommen, sich verschiedenes daraus gemerkt und, ohne daß sie selbst darum wissen, schnitzeln sie die ihnen mitgeteilte Überlieferung nach diesem Vorbilde zurecht. Das Bedürfnis, etwas Hübsches zu liefern, der Ehrgeiz, der eigene poetische Trieb treten noch hinzu, und gar bald ist das Kunstwerklein fertig, mit dem der wissenschaftliche Forscher nachmals hantieren soll. Es versteht sich von selbst, daß Sammler dieser Gattungen eine Überlieferung niemals auf ihre Provenienz hin zu prüfen vermögen: ob eine Erzählung ein Stück altes Erbgut ist oder nur der Nachklang einer Aufführung von Schillers Maria Stuart, die im vorigen Sommer durch eine halb zu Grunde gegangene Komödiantenbande auf dem Dorfe verbrochen wurde, das vermögen solche volkskundliche Berichterstatter nicht zu unterscheiden (dieses Beispiel ist nicht erfunden)...... Blättert man die Bände verschiedener Zeitschriften durch,

so begegnet man mehrmals Aufsätzen, die nur deshalb entstanden sind, weil ihre Verfasser die Volkskunde für das literarische Gebiet halten, innerhalb dessen man auf leichte Art zu einem gewissen Ruf als Schriftsteller gelangen kann. In der Tat gibt es kaum eine bequemere Weise, etwas Druckbares zu erzeugen, als wenn man, was doch ohnedies der Gesundheit halber geschehen wäre, im Sommer durch ein paar Monate Berg und Tal abläuft, ein Notizbuch anfüllt oder zwei, und dann daheim in winterlicher Gemütsruhe eine Flasche Tinte über mehrere Buch Papier ausgießt. Was krabbelt dann alles ans Licht, sobald die Studien unter den Preßbengel geraten! Da schreibt jemand unter dem Vorwande, eine Gespenstererscheinung, also auch ein Stück Volkskunde, zu schildern, einen niedlichen Liebesroman. Ein anderer füllt Bogen auf Bogen mit Darstellungen aus dem bäuerlichen Leben und ziert seine ungelenke Prosa mit Vierzeilern, die er halb oder ganz erfindet, denn sie tragen den Stempel der Unechtheit als Brandmal auf der Stirne. Ein anderer lernt alte Anekdotensammlungen auswendig, liest die „Postbüchel" der letzten Jahrzehnte und serviert diesen abgestandenen Kram als volkstümliche Überlieferungen irgend einer Gegend. Wieder einer gibt Volksdichtungen in Druck aus Handschriften des XVII. und XVIII. Jahrhunderts, versteht sich aber nicht auf die alten Schriftzüge und liest daher entweder falsch oder läßt kurzer Hand, was er nicht lesen kann, als „unlesbar" fort. Gar manche veröffentlichen Geschichten oder Lieder aus dem Volksmund in einer Mundart, die sie eigentlich gar nicht kennen, schöpfen dann Anmerkungen aus dem bayerischen Wörterbuche Andreas Schmellers und geraten infolgedessen auf die Abwege der possierlichsten Mißverständnisse. Wieder einer leidet an krankhaftem Lügen, wirkt aber ungemein nützlich als Berichterstatter über volkskundliche Dinge. Da beschäftigt sich einer und steckt dabei die Miene tiefsinnigen Grübelns auf, mit der Doktorfrage nach der wahren Natur des Volksliedes und sucht endlich zu ermitteln, welches denn die untrüglichen Zeichen eines „echten" Volksliedes sein möchten, um dann ein paar Hefte später aus John Meiers Liederlisten zu seiner angenehmen Überraschung zu lernen, daß eine lange Reihe der mit den edelsten Merkmalen ausgestatteten Volkslieder armseligen Kunstdichtern ihre Entstehung danken... Und so ließe sich noch eine Weile forterzählen und dadurch zum Überdruß nachweisen, daß wirklich beim heutigen Betrieb der Volkskunde manches im argen liegt und viel gute Kraft und teures Geld verzettelt und unersprießlich aufgewendet wird."

Um Irreführungen durch derartige Sammlungen, wie sie Schönbach schildert, möglichst hintanzuhalten, ist es dringend notwendig, daß die Kritik solchen Arbeiten schonungslos zu Leibe gehe. Das hat z. B. Krauß in seinem Buche „Böhmische Korallen aus der Götterwelt, Folkloristische Börseberichte vom Götter- und Mythenmarkte" (Wien 1893) getan, in welchem er eine Reihe von unabsichtlichen und absichtlichen Irrtümern und Fälschungen in der neueren volkskundlichen Forschung in schärfster Weise bloßlegt. Rücksichten, wie sie z. B. die „Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn", Bd. III, S. 58 f., gegen Lelands Etruscan Roman Romains (London 1892) walten ließen, sind durchaus nicht am Platze. Dergleichen Nachsicht ist Versündigung an der Volkskunde und ihrer Entwicklung, weil nur die

strengste Selbstprüfung und Selbstzucht diese Wissenschaft in den Augen ihrer Gegner heben wird. Freilich muß diese Kritik wie jede mit großer Vorsicht zu Werke gehen. Eine abweichende Nachricht muß noch nicht eine unrichtige sein; es kann leicht vorkommen, daß z. B. in derselben Gegend die eine und die andere Überlieferung verbreitet ist; daß ein und der andere Brauch nebeneinander geht. Handelt es sich um Abweichungen zwischen älteren und neueren Berichten, so darf man nicht vergessen, daß mitunter eine Sitte sich geändert haben kann. Ist es doch wiederholt schon geschehen, daß ältere Nachrichten und Ansichten als unglaubwürdig und lächerlich verworfen wurden, um später infolge richtigerer neuer Beobachtungen als vollkommen gerechtfertigt wieder aufgenommen zu werden. So sind die Nachrichten Herodots über das Männerkindbett früher verspottet und seine Leichtgläubigkeit vornehm belächelt worden, während moderne Forschungen sie glänzend bewahrheitet haben. Völlig verfehlt und unbillig ist es, wenn man über einem Sammelwerk die Achsel zuckt, weil dasselbe nicht vergleichend zu Werke ging, nicht die sonst vorhandene Literatur herbeizog u. dgl. mehr. Dies ist durchaus ungerecht. Wessen Hände des Herbeischaffens voll sind, der muß sich oft begnügen, sein Rohmaterial darzubieten. Sein Sammelwerk, zumal wenn es in lesbarer Form erscheint, ist aber trotzdem der Anerkennung wert; denn die Arbeit des zuverlässigen eifrigen Sammlers gleicht der Tätigkeit des Führers eines Rettungsbotes in stürmischer, alles verschlingender See; wer nachher in trockener Stube die Geretteten pflegt oder die geborgene Habe wieder prüft und ordnet, darf die Mühe jenes nicht gering schätzen.

Die höchsten Grundsätze des Sammlers bleiben allezeit: Möglichst getreue Aufzeichnung unter Angabe des Volkes, des Ortes, der Zeit und des Gewährsmannes; letzterer ist stets mit möglichster Sorgfalt zu wählen. Kontrolle der verdächtigen oder besonders wichtigen Mitteilungen durch weitere Nachfragen. Vorsichtige Fragestellung, damit man nichts „hineinfrägt": nur die echte Überlieferung ist von Wert. Da es oft auf einzelne Redewendungen ankommt, ist die möglichst an die Form des Erzählers angeschlossene Aufzeichnung die beste. Diese Forderung ist schwer zu erfüllen, wenn man genötigt ist, die Aufzeichnungen in einer anderen Sprache zu machen, als diejenige des volkstümlichen Erzählers ist. Gewisse Wendungen, technische Ausdrücke u. dgl. wird man in jedem Falle in der Ursprache zu verzeichnen haben. Für Lieder, mundartliche Texte u. s. w. kommt gegenwärtig der Phonograph, besonders in Amerika, zur Anwendung. In Österreich hat die Akademie der Wissenschaften zu Wien eine besondere Phonogramm-Archivskommission eingesetzt, deren Aufgabe es ist, die Aufnahme verschiedener volkstümlicher Texte zu veranlassen und die Platten aufzubewahren. Aus einem darüber soeben veröffentlichten Berichte des Professors Siegmund Exner entnehmen wir folgendes (Neue Freie Presse, 13. November 1902): Bisher wurden drei durch die Akademie veranlaßte Expeditionen mit je einem Apparat ausgerüstet, um Sprachproben von Eingeborenen aufzunehmen. Es waren die Expeditionen des Dozenten für slavische Philologie Dr. v. Resetar, der im Frühjahre 1901 die Dialektgrenzen in Kroatien und Slavonien studierte, des Professors Kretschmer, der gleichfalls im

vorigen Jahre nach Lesbos reiste, und die naturwissenschaftliche Expedition des Professors v. Wettstein, die 1901 nach Brasilien ging, und bei welcher Dr. v. Kerner die Bedienung des Phonographen übernahm. Die Berichte der Expeditionen lauten für das Phonogramm-Unternehmen nicht sehr ermunternd. Übereinstimmend wird über das große Gewicht des Apparates geklagt, das es in den meisten Fällen unmöglich machte, denselben in die von der Eisenbahn entlegenen Dörfer zu bringen. Am ausführlichsten sprach sich Dr. v. Resetar über seine Erfahrungen aus. „Es ist leicht begreiflich," schreibt er, „daß die meisten Bauern einen gewissen Argwohn gegen den ihnen völlig unbekannten Herrn schöpfen, der ihre Stimme ‚fangen' wollte! Noch in ihrem Dorfe und eigenem Heim fühlten sich die Leute einigermaßen sicher, denn der Fremde war allein, während sie sich in ihrer alltäglichen Umgebung befanden. Hingegen war ein Bauer und besonders eine Bäuerin, die auf dem Markte der nächsten größeren Ortschaft ihre Waren feilboten, sehr schwer, ja gewöhnlich gar nicht zu bewegen, dem Unbekannten ins Hotel oder Gasthaus zu folgen, denn jetzt fühlten sie sich isoliert in der fremden Umgebung. Es war überhaupt sehr schwer, für den Phonographen geeignete Individuen zu finden; der eine hatte keine Vorderzähne, der andere sprach zu schwach oder zu undeutlich, der dritte war wiederum schwerhörig, noch andere wurden, wenn sie sich dem Instrumente näherten, von einem Lachkrampf befallen oder waren ganz stumm. Besonders schwierig war es aber, einen zu finden, der es überhaupt verstand, durch einige Minuten etwas Zusammenhängendes zu erzählen, etwa eine Begebenheit aus dem eigenen Leben, eine Dorfgeschichte, einen Volksbrauch oder gar eine Volkserzählung." Immerhin ist die Akademie durch die Expeditionen in den Besitz von Phonotypen gekommen, die einen unbezweifelbaren Wert haben, und das Archiv verwahrt jetzt Platten mit den Aufnahmen von Volksliedern, religiösen Gesängen, Volkssagen etc.[1]) Man darf übrigens erwarten, daß nicht nur leichtere und tauglichere Phonographen konstruiert werden, sondern daß auch allmählich, wenigstens bei den europäischen „Halbkulturvölkern", die Scheu vor diesem Instrumente ebenso weichen wird, wie vor dem photographischen Apparat. Viel kommt übrigens auf die geschickte Überredungskunst des Forschers an. Vorläufig werden wir freilich noch zumeist mit dem Bleistift die mündlichen Überlieferungen festhalten müssen. Wenn es möglich ist, soll man die Aufzeichnung gleich wieder dem Erzähler vorlesen. Jeder Sammler möge die Provinz, welcher er sich widmet, auch möglichst eingehend durchforschen. Dieses Eindringen erfordert vieljährige Mühe, denn erst allmählich kommt man zur Erkenntnis aller Aufgaben, die zu lösen sind, und erschließt so den Urquell des Volkstums; nur bei langer, anhaltender

[1]) Nachträglich möge bemerkt werden, daß die lehrreichen Mitteilungen Exners unter dem Titel „II. Bericht über den Stand der Arbeiten der Phonogramm-Archivskommission, erstattet in der Sitzung der Gesamtakademie vom 11. Juli 1902" als Beilage zu Nr. 20 der Sitzungsberichte der mathem.-naturwissenschaftl. Klasse der Wiener Akademie erschienen sind. Dem soeben ausgegebenen Heft 10 der Chronik der Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften in Lemberg entnehmen wir, daß Herr J. Rozdolśkyj im Auftrage der genannten Gesellschaft in zahlreichen Ortschaften Galiziens mittels des Phonographen eine stattliche Anzahl von ruthenischen Volksmelodien gesammelt hat, die nun O. Ludkevyč in Noten umsetzt.

Beschäftigung findet man Gelegenheit, frühere Aufzeichnungen zu kontrollieren, Irriges zu berichten, Lückenhaftes zu ergänzen. Der Sammler muß von der Überzeugung erfüllt sein, daß seine Arbeit nützlich ist, auch ohne die, vielleicht für ihn unerreichbare wissenschaftliche Darstellung. Wenn Leland im Hinblick auf das rasche Schwinden der Volkstraditionen noch vor fünfzehn Jahren („Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn“, I, S. 20) sagen konnte: „Die Zeit wird kommen, da der kleinste Sammler der Jetztzeit mehr geachtet sein wird, als der größte Theoretiker,“ so haben diese Worte auch jetzt ihre Bedeutung, nur muß man entsprechend den Fortschritten der Volkskunde an einen tüchtigen und geschulten Sammler denken, der bestrebt ist, irgend ein Gebiet eingehend und erschöpfend zu durchforschen. Hat eine angeblich erschöpfende Sammlung Lücken, so kann dies die Veranlassung zu allerlei falschen Schlüssen geben. Weinhold sagt mit Recht am Schlusse seines Aufsatzes „Was soll die Volkskunde leisten?“: „Wir können den bescheidenen emsigen Sammler, den treuen Aufzeichner der Volksüberlieferungen, den sorgsamen Abzeichner des Volkslebens nicht entbehren und schätzen ihn aufrichtig. Die Herren Folkloristen aber, welche sich als Wissensmeister geberden, aber Kopf und Hüften nur mit Keckheit ausgestopft haben, sollen sich wenigstens von der deutschen Volkskunde fern halten, als deren Aufgabe zunächst die gründliche Herausarbeitung einzelner Teile, dann aber die zusammenfassende Darstellung des gesamten alten und doch ewig jungen Lebens der Deutschen in den oben gezeichneten Ausstrahlungen vor unserer Seele steht.“ Was Weinhold hier bezüglich der deutschen Volksforschung sagt, hat natürlich ganz allgemeine Bedeutung.

Es ist schon oben angedeutet worden, daß unsere Forschung in der Regel bei einem europäischen Volke beginnen wird. Die Anschauung vieler Volksforscher geht geradezu dahin, daß man sich zum Volksforscher in der Heimat schulen müsse, wo man mit allen Verhältnissen am besten vertraut ist. So gelangt auch Kaarle Krohn in seiner vergleichenden Studie „Bär (Wolf) und Fuchs, eine nordische Tiermärchenkette“ zum Schlusse, „daß eine vergleichende Untersuchung aus dem nationalen Märchenschatze des Forschers hervorzugehen habe“. Vor allem ist daran festzuhalten, daß man zunächst den zur Erforschung gewählten Bezirk möglichst gründlich kennen gelernt haben muß, ehe man weiter schreitet; denn erst wenn man die besonderen Entwicklungsformen genau erkannt hat, kann man zu einer gesicherten vergleichenden Forschung schreiten. Damit steht auch in Übereinstimmung, was Krauß in Vollmöllers Kritischen Jahresberichten, Bd. IV, Abteil. III, S. 33, sagt: „Ich möchte demnach die Volkskunde als die eingehendste Detailforschung der besonderen Eigenart zunächst einzelner Völker im Rahmen des Völkerlebens bezeichnen.“ Ganz berechtigt sind auch seine Bemerkungen ebenda S. 44: „Wenn ich den Werdegang der Ethnologie und der Volkskunde im Großen erwäge, drängt sich mir die Meinung auf, daß vor der kommenden Generation niemand als vollwertiger Ethnologe gelten wird, der sich nicht vorher als Volksforscher einer besonderen geographischen Provinz bewährt hat.“ Und ebenso richtig sind seine Ausführungen S. 76 f.: „Eine Erscheinung ist vor allem innerhalb der Grenzen einer einzigen geographischen Provinz auf das allergenaueste zu ermitteln und ihr

Charakter aufzuklären. Erst, wenn diese Arbeit erledigt ist und man die psychologischen Motive erkannt hat, kann man zu diesen nach Parallelen außerhalb der einen Provinz suchen. Äußerlich können nämlich weit voneinander räumlich und zeitlich getrennte Sitten und Gebräuche täuschend ähneln, während sie ihrem Ursprung nach gar verschieden sein mögen. Wenn die Urhebe nicht erkennbar ist, kann man wissenschaftlich auch mit den ähnlichen Erscheinungen nichts anfangen . . .“ Darauf zeigt Krauß, daß die der vergleichenden Methode zu Grunde zu legenden „typischen Erscheinungen“ und „Abweichungen“ nur durch ein möglichst „spezialisierendes Studium“ in dem oben angedeuteten Sinne gewonnen werden können. „Damit ist nicht viel erzielt, wenn man das Vorkommen z. B. der Kohle in der ganzen Welt konstatiert; man muß ja die einzelnen Kohlenlager auf ihre Schichtungen geologisch untersuchen. So soll man auch Volkstümer im einzelnen wissenschaftlich allseitig erheben.“

Beschränkt sich der Forscher auf ein verhältnismäßig enges Gebiet, so wird es ihm wohl möglich sein, dasselbe durchaus auf Grundlage eigener Erhebungen gründlich kennen zu lernen. Bei größeren Provinzen, die etwa ein ganzes Volk umfassen, wird dies kaum möglich sein; für eine so umfangreiche Arbeit müssen Mitarbeiter herbeigezogen werden. Versuche dieser Art sind schon vor fünfzig Jahren gemacht worden und seither oft mit Glück wiederholt worden. Ein Beispiel dieser Art von Forschung bietet z. B. die seit 1894 in Deutschböhmen von der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen“ unter der Leitung Hauffens eingeleitete Erhebung; zur Grundlage derselben dienen die oben S. 85 erwähnten Fragebogen von Hauffen. Den größten Teil ihrer schönen Erfolge verdankt diese Sammlung zumeist den Lehrern. Die Eignung und Vorliebe der Lehrer für volkskundliche Forschungen ist schon bei früherer Gelegenheit betont worden; ebenso ist auf ihr Verdienst um die Begründung volkskundlicher Zeitschriften verwiesen worden; auch rühren eine Reihe von wertvollen Monographien von Lehrern her. Mit Recht sucht daher C. Rademacher, Lehrer in Köln, in seinem Schriftchen „Lehrerschaft und Volkskunde“ (Bielefeld 1894) die Lehrerschaft für die Volksforschung zu gewinnen. Wer sollte auch mehr Gelegenheit haben, sich mit dem Volksleben vertraut zu machen, als der Lehrer; auf wie viele Dinge wird derselbe allein von seinen Schülern aufmerksam gemacht und hierdurch zu weiteren Nachforschungen angeregt; denn daß man den jugendlichen Berichterstattern nicht in allen Fällen aufs Wort glauben darf, ist selbstverständlich. Daß dem Lehrer sich hierbei vielfach Gelegenheit bietet, pädagogische Zwecke zu fördern, ist unzweifelhaft. Daher wären volkskundliche Stoffe und Anregungen zu volkskundlichen Forschungen sehr geeignete Themen für Lehrerversammlungen. Die Lehrer sollen es auch vorzüglich sein, die durch Erhaltung schöner nationaler Sitten für die Pflege der Heimat- und Vaterlandsliebe sorgen. Neben den Lehrern kommen als Sammler und Gewährsmänner volkskundlicher Materialien auch Pfarrer und Landärzte in Betracht; von ihnen wird man manches erfahren, was man aus anderen Quellen nicht herausbekommt. In welcher Weise Sammlungen eingeleitet werden können, ist bereits erwähnt worden. Hier sei nur für Anfänger noch bemerkt, daß

man bei sämtlichen schriftlichen Aufzeichnungen das Papier nur von einer Seite beschreiben soll und dazu auch seine Mitarbeiter veranlasse. Dies erleichtert überaus das Ordnen des Stoffes. Man braucht dann nur die einzelnen Blätter zu zerschneiden, um das Zusammengehörige in passender Reihenfolge aneinander zu reihen. Das ist höchst wichtig, wenn man bedenkt, daß man mitunter Tausende von Nachrichten zu ordnen hat, damit ein lesbarer Bericht daraus entstehe.

Bisher haben wir vor allem das Sammeln mündlicher Überlieferung vor Augen gehabt. Es ist dies der ältere, schon durch Grimms umfassende Tätigkeit geförderte Zweig unserer Wissenschaft. Später erst hat das aufstrebende Interesse für Kunstgeschichte und Kunstgewerbe sowie die zur Kenntnis der Naturvölker angelegten Sammlungen die Blicke auch auf die materielle Kultur unseres Volkes gelenkt. Seither geht Hand in Hand mit der Erforschung des geistigen Volkseigentums die Feststellung der materiellen Zustände und Errungenschaften. Haus und Hof, Tracht und Hausrat, Wirtschaft und Hausgewerbe, Ornamente und Muster u. s. w. werden nun ebenso eifrig gesammelt, studiert und verglichen, wie früher etwa Mythen und Liedertexte. Bei diesen Studien muß der Forscher an die Herstellung von Zeichenskizzen, Photographien u. dgl. gehen. Ein kleines Bild von einem Gegenstande ist oft wertvoller als eine ausführliche Beschreibung. Der Volksforscher wird daher stets auf seinen Wanderungen den nötigen Zeichenbedarf mit sich führen. Ein photographischer Apparat muß sein beständiger Begleiter sein; eine schlechte Photographie ist für den Ethnographen häufig wertvoller als eine gelungene Zeichnung, denn bei dieser übersieht man so manches, was die Platte ohne unser Zutun festhält. Für gewöhnlich wird ein Apparat für Platten von 9×12 *cm* genügen; große Platten beschweren allzusehr das Gepäck. Unentbehrlich ist die Kenntnis des Zeichnens und Photographierens für denjenigen, der sich mit der Hausbauforschung beschäftigt. Für diesen Zweck muß man auch stets einen Maßstab oder ein Maßband und einen Kompaß zur Hand haben. Von großem Werte ist es, wenn man neben dem Schwarzstift auch Buntstifte mitführt; durch Anwendung derselben kann in komplizierten Entwürfen größere Übersichtlichkeit geschaffen werden: man denke z. B. an die Skizzierung eines Webstuhls mit seinen zahlreichen Bestandteilen.

Von hohem Werte für das Studium der materiellen Kultur wird es stets sein, gewisse Objekte geradezu zu gewinnen. Dies ist z. B. unentbehrlich bei allerlei Erzeugnissen des Kunstfleißes, z. B. Schnitzereien, kleineren Metallarbeiten, Stickereien u. dgl. Bei letzteren kommt es überdies auf die Farbengebung an; solche bei einem Nachzeichnen an Ort und Stelle mit Farben herstellen zu wollen, wäre zu mühsam und zeitraubend, oft auch undurchführbar. Da ist es am besten, wenn man den Gegenstand selbst erstehen kann oder zu mindestens ein Bruchteil des Musters auf einen Lappen Stoff herstellen läßt. Stets wird man bei diesen Studien darauf bedacht sein müssen, daß in der Regel nur Durchschnittsobjekte maßgebend sind. Auf diese ist also das Hauptgewicht zu legen. Besonders schlechte, ärmliche Objekte sind ebenso als Abweichungen zu kennzeichnen als außerordentlich entwickelte, vereinzelter Kunstfertigkeit entsprungene.

In dieser Hinsicht werden wohleingerichtete Museen für die Volkskunde ebenso wie für andere Wissenschaften das höchste Ideal bleiben. Der Einzelne vermag wenig zu sammeln; das eingehende Studium vieler Objekte ist an Ort und Stelle schwer, oft unmöglich. Daher werden Museen stets dem Spezialforscher wertvoll sein. Geradezu unentbehrlich sind sie für jeden, der vergleichende Studien betreibt; denn nur in einem großen und reichen Museum kann man verwandte Objekte derselben Art aus den verschiedensten Gegenden und von verschiedenen Völkern mit Muße nebeneinander studieren. In dieser Hinsicht ist besonders Bastian ein beredter Wortführer dieser Institute gewesen; man vergleiche darüber insbesondere die oft zitierte Schrift „Die Vorgeschichte der Ethnologie", wo man zahlreiche Mitteilungen über die Anfänge und Entwicklung der völkerkundlichen Museen findet. Gegenwärtig besteht eine lange Reihe von trefflichen Anstalten dieser Art, so in Stockholm, Christiania, Kopenhagen, Leyden, Berlin, Leipzig, München, Nürnberg, Basel, Wien, Prag, Salzburg, Graz und an vielen anderen Orten. Da für volkskundliche Objekte geschlossene beschränkte Räume nicht genügen, so hat man auch mit der Errichtung von „Freiluftmuseen" begonnen. So gehört die Errichtung des Freiluftmuseums „Skansen", eines Teiles des „Nordiska museum" in Stockholm, zu den großartigsten Schöpfungen des in der Museumswelt unvergeßlichen Schweden Artur Hazelius. Dieses erste volkskundlich-kulturhistorische Freiluftmuseum ist im Jahre 1891 errichtet worden und umfaßt jetzt 284.356 m^2. Es stellt ein typisches Stück skandinavischer Erde vor und wird oft mit dem Wiener Prater verglichen. „In dieser Freiluftabteilung hat man Gegenstände von der Art, die nicht gut innerhalb der Wände eines Museumgebäudes ausgestellt werden können, wie Gebäude, Ackergeräte u. dgl. untergebracht. Der ethnographisch-kulturhistorischen Abteilung wurde nachher eine naturwissenschaftliche beigefügt, welche das Tier- und Pflanzenleben sowie das Mineralreich umfaßt. Der Zweck ‚Skansens' ist, ein lebendes Museum zu sein. Es will das Volksleben alter schwedischer Zeit zeigen, und man kann dort alte Volkstänze tanzen sehen, Volkslieder und Gesänge in ihren Mundarten ausführen hören und malerische Trachten in Augenschein nehmen. Mit der typischen Natur, den Glockentürmen und kleinen Häusern mit ihren Einwohnern in Nationalkostümen, den Lappländern mit ihren Schlitten und Renntieren hat man ein Bild vom alten Schweden in Miniatur. Hazelius hat seinem Volke manche gute Lehre durch ‚Skansen' gegeben. Er zeigt dort, wie einfach seine Vorfahren lebten und wie sie den unerhörten Luxus unserer Tage entbehren konnten. Durch die auf ‚Skansen' angeordneten nationalen Feierlichkeiten und Zerstreuungen hat er das Volk gelehrt, edle und gesunde Vergnügungen zu suchen. So ist ‚Skansen' der Lieblingsplatz und der Stolz der Stockholmer geworden, und die Fremden, welche ‚Skansen' besuchen, haben nicht Worte genug, um ihre Bewunderung über das eigenartige Freiluftmuseum auszudrücken. Hier war es, wo Artur Hazelius seinen letzten Seufzer aushauchte (1901), und hier hat er seine letzte Ruhestätte erhalten." (Mitteil. d. Anthropol. Gesellschaft, Bd. XXX, S. 199 f.) Möchte doch das Beispiel dieses Mannes bald auch anderwärts, und insbesondere in Österreich Nachahmung finden, dessen zahlreiche Völker mit

ihrer reichen Fülle von Volkseigentümlichkeiten überreiches Material für ein derartiges Unternehmen böten! Unstreitig würde der Prater in Wien durch ein solches Freiluftmuseum, welches das volkstümliche Leben Österreichs in seiner reichen Mannigfaltigkeit darzustellen hätte, eine der größten Sehenswürdigkeiten der Welt gewinnen; ein derartiges Unternehmen würde unstreitig dankbarer und der Kaiserstadt würdiger sein, als manches lockere moderne Etablissement, das der Prater beherbergt. Vorübergehend sind auf Ausstellungen wiederholt schon ähnliche Freiluftmuseen errichtet worden. In großem Maßstabe geschah dies z. B. auch auf der Milleniumsausstellung in Budapest, worüber man J. R. Bünker, „Das ethnographische Dorf der ungarischen Milleniumsausstellung" (Mitteil. d. Anthrop. Gesellschaft, Bd. XXXVII, S. 86 ff.) und die „Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn", Band IV, vergleichen mag. Hier mögen nur folgende Bemerkungen Bünkers über den Zweck und die Einrichtung dieses dankenswerten Unternehmens Platz finden: „Die Aufgabe des Dorfes bestand darin, sowohl den einheimischen als auch den ausländischen Besuchern der Ausstellung Einblick in die Ethnographie der in Ungarn lebenden verschiedenen Volksstämme zu bieten, soweit einerseits das Bauernhaus mit allem, was zu demselben gehört, die Lebens- und Wohnverhältnisse, anderseits die Nachbildung der Bewohner durch gute Figurinen, die Vorführung typischer Gestalten aus den einzelnen Volksstämmen und deren Tracht im Stande sind, wesentliche Teile des Volkslebens zur Anschauung zu bringen. Typische Gestalten aus dem Volke derjenigen Gegenden, aus denen die jeweiligen Häuser stammten, waren den Häusern übrigens noch beigegeben in einzelnen Personen, den „Hütern" der Häuser, denen es oblag, die Häuser zu bewachen und den Besuchern erbetene Auskünfte zu erteilen. Mehrere dieser Hüter hatten ihre Frauen bei sich, einer derselben seine ganze Familie. Da alle Personen in der Tracht ihres Dorfes gekleidet waren, bildeten sie, wie die Figurinen, treue Trachtenbilder ihrer Gegend. Dem Forscher waren sie überdies eine wahre Fundgrube ethnographischen Materials. Die Aufgabe, in den Häusern, besonders dem Hausforscher treue Typen aus den einzelnen Gegenden Ungarns vorzuführen, wurde durch die Ausstellungsdirektion in anerkennenswerter Weise dadurch gelöst, daß sie tüchtige Ethnographen in die verschiedenen Teile des Landes aussandte, welche die nötigen Studien an Ort und Stelle vorzunehmen und von den typischen Häusern einer Gegend eines auszuwählen hatten, das geeignet war, dem im ethnographischen Dorfe der Ausstellung zu errichtenden Hause als Muster zu dienen. Das betreffende Haus wurde dann in der Regel von Organen der königlichen Staatsbauämter aufgenommen und nach deren Plänen ein gleiches im Territorium des ethnographischen Dorfes zumeist auf Kosten des Komitats, in dem das Original stand, erbaut. So entstanden denn im Dorfe 24 Bauernhäuser, Nachahmungen ebenso vieler typischer Originale aus den verschiedensten Gegenden des Landes, durch welche die Bauernhäuser fast aller in Ungarn wohnenden Volksstämme vertreten waren."

Wir wenden uns nun der eingehenden Besprechung dessen zu, was gesammelt werden soll. Es ist selbstverständlich, daß hier kein, einem be-

stimmten Forschungsgebiet angepaßter Fragebogen mitgeteilt werden wird, sondern ganz allgemein gehaltene Andeutungen und Anregungen geboten werden sollen. Bei dem beschränkten Raume, der zur Verfügung steht, können auch nur die wichtigsten Momente berührt werden; viele andere Fragen werden sich dem Forschenden von selbst ergeben, wenn er ihnen nur nicht aus dem Wege geht.

1. Das Kind. Volksglaube, der sich auf die Zeugung und das Kind im Mutterleibe bezieht (Verschauen; Anzeichen, ob ein männliches oder weibliches Kind geboren würde; was hat die Mutter zu beachten, damit das Kind gesund und wohlbehalten zur Welt komme u. s. w.). Gebräuche bei der Geburt, Anerkennung der Vaterschaft. Wie schützt man das Kind gegen böse Blicke und gegen Hexen? Kann das Kind von bösen Geistern umgetauscht werden (Wechselbalg)? Was tut man gegen Schlaflosigkeit der Kinder? Was ist über die Wöchnerin besonders zu bemerken? Ist sie unrein; wie lange; wie wird die Reinigung vollzogen? Taufe und Gebräuche bei derselben; Pflichten der Taufpaten; wann und womit beschenken sie den Täufling? Schicksal ungetauft verstorbener Kinder. Säugt die Mutter selbst das Kind? Kinderkrankheiten und Kindersterblichkeit. Aussetzen von Kindern. Besondere Bemerkungen über uneheliche Kinder. Wiegenlieder, Kinderreime und Kinderspiele. Verhältnis des Kindes zur Schule. Abschluß des Kindesalters; besondere Gebräuche hierbei. Man vergl. besonders H. Ploß, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker, 2 Bände (in 2. Aufl.), sowie den von demselben verfaßten Fragebogen (Umschlag des „Am Urquell“, Bd. IV); ferner R. Temesváry, Volksbräuche und Aberglauben in der Geburtshilfe und der Pflege des Neugeborenen in Ungarn.“

2. Bursche und Mädchen. Ihr Verhältnis zu einander. Tanz, Spiele, Lieder; Zusammenkünfte in Stuben und im Freien, Vereine. Wann sind sie heiratsfähig; wie heißen die Heiratsfähigen; wodurch zeichnen sie sich in ihrer Tracht aus? Liebesorakel und Liebeszauber. Wie steht es um die Sittlichkeit? Womit entschuldigt man Verstöße gegen dieselbe; bis zu welchem Maße und bei welchen besonderen Gelegenheiten läßt man sie angehen; wann schreitet man gegen dieselbe ein und worin besteht die Strafe? Anteil an der Wirtschaft. Der Bursch als Soldat.

3. Werbung und Hochzeit. Ist die Wahl frei oder von den Eltern beeinflußt? Wie findet die Werbung statt; in welchen Jahreszeiten; wann werden die Hochzeiten abgehalten; welche Tage gelten hierfür als besonders glücksbringend? Woraus besteht die Aussteuer? Gibt es Pflichtgeschenke, die besonders zwischen den beiderseitigen Anverwandten ausgetauscht werden? Besteht noch eine Art von Loskauf der Braut? Wann wird ein Ehegelöbnis rückgängig gemacht; was geschieht dann? Beschreibung der Hochzeit; welche Vorbereitungen werden getroffen; wer wird eingeladen und wie geschieht die Ladung; welche sind die Hauptpersonen; welche Geschenke bringen dieselben? Wieviel Tage währt die Hochzeit; was geschieht an jedem einzelnen Tage? Orakel über das künftige Schicksal der Ehe; Zauber, um sich die Herrschaft im Ehestande und die Treue des

Ehegemahls zu sichern, um eine bestimmte Zeit kinderlos zu bleiben u. dgl.; Zauber bösgesinnter Feinde, um die Ehe unfruchtbar und unglücklich zu machen. Form des Vollzugs der Ehe (vergl. *Κρυπτάδια*, VI. S. 220 f., wo daraus auf die ursprüngliche Art der Eheschließung [Raubehe] Schlüsse gezogen werden). Wird die Jungfräulichkeit der Braut festgestellt; wird das Ergebnis kundgetan? Was geschieht, wenn die Braut nicht jungfräulich befunden wurde, ohne daß der Bräutigam an diesem Umstande mitverschuldet ist? Nachfeier der Hochzeit. Reinigungsgebet in der Kirche.

4. Mann und Weib. Familie. Eheliche Verhältnisse; Geschlechtsleben; wann gilt das Weib als unrein; Zeugung; Abtreibung der Leibesfrucht; Sittlichkeitsverhältnisse; Ehebruch und Strafe desselben. Was ist zwischen Mann und Weib gemeinsames Eigentum, was separates? Welche Pflichten und Arbeiten liegen beiden ob? Was geschieht mit dem erheirateten Gute, wenn die Ehe kinderlos bleibt oder eine Ehehälfte mit dem Tode abgeht? — Werden Kinder adoptiert; in welcher Form geschieht dies und in welchem Verhältnisse stehen sie? Rechtsverhältnis unehelicher Kinder. Ist es üblich, daß mehrere verwandte Familien zusammen wohnen (Hauskommunion); bestand dieses Verhältnis früher; was deutet darauf hin? — Wie, auf welche Zeit, zu welchen Terminen, um welchen Lohn werden die Diener (männliche und weibliche) angenommen? Arten derselben; Gewohnheitsrechte der Diener; Kündigung; unentgeltliches Dienen über das Jahr hinaus. Werden die Diener zur Familie gezählt? Versorgung alter, treuer Diener. Man vergleiche H. Ploß, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. 7. Auflage, bearbeitet von M. Bartels. 2 Bände, und desselben Fragebogen (Umschlag der Zeitschrift „Am Urquell“, Bd. IV). M. v. Żmigrodzki, Die Mutter bei den Völkern arischen Stammes. Eine anthropologisch-historische Skizze (München 1886). Th. Achelis, Die Entwicklung der Ehe (Berlin 1893). E. Westermarck, Geschichte der menschlichen Ehe. Deutsche Ausgabe (Jena 1893). Vergl. auch O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte, IV. Abhandlung (Jena 1890). Orientierende Bemerkungen über die slavische Hauskommunion und die neuere Literatur über dieselbe findet man im „Globus“, Bd. LXXVIII, S. 242 f.

5. Der Tod und die Leichenfeier. Vorzeichen des Todes. Was geschieht bei und nach dem Tode mit der Seele? Welche Gebräuche stehen mit dem betreffenden Volksglauben im Zusammenhange? Wo und wie macht man den Sarg? Wie gibt man Nachricht vom eingetretenen Tode; stellt oder hängt man etwas zu diesem Zwecke vor dem Hause auf? Wie geschieht die Aufbahrung eines Erwachsenen, wie die eines Kindes? Totenwache und Unterhaltung bei derselben. Gebräuche beim Fortschaffen des Sarges aus dem Hause. Werden Klageweiber oder dergleichen gemietet? Wie lauten die Klagelieder nach Stand und Alter des Verstorbenen? Was gibt man dem Toten mit in den Sarg, ins Grab? Auf welche Weise findet die Beförderung des Leichnams vom Hause zum Friedhofe statt? Wer besorgt die Geschäfte des Totengräbers? Wie wird das Grab bereitet? Was stellt oder pflanzt man aufs Grab? Womit werden die Armen für das Seelenheil des Toten beschenkt? Wird ein Leichenmahl gehalten? Wann

kommt man an den Gräbern sonst zusammen und welche Gebräuche werden dabei beobachtet? — Was erzählt man von der Fahrt der Seele ins Jenseits, vom Himmel, von der Hölle? Kehrt die Seele zuweilen in das Haus zurück, das ihr Körper bewohnt hatte? Was geschieht mit den Seelen ungetaufter Kinder, Selbstmörder u. s. w.? Einen Fragebogen über Totengebräuche findet man auch in „Am Urquell“, Bd. IV (Umschlag). Die besonders interessante Frage über die Verbreitung der Totenbretter behandelt W. Hein in den „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft“ (Wien), Bd. XXI und XXVI, wozu auch seine Bemerkungen über die verwandten Arbeiten von Gusinde, Eysen und Halm zu vergleichen sind (dieselben „Mitteilungen“, Bd. XXX, S. 156 f.).

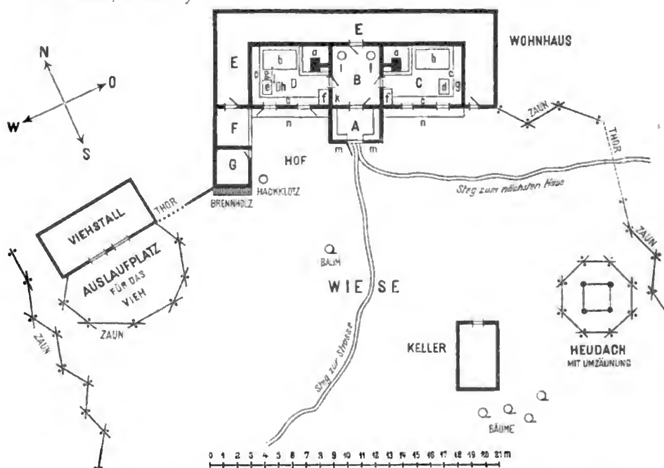


Fig. 1. Grundriß eines großen huzulischen Gehöftes in Kosmacz (Galizien, Bezirk Kossów). *A* Gang, *B* Vorhaus, *C* und *D* Stube, *EE* Winterstallungen und Aufbewahrungsort für allerlei Fässer und Geräte, *F* überdeckter Raum, gegen den Hof ganz offen, *G* ein kleiner Stall, *aa* Ofen, *bb* Bettgestelle, *cccc* feststehende Bänke, *d* Kiste, *e* Tisch, *ff* Geschirrkasten, bei *g* hängt an der Wand ein Wandbrett und neben demselben Bilder, ein Dreilicht, Töpfchen, Blumen, Handschuhe u. dgl., *h* eine tragbare Bank, *ii* zwei Stühle, bei *k* der Hackenbälter, *ll* große Fässer, bei *mm* sind Eisenringe befestigt, an denen die Reitpferde angebunden werden, *nn* Vorbänke beim Hause. Die Stube links hat Fensterläden. Man vergleiche die folgende Figur, welche den in demselben Maßstabe gefertigten Grundriß des Nachbarhauses zeigt, zu dem der nach rechts ziehende Steg führt und das einem armen Manne gehört.

6. Haus und Hof. Beschreibung des Hauses und der Nebengebäude nach Lage, Bauart und Einrichtung. Ist in der Lage und Anordnung der

Häuser und ihrer Nebengebäude irgend eine Regelmäßigkeit zu bemerken? Welche sind die typischen Formen der Gebäude? Welche Abweichungen finden aus besonderen Umständen statt? Welcher Unterschied besteht z. B. zwischen dem Hause des Armen und des Reichen; zwischen dem Gehöfte im Tal und am Berg; zwischen älteren und jüngeren Gebäuden? Zur klaren Verdeutlichung der Unterschiede sind Pläne dieser verschiedenen Gebäudearten in demselben Maßstabe nebeneinander zu stellen (man vergl. Fig. 1 und 2). Aus welchen Materialien werden die Häuser und ihre einzelnen Teile errichtet? Wer ist beim Bau beschäftigt? Es sind ungefähr nach den beigegebenen Mustern Situationspläne und Grundrisse der Häuser anzufertigen, ebenso Gesamtansichten und Abbildungen einzelner Teile (Inneres der Stube, Ofenanlage, Tore, Türen u. s. w.). Einrichtungsgegenstände, Wirtschaftsgeräte u. dgl. sind in Wort und Bild zu beschreiben. In der Regel wird man für jedes Haus den Situationsplan und den Grundriß besonders zeichnen, hieran die Gesamtansicht (eventuell mehrere von verschiedenen

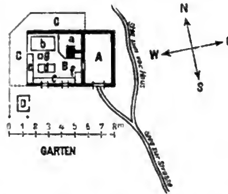


Fig. 2. Grundriß eines kleinen huzulischen Hauses in Kosmacz. *A* Vorhaus, zugleich Kammer, *B* Stube, *CC* kleine Stallungen, *D* Schweineställchen, *a* Ofen, *b* Bettgestell, *cc* feststehende Bänke, *d* kleiner Webstuhl (ist dieser nicht in Verwendung, so steht hier der Tisch), *f* Geschirrkasten, *g* tragbare Bank. Man vergleiche den in demselben Maßstab angefertigten Grundriß des reichen Nachbarhauses (Fig. 1); zu diesem führt der in unserem Grundriß verzeichnete „Steg zum vorigen Hause".

Standorten) reihen, endlich die Kleinzeichnungen, am besten zu Tafeln vereint, folgen lassen. Die Beschreibung der Pläne und die Erklärung der anderen Abbildungen bringt man am besten sofort bei den Figuren an. Bei den Plänen darf an den Maßstab und die Windrose nicht vergessen werden. Ein Beispiel, was etwa für ein Haus geboten werden müßte, geben die Fig. 3 bis 59. Daß man bei schlichten Bauernhäusern auch den Situationsplan mit dem Grundriß ganz gut verbinden und überdies noch die Stellung der einzelnen Einrichtungsstücke kennzeichnen kann, zeigen die Fig. 1 und 2, welche trotz ihres kleinen Maßstabes alles Wünschenswerte mit genügender Deutlichkeit bieten. — Gebräuche beim Bau des Hauses. Wie prüft man den Bauplatz, ob er glücklich oder unglücklich sei? Glückliche oder unglückliche Vorzeichen beim Baue. Durch welche Mittel versucht man die glückliche Vollendung des Baues zu sichern und welche werden angewendet, um den Bewohnern des Hauses stets Wohlergehen zu verschaffen? Werden die Arbeiter bewirtet; fürchtet man vor deren Fluche; was wird unter die Grundhölzer, die Grund-

steine gelegt? Muß der Bauherr nicht, auch wenn er sonst beim Bau nicht mitarbeitet, gewisse Schläge oder dergleichen ausführen? Gebräuche beim Einziehen in das neue Haus; womit beschenken Nachbarn und Verwandte bei dieser Gelegenheit die Hausleute? — Wieviel Bewohner leben durchschnittlich in einem Hause? Welche besonderen Vorteile und welche Nachteile bietet der gebräuchliche Haustypus den Bewohnern? Wo wohnt der jungverheiratete Sohn (Tochter); wo die Eltern, wenn sie die Wirtschaft an die Kinder übergeben haben? — Beschreibung von Häusern, die zu besonderen

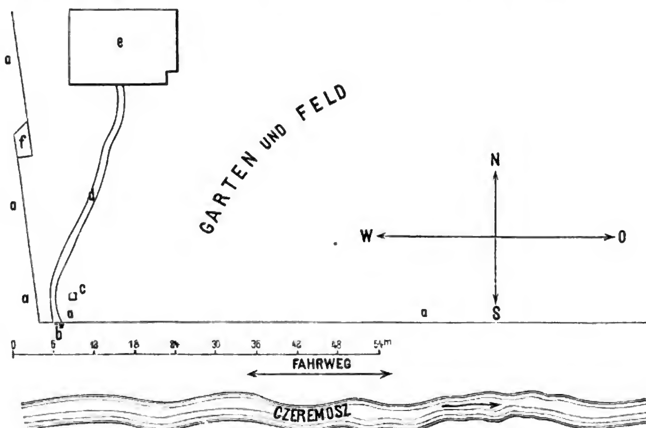


Fig. 3. Situationsplan eines mittelgroßen huzulischen Gehöftes in Uścieryki am Czeremoszflusse (Galizien). *aaaa* Zaun aus Holzstangen (vgl. Fig. 17); derselbe läßt sich an jeder beliebigen Stelle leicht auseinandernehmen, um mit dem Wagen hereinfahren oder Vieh durchtreiben zu können. *b* Durchlaßtor aus Stangen, die in den Torsäulen verschiebbar angebracht sind; diese letzteren sind zum Schutze gegen die Feuchtigkeit oben mit Setinplatten bedeckt; die oberste verschiebbare Stange ist gewöhnlich herabgenommen, damit Fußgeher das Tor übersteigen können; zu diesem Zwecke liegt neben demselben auch ein Stein (vgl. Fig. 18). *c* Brunnen. *d* Steg zum Hause. *e* Haus (vergleiche die folgenden Figuren). *f* Schweinestall.

Zwecken errichtet werden oder zu gemeinsamer Benutzung der Dorfbewohner dienen. — Hierher gehört auch die Beschreibung von Wirtschaftsgebäuden, Dörrhütten, Backofenhütten, Schutzhütten, Brunnen, Kellern, Zäunen, Brücken u. s. w. — Es genügt, hier auf die zahlreichen Arbeiten in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien zu verweisen; in denselben wird man die besten Belehrungen über alle Teile der Hausforschung finden. Außerdem sei vor allem genannt: H. Lutsch, Neuere Veröffentlichungen über das Bauernhaus in Deutschland, Österreich-Ungarn

und der Schweiz (Berlin 1897) und dazu die Bemerkungen von G. Bancalari in Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft, Bd. XXVII, S. 237 f. Vergleiche auch ebenda Bd. XXXI, S. 71 ff. Über die vom Verbande deutscher Architekten und dem Ingenieurvereine eingeleiteten umfassenden Hausforschungen in Deutschland, Österreich und der Schweiz siehe Zeitschrift für österreichische Volkskunde, II, 114 ff.; III, S. 93; V, S. 23; VI, 86 f.; VII, S. 128; VIII, S. 198 f.; P. Rowald, Brauch, Spruch

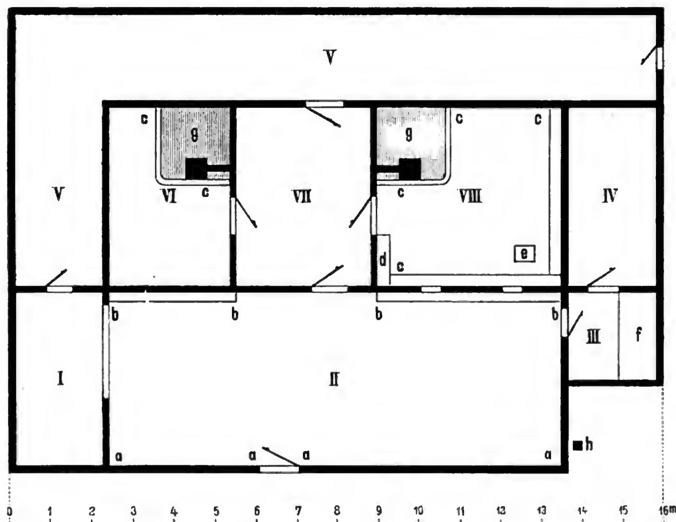


Fig. 4. Grundriß des Hauses von Fig. 3. I Holzschuppen. II Vorhof. III Vorkammer. IV Kammer. V Stallungen. VI Kleine Stube. VII Vorhaus. VIII Große Stube. *aaaa* Balkenverhau des Vorhofes. *bbbb* Vorbänke beim Hause. *cc* Bänke. *d* Geschirrkasten. *e* Tisch. *f* Bett für den Sommer. *g* Öfen. *h* Hund.

und Lied der Bauleute, Hannover 1892. Bei der Feststellung von typischen Hausformen hüte man sich vor übereilten Schlüssen. Von Interesse sind die Ausführungen von A. Grund in seinem neuen Werke „Die Veränderung der Topographie im Wiener Walde und Wiener Becken" (Leipzig 1901), S. 84 ff.

7. Das Dorf. Dorfanlage und Dorfteile. Sagen über die Entstehung und den Namen des Dorfes, sowie einzelner Teile. Was ist allen Dorf-

bewohnern gemeinsames Gut, was bewirtschaften sie gemeinsam? Wie bezeichnet man die Grenzen; welche Gebräuche sind üblich, um Abmarkungen frisch im Gedächtnis zu erhalten; welche Strafen sind auf Grenzüberschreitungen

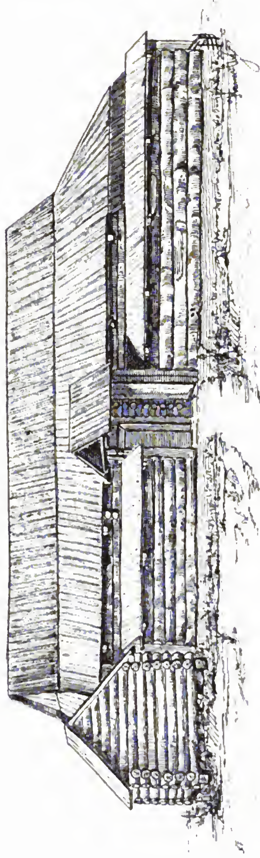


Fig. 5. Das Haus von Fig. 4 von der längs des Czeremoszflusses führenden Straße gesehen. Das eigentliche Haus ist zum großen Teile durch den Verhau des Vorhofes gedeckt; durch das offene Tor desselben sieht man die Haustür. Alle Wände des Hauses und der Kammern sind aus starken unbehauenen Nadelholzstämmen gefügt (vgl. Fig. 7 und 8). Als Deckmaterial dienen aus astlosem Stammholz gespaltene lange Brettchen. Weitere Kleinzeichnungen zur Verdeutlichung des Hausbaues und seiner Einrichtung bieten die Fig. 9 bis 59.

gesetzt und wie werden im Jenseits die Schuldigen dafür gestraft? — Wer sind die Hauptpersonen in einem Dorfe und worin besteht ihr Einfluß? Wer genießt besonderes Ansehen? Geselliges Leben im Dorfe. Sprüche

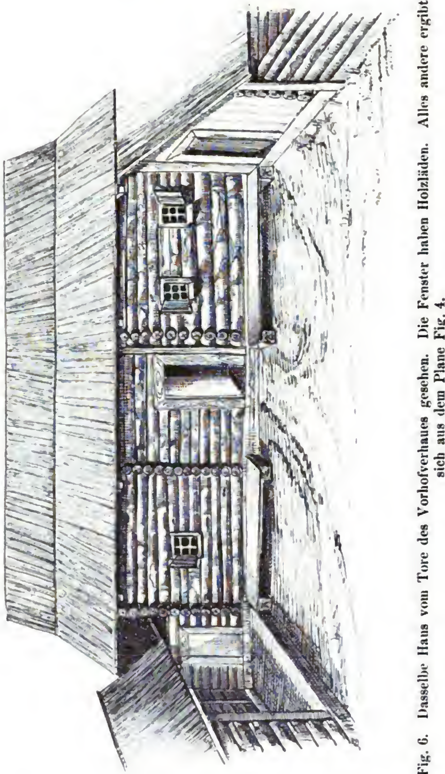


Fig. 6. Dasselbe Haus vom Tore des Vorhofverhaues gesehen. Die Fenster haben Holzläden. Alles andere ergibt sich aus dem Plane Fig. 4.

über die Würdenträger im Dorfe, über die Nachbarn u. dgl. Bestehen zwischen Nachbarn besondere gewohnheitsrechtliche Verpflichtungen, besonders bei Kauf und Verkauf, dringender Arbeit u. s. w. — Zur Flurforschung

Abbildungen zum huzulischen Hausbau und Hausrat.

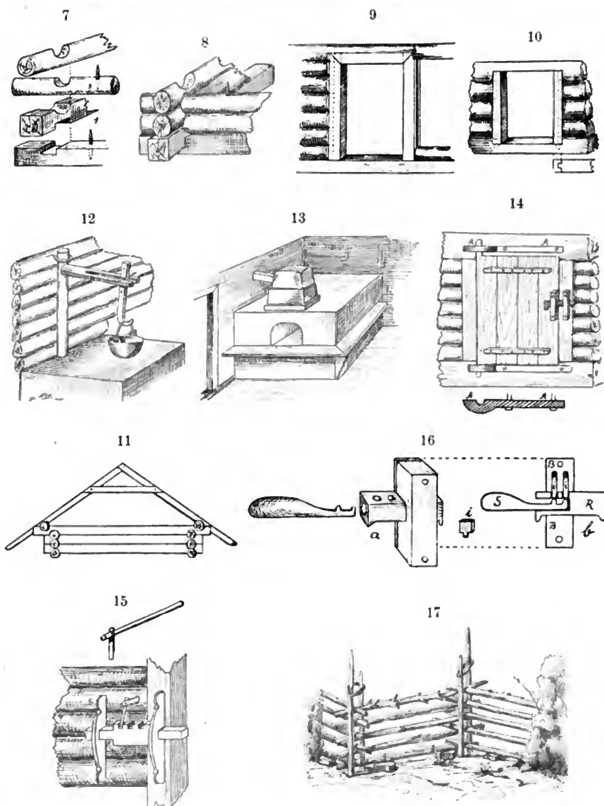


Fig. 7—17. 7 und 8 Verzapfung beim Rundholzbau. 9 Türstock. 10 Fensterstock. 11 Dachstuhlkonstruktion. 12 Kesselhälter. 13 Heiz-, Koch- und Backofen. 14 Haustür mit Holzbändern und Holzriegel. 15 Einfaches offenes Holzschloß. 16 „Blindes“ Holzschloß (*a* Ansicht, *b* Durchschnitt): *B* Schloßbalken, *S* Schlüssel, mit dem die Fallhölzchen *ii* gehoben werden, welche den Riegel *R* festhalten. 17 Zaun.

Abbildungen zum huzulischen Hausbau und Hausrat.

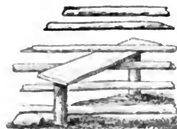
18



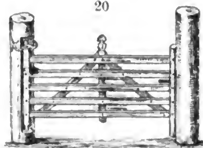
21



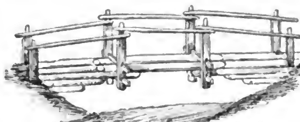
19



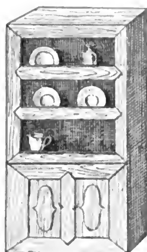
20



22



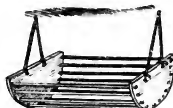
23



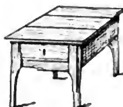
24



26



25



27



28



29



30



31



32



Fig. 18—32. 18 Tor (Durchlaß), zum Übersteigen eingerichtet. 19 Andere Vorrichtung (Bänkchen) zum Übersteigen des Zaunes. 20 Tor mit Holzverangelung und Holzriegel. 21 Torriegel (*RR*). 22 Bachbrücke. 23 Geschirrkasten. 24 Bänkchen aus einem Stammholzstück. 25 Tisch. 26 Hängende Wiege. 27—30 Irdene Geschirre. 31 Gußeiserner Kessel am Dreifuß. 32 Gußeiserner Kessel mit Henkel (vgl. Fig. 12).

Abbildungen zum huzulischen Hausbau und Hausrat.

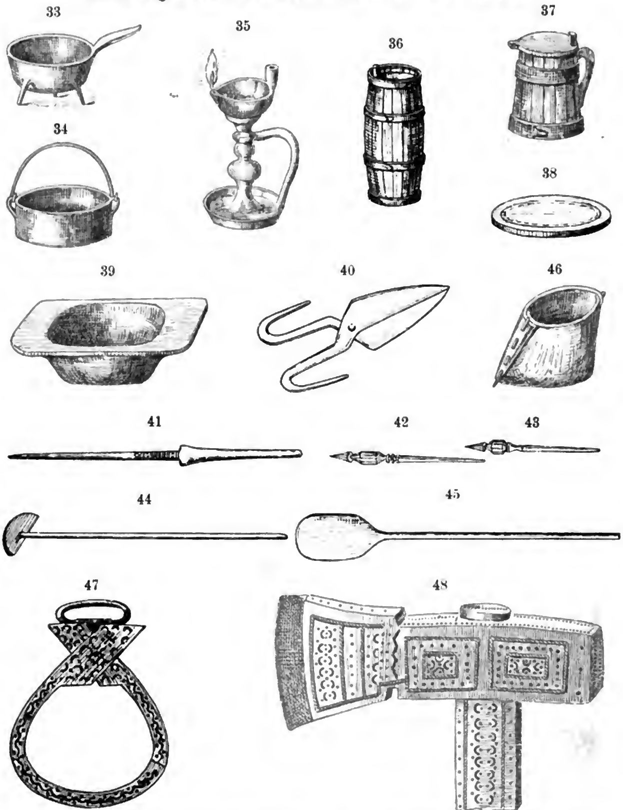


Fig. 33—48. 33 Dreifüßige gußeiserne Pfanne. 34 Blechkessel mit Henkel. 35 Irdene Leuchte (zugleich Leuchter für eine Kerze). 36 Milch- und Käsefaß. 37 Kännchen. 38 Hölzerner Unterlagsteller für die Kulesche (dicker Kukuruzbrei). 39 Teigtrog. 40 Schere. 41 Spinnrocken. 42 und 43 Spinnwirteln. 44 Ofenkrücke (Schürholz). 45 Ofen-(Brot-) Schaufel. 46 Körbchen aus Rinde. 47 Hölzerner Steigbügel mit Messingeinlagen. 48 Hackenförmiger hölzerner Gehstockgriff mit Messingzierat.

Abbildungen zum huzulischen Hausbau und Hausrat.

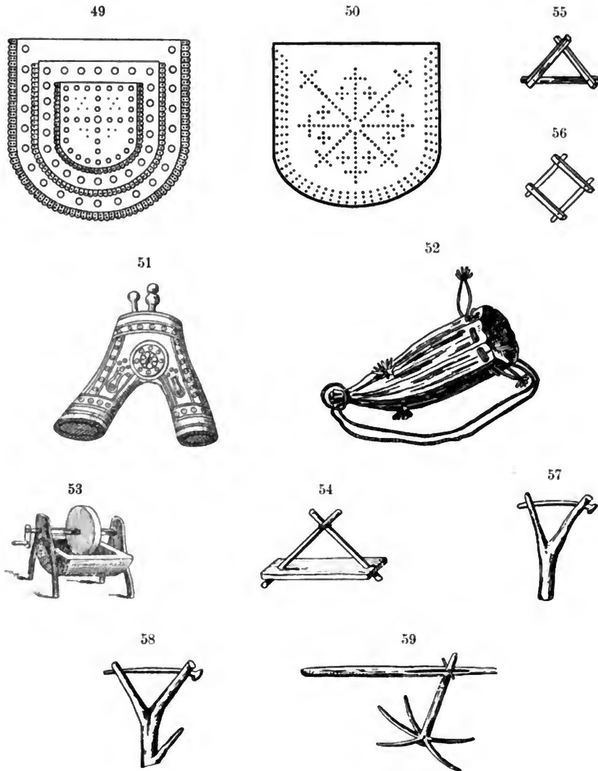


Fig. 49—59. 49 und 50 Deckel von ledernen Taschen mit Messingzieraten. 51 Pulverbehälter aus Hirschhorn. 52 Reisesack aus einer Rehhaut. 53 Schleifstein. 54 Joch (d. i. Vorrichtung, die das Durchschlüpfen durch Zäune oder deren Übersteigen verhindert) für Schweine. 55 und 56 Joche für Gänse. 57 und 58 Joche für Kühe. 59 Vorrichtung zum Herabtragen des Heues von den Berglehnen (das Heu wird auf das ankerförmige Holz gepackt und sodann die Stange über die Schulter geschwungen).

(Dorfanlage) vergl. man: A. Meitzen, Siedelungen und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slaven; derselbe, Die Flur Talheim als Beispiel der Dorfanlage und Feldeinteilung im Siebenbürger Sachsenland (Archiv des Vereins für Siebenbürger Landeskunde, 1897, 3. Heft); Th. v. Inama-Sternegg, Das Hofsystem im Mittelalter mit besonderer Beziehung auf deutsches Alpenland (1872; dazu die Besprechung von G. Hanssen, Göttinger Gelehrte Anzeigen, 1873, St. 24, S. 921 ff.); derselbe, Die Entwicklung der deutschen Alpendörfer (Raumers Historisches Taschenbuch, 1874, S. 99 ff.); derselbe, Interessante Formen der Flurverfassung in Österreich (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft, Bd. XXVI, Sitzungsbericht S. 53 ff.); derselbe, Spuren slavischer Flurverfassung im Lungau (ebenda Bd. XXIX, S. 61 ff.); W. Levec, Pettauer Studien. Untersuchungen zur alten Flurverfassung (ebenda Bd. XXVIII, S. 171 ff., und Bd. XXIX, S. 113 ff.); v. Andrian in seinem Jahresberichte ebenda Bd. XXX, Sitzungsberichte, S. 130 ff.; ferner J. R. Bünker, Typen von Dorffluren an der dreifachen Grenze von Niederösterreich, Ungarn und Steiermark (ebenda Bd. XXX, S. 110 ff.) und „Dorffluren am Millstätter See“ (ebenda Bd. XXXI, S. 13 ff.); schließlich Grund in seinem oben genannten Werke „Die Veränderung der Topographie im Wiener Walde“, S. 56 ff.

8. Rechtliche Anschauungen. Welche Vergehen und Verbrechen werden milder, welche strenger beurteilt, als das geltende Gesetz es vorschreibt? Wie wird dieses Verfahren begründet? Wie beurteilt man die Tötung eines schwangeren Weibes, Diebstahl am Gute eines Armen, Kirchenraub, wie Diebstahl aus Not, die Tötung eines zänkischen Weibes, eines Andersgläubigen, eines Feindes, eines Ehebrechers u. s. w.; wie urteilt man über Vergehen, die im Rausch begangen wurden? Wie wird gegen Verführer verfahren; welche Ehrenschande erleiden verführte Mädchen? Wie wird Abtreibung der Leibesfrucht, Weglegen von Kindern beurteilt; macht man dabei einen Unterschied, wenn die verschuldeten Eltern unehelich oder ehelich sind? Wie beurteilt man Taten, die in der Notwehr begangen wurden? Was erzählt man von Räubern u. s. w.? Welche Vorstellung hat das Volk von der Regierungsform, was erzählt es vom Herrscher, seinen Beamten, den Advokaten? Sprüche über dieselben. Wie faßt man den Meineid auf; welche Strafe trifft den Meineidigen im Jenseits; welches Mittel wendet man an, um dieser Strafe zu entgehen? Gebräuche beim An- und Verkauf; beim Testieren; Finderlohn.

9. Wirtschaft und Hausindustrie. Feld- und Gartenbau. Was wird gebaut? Welche Werkzeuge werden benutzt; wie wird der Acker bestellt? Gebräuche beim Säen; welche Zeit (Mondesphase) ist hierfür die günstigste; wie sucht man sich eine reiche Ernte zu sichern, sich vor Wetter und Hagelschlag zu schützen u. s. w.? — Erntegebräuche; ist es üblich, einen Teil der Früchte am Feld, am Baume zu belassen; zu welchem Zwecke geschieht dies; überläßt man etwas den Armen? — Viehzucht. Welche Haustiere werden gezüchtet? Sind hierbei Männer und Frauen beschäftigt? Wie teilen sie sich in die Arbeit? Ist die Wirtschaft rationell? Wann wird das Vieh auf die Almen getrieben;

welche Feierlichkeiten finden dabei statt; wird Feuer angezündet und das Vieh darüber getrieben. Milchwirtschaft und deren Erzeugnisse. Hirtenoberste; welche sind seine Rechte und Aufgaben? Wie wird der Anteil an den Erzeugnissen von gemeinsam geweideten Herden berechnet? Wann erfolgt der Abtrieb? Mittel bei Viehseuchen. Das Behexen der Kühe; Mittel dagegen; wann muß man das Vieh besonders gegen Hexen schützen? — Jagd, Waldarbeit, Fischerei, Bienenzucht u. s. w.; damit verbundener Volksglaube. — Die verschiedenen Zweige der Hausindustrie, Gewerbe u. dgl., Beschreibung des Betriebes, der Werkzeuge und der Erzeugnisse. Was wird für den Eigenbedarf, was für den Handel erzeugt? Überall sind die volkstümlichen technischen Ausdrücke beizufügen.

10. Volksglaube und Volksdichtung. Was erzählt das Volk von Gott und den Heiligen, von der Erschaffung und dem Untergange der Welt? Welche nichtkirchlichen Feiertage oder Feste hält es; unter welchem Vorwand oder zu welchem Zwecke geschieht dies; wann fallen diese Feste; weiß man nichts über ihren Ursprung; sind sie alt? Welche Gebräuche finden an den kirchlichen Festen statt? An welchen Festen wird Feuer im Freien angezündet; wann geschieht dies überhaupt, zu welchen Zwecken und unter welchen Gebräuchen? Spiele an den Festtagen; Lieder, welche hierbei gesungen werden. An welchen nicht gebotenen Feiertagen wird nicht gearbeitet? Was darf man an einzelnen Wochentagen nicht tun, ohne Unglück zu erleiden oder eine Sünde zu begehen? Welche Gebräuche finden in der Zeit von Weihnachten bis Dreikönige statt; wie heißt diese Zeit; was darf man in dieser Zeit nicht tun; welche Orakel finden in derselben statt? Namen der einzelnen Feste in der Volkssprache. Vorzeichen an den Feiertagen. Welche Gesinnung herrscht über den Priester? Werden kirchliche Zeremonien zu Zauberzwecken u. dgl. verwendet? Verhältnis zu Andersgläubigen. — Teufel und Gespenster. Ihr Aussehen, ihr Aufenthaltsort, wann und wo kommen sie zusammen, in welchen Gestalten, was treiben sie bei ihren Zusammenkünften? Wie verschreibt man sich dem Teufel? Wie schützt man sich vor ihm und dem Bösen überhaupt; durch kirchliche Mittel, durch Gegenzauber? Teufel- und Gespenstersagen. — Zauberer, Hexen, Kranken- und Wetterbeschwörer, Wahrsagen und Traumdeutung. Vergl. C. Kiesewetter, Die Geheimwissenschaften (2 Bände, Leipzig 1891/95); J. Hansen, Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hexenwahnes und der Hexenverfolgungen im Mittelalter (Bonn 1901); J. Kaufmann, Die Vorgeschichte der Zauber- und Hexenprozesse im Mittelalter (Neue Jahrb. f. klass. Altertumswissenschaft, Bd. VII); J. Diefenbach, Der Zauberglaube des XVI. Jahrhunderts, nach dem Katechismus von Dr. Martin Luther und des Pater Canisius (Mainz 1900); Graf Hoensbroech, Das Papsttum in seiner sozialkulturellen Wirksamkeit. I. Bd.: Inquisition, Aberglaube, Teufelsspuk und Hexenwesen (Leipzig 1900); Bartholomäus, Über Hexenprozesse (Zeitschr. f. d. gesamte Strafrechtswissenschaft, Bd. XXI); Schanz, Zauberei und Wahrsagerei. Ein religionsgeschichtliches und psychologisches Problem (Theol. Quartalschrift. Bd. LXXXIII, S. 1—45); W. Ruland, Steirische Hexenprozesse (Zeitschr. f. Kulturgeschichte, 2. Ergänzungsheft, S. 45—71; be-

handelt auch das Hexenwesen im allgemeinen; Andrian von Werburg, Über Wetterzauberei (Mitteil. der Wiener Anthropol. Gesellschaft, Bd. XXIV). — Himmelskörper und Himmelserscheinungen. Was erzählt das Volk von der Sonne? Was erzählt man vom Mond; wie erklärt man seine wechselnde Gestalt; darf man zur Zeit des Neumondes spinnen, weben u. s. w.; welchen Einfluß übt der Mond auf das Wachstum der Pflanzen; zu welcher Mondeszeit darf man säen, zu welcher nicht; Einfluß des Mondes auf den Menschen? Sterne, Sternbilder, Sternschnuppen, Morgen- und Abendstern, Kometen, Milchstraße; Finsternisse, weshalb entstehen sie und wodurch versucht man sie fernzuhalten (R. Lasch, Die Finsternisse in der Mythologie und im religiösen Brauch der Völker im „Archiv für Religionswissenschaft“, III, 1900). Blitz und Donner, Hagel; Wetterregeln und Wetterbeschwörung. — Tierwelt. Schöpfung einzelner Tiere; heilige, reine und unreine Tiere. Was erzählt man besonders von den ausgestorbenen Tieren? Welche Eigenschaften haben einzelne Tiere? Tiersprache. Welche dienen als Orakeltiere? (Vergl. L. Hopf, Tierorakel und Orakeltiere in alter und neuer Zeit, Stuttgart 1888.) Welche Tiere finden bei Zauberwerken, in der Volksheilkunde Verwendung? (Vgl. J. Jühling, Die Tiere in der deutschen Volksmedizin alter und neuer Zeit, Mittweida 1900.) Besteht ein Tierstrafrecht; wird ein Tier verfolgt, weil es als Sitz eines Zaubers, eines Gespenstes, des Bösen gilt? (Vgl. K. v. Amira, Tierstrafen und Tierprozesse. Mitteil. d. Inst. f. österr. Geschichtsforschung, Bd. XII, 1891.) — Pflanzen und Bäume. Was erzählt man vom Entstehen der einzelnen? Welche gelten als heilig, heil- und wunderwirkend? Welche Pflanze öffnet alle Schlösser? Welche Pflanzen darf man nicht ausreißen, welche Bäume nicht umhauen? Geschieht dies nicht, weil sie als besonders heilig gelten oder weil sie Sitze des Bösen sind? Welche Pflanzen werden in Sagen und Liedern erwähnt; welche sind besonders beliebt, so daß man sie beim Hause, am Friedhof pflanzt? Welches Holz darf nicht als Bauholz verwendet werden? Welches ist verflucht, weil aus ihm das Kreuz oder die Nägel gefertigt wurden, welche bei der Hinrichtung des Erlösers benutzt wurden? Darf man von einem fruchttragenden Baume alle Früchte abreißen? Wie teilt man die Früchte eines auf gemeinsamer Grenze stehenden Baumes? Ist der Wald und was im Walde wächst (auch das Wild) gemeinsames Eigentum oder sollte es nach Volksrecht wenigstens als gemeinsam gelten? Der Wald als Grenz- und Bannwald. Der Wald als Kultstätte. Was weist auf die alten Heiligtümer im Walde hin; Steinkreise, Opfersteine; der Gebrauch an Bäumen Heiligenbilder anzubringen u. s. w.; gute und böse Waldgeister. Oft hat sich der heidnische Gott in einen Teufel gewandelt, deshalb ist auch auf die Sagen über den Wald als Aufenthalt des Teufels zu achten (auch Hexe ist nach Weigands Erklärung, welche als die beste gilt, das Haag- [d. i. Wald-] Weib, hagazussun). In den Wald treibt man Krankheiten; über Wälder und Felsen läßt der Hagelbeschwörer das böse Wetter hingehen. (Vergl. M. Höfler, Wald- und Baumkult, München 1892; G. W. Gessmann, Die Pflanzen im Zauberglauben. Ein Katechismus der Zauberbotanik, mit einem Anhang über Pflanzensymbolik, Wien 1898; P. Spelter, Die Pflanzenwelt im Glauben und Leben unserer Vorfahren, Hamburg 1900.) — Sagen über Berge (vergl. F. v. Andrian, Der

Höhenkultus asiatischer und europäischer Völker, Wien 1891), über Höhlen, Quellen (vergl. K. Weinhold, Die Verehrung der Quellen in Deutschland, Berlin 1898, Abhandl. d. kgl. preuß. Akad. der Wissensch.), Schätze, Riesen, Zwerge, Vampyre, das Lebenswasser, das ganzmachende Wasser, die Pest und andere Krankheiten, das Unglück, biblische Personen, Heilige; Wald-, Feld- und Wassergeister u. s. w. — Sagen, Märchen, Lieder, Sprüche, Redensarten (bei diesen soll stets auch die Veranlassung, die Art der Anwendung mitgeteilt werden), Rätsel, Schwänke, Anekdoten, Haus- und sonstige Aufschriften u. s. w. Auf die zahlreichen, diese verschiedenen Formen der Volksüberlieferung und Volksdichtung betreffenden Fragen kann hier nicht näher eingegangen werden. Nur bezüglich der Märchen, Schwänke und ähnlicher Erzählungen sei daran erinnert, daß die Frage nach ihrem Ursprung, ihrer Herkunft sehr interessant, freilich auch überaus schwierig ist. Bekannt ist, daß Th. Benfey in der Einleitung zu seiner Pantschatantra (1859) ausführlich für die Verbreitung dieser Stoffe aus Indien nach dem Westen eingetreten ist. Außer anderen gegen diese Anschauung gerichteten Schriften ist einzusehen: „The earliest English version of the Fables of Bidpai. ‚The Morall Philosophie of Doni‘ by Sir Thomas North . . . editedand induced by J. Jacobs“ (1888). Ferner vergleiche man dazu die schönen Aufsätze von G. Meyer in „Essays und Studien“, I, S. 163 ff., und den Aufsatz von H. F. Feilberg, „Wie sich Volksmärchen verbreiten“ („Am Urquell“, V, Nr. 7 f.).

11. Volksheilkunst. Die Volksmedizin ist unstreitig eine sehr wichtige Seite des Volksglaubens. Die Wichtigkeit der Gesundheit und die Sorge um die Erhaltung des Lebens hat dazu beigetragen, daß viele Kulthandlungen sich erhalten haben; die alten heilkundigen Waldfrauen und Priester wirken als Hexen und Zauberer weiter fort und mit ihnen bleiben uralte Mittel im Gebrauche. Die Volksmedizin hat aber auch viel aus den älteren schulmäßig betriebenen und als wissenschaftlich geltenden Systemen aufgenommen (Einfluß der Gestirne, Aderlassen u. s. w.). Anderseits verdankt unstreitig die moderne Wissenschaft viel der empirischen Volksmedizin, so die Entdeckung vieler Heilkräuter u. dgl. Aber auch schwierige chirurgische Operationen, z. B. die Trepanation, sind selbst „wilden“ Naturvölkern bekannt. So werden durch Steinwürfe verletzte Schädel von den Einwohnern des Bismarckarchipels mittels eines Steinmeißels trepaniert und geheilt. Auch bei den Serben in Montenegro, Herzegowina und Albanien, früher auch in Süddalmatien, wird diese schwere Operation zumeist mit gutem Erfolge geübt (vergl. Mitteil. d. Anthropol. Gesellsch., Wien, Bd. XXX, Sitzungsberichte, S. 116 f. und Trojanović, Die Trepanation bei den Serben, im „Korrespondenzblatt d. deutschen Anthropol. Gesellsch.“, 1900, Nr. 2). Manche Erscheinungen in der Volksmedizin, welche früher verspottet wurden, sind gegenwärtig wissenschaftlich erklärt und was als „Wunder“ galt, fand wiederholt seine natürliche Lösung. Wie man gegenwärtig die Wichtigkeit der Suggestion und ihre Verwendung in der Heilkunst nicht wegleugnen kann, so darf man auch über die sogenannten „Sympathiekuren“ (z. B. das Austilgen von Warzen durch „Besprechung“), über das „Versehen“

der Schwangeren (schon die alten Griechen stellten in den Wohnräumen der Schwangeren schöne Statuen auf) u. dgl. nicht spotten. Bei Forschungen über die Volksmedizin wird man zu beachten haben: Überreste alter Kulthandlungen und Nachrichten über besondere Kultstätten (heilbringende Quellen u. dgl.); Beschwörungen (auch durch den Priester und in der Kirche), Hexen, Zauberer, andere heilkundige Personen (Scharfrichter, Wasenmeister); Ärzte, Apotheker und Spitäler; Amulette, Talismane, Reliquien, menschliche und tierische Leichenteile, Blut, Urin, Kot; Einfluß der Jahreszeiten und Gestirne; Volksseuchen und ihre Ursachen; medizinische Kräuter und Pflanzen; andere leicht erreichbare Stoffe (Wachs, Honig, Butter, Milch, Speck und allerlei Fette, Branntwein, Essig, Salz u. s. w.); Metalle, Mineralien, verbotene Heilmittel (Quecksilber u. dgl.); Aderlassen, Abführmittel, antiseptische Mittel, Betäubungsmittel; die verschiedenen Krankheiten und Mittel gegen dieselben, chirurgische Operationen. Hierher gehörige Bemerkungen, die das Kind, das Weib und den Mann besonders betreffen. Vergl. M. Höfler, Volksmedizin und Aberglaube in Oberbayerns Gegenwart und Vergangenheit (München 1888); M. Bartels, Die Medizin der Naturvölker, ethnologische Beiträge zur Urgeschichte der Medizin.

12. Nahrung, Kleidung, sonstige Lebensweise. Wie nährt sich das Volk im allgemeinen? Worin besteht seine alltägliche Nahrung; welche sind die Festspeisen; welche sind die Lieblingsgerichte; die Getränke? Verwendet man viel auf die Küche? — Beschreibung der Kleidung, Unterschiede derselben zwischen Männern und Weibern, Unverheirateten und Verheirateten, im Sommer und im Winter, an Werktagen und Festtagen, bei Arm und Reich. Wie hoch kommt ein vollständiger Anzug zu stehen? Schmuck. Kleidung besonderer Stände (Nachtwächter, Feldwächter u. s. w.). Überreste älterer Tracht, Stickerei u. s. w. — Sonstige Lebensführung; Einteilung des Tages, Essenszeiten, Reinlichkeit und Ordnungsliebe, Waschen und Baden. Worin unterscheiden sich die etwa im Hochlande wohnenden Angehörigen desselben Volkes von jenen im Hügel- und Flachland?

13. Name und Sprache. Was erzählt man über den Namen des Volkes und seiner Nachbarn? Gibt es Spitznamen und Spottverse auf dieselben? Welche Sage geht über die Herkunft des Volkes und seiner Nachbarn? Welche Eigentümlichkeiten hat die Sprache (Mundart)? Worin zeigen sich Einflüsse der Nachbarn? Welche besonderen örtlichen Ausdrücke sind im Gebrauche und welche ungewöhnlichen Bezeichnungen für allerlei Gegenstände? Besonderes Interesse bieten sorgfältige Zusammenstellungen der technischen Ausdrücke nach Gruppen geordnet (z. B. Viehzucht und Milchwirtschaft, Garten- und Feldbau, Kleidung, Haus und Hof); dieselben bieten mitunter ein Mittel, fremde Kultureinflüsse nachzuweisen.

Die vorstehenden Bemerkungen dürften genügen, um den Anfänger auf die reiche Fülle volkskundlicher Stoffe und die Methode ihrer Erforschung aufmerksam zu machen. Es ist darin bei weitem nicht alles angedeutet; aber das weitere ergibt sich zumeist von selbst bei der Forschung. Viele Fragen, auf die es in der Volkskunde ankommen wird, sind bisher geradezu noch nicht entdeckt; noch weiß man heute bei weitem nicht, ob diese oder jene Seite des Volkslebens für die Feststellung der ethnologischen Beziehungen das wertvollste Material bieten wird. Es ist ganz gut möglich, daß heute als ganz unscheinbar geltende Überlieferungen oder Eigentümlichkeiten in Sitte und Lebensart die Schlüssel zu wichtigen Betrachtungen geben werden. Mit Recht hat schon Grimm in der Vorrede zu seiner Mythologie darauf hingewiesen, „daß das Kleinste auch das Größte mit erweisen kann“, und J. W. Wolf sagt ebenso schön als richtig in der Einleitung zum ersten Bande seiner „Zeitschrift für Deutsche Mythologie“, „daß es im Volksleben kaum etwas Bedeutungsloses gibt, daß auch im Kleinsten der Geist, der es erfüllt, sich oft wunderbar spiegelt, wie der Himmel in dem unbeachteten Tautropfen, der an der Spitze eines Halmes schwebt“. Wer zur Erkenntnis gekommen ist, daß z. B. das Meiste, was uns die deutsche Mythologie über die sogenannten großen Götter lehrte, unrichtig und irreführend ist, der wird den verachteten Gespenstern und Koboldеn um so größeres Interesse widmen, weil sie uns einen weit belehrenderen Einblick in die Vorstellung unserer Vorfahren gestatten. Aber auch sonst muß sich der Sammler vor Augen halten, daß an und für sich geringfügige Erscheinungen dadurch, daß ihre Verbreitung nachgewiesen wird, wichtige Beiträge zur ethnologischen Gedankenstatistik werden können. Daher sagt auch Tylor in seinem Werke „Anfänge der Kultur“: „Wer erkennen kann, in welch näherem und direktem Zusammenhange die moderne Kultur und der Zustand des rohesten Wilden stehen können, wird nicht geneigt sein, einem Forscher, welcher seine Mühe selbst auf die niedersten und geringsten Tatsachen der Ethnographie verwendet, vorzuwerfen, er vergeude seine Zeit mit der Befriedigung einer gehaltlosen Liebhaberei.“ Varianten und Parallelen, die aus verschiedenen Gegenden und von verschiedenen Völkern bekannt werden, erleichtern die Auffindung der Urform. Nachrichten, die aus verschiedenen Quellen und verschiedenen Ländern übereinstimmend eintreffen, müssen richtig sein und geben den Grundlagen unserer Forschung die nötige Sicherheit. Alle diese Bemerkungen sollen dem Sammler Lust und Liebe zu seiner Arbeit einflößen; sie sollen ihm das eingehendste Eindringen und die Berücksichtigung aller Einzelheiten nahelegen. Aber der Sammler muß sich auch stets vor Augen halten, daß er den Stoff, das Baumaterial für wissenschaftliche Arbeiten, herbeischafft; er muß daher auch bestrebt sein, nur Verläßliches zu bieten und zugleich alles aufzufinden trachten, was dem einstigen Bearbeiter ersprießliche Benutzung und Verwendung ermöglichen kann. In diesem Sinne hat Max Müller Recht, wenn er sagt, daß nicht jede Erzählung eines alten Weibes ohne weiters zum Drucke geeignet ist; man hat vielmehr zunächst zu prüfen, ob sie alt oder neu, einheimisch oder entlehnt, rein erhalten oder interpoliert ist; man hat nach Varianten Umschau zu halten und dieselben an-

zumerken. Schlechte, ungesichtete und daher gerade allzu breit gediehene Sammelwerke, dann das Aufspeichern von allerlei Nebensächlichem, Untypischem in den Museen veranlassen zum Teil jene Klagen, welchen z. B. Bastian in seinem neuen Werke „Der Menschheitsgedanke durch Zeit und Raum“ (I, 238) Ausdruck verlieh, indem er auf die Schwierigkeiten hinweist, welche in dem „embarras des richesses“, in der „Überfülle eines urplötzlich bei akkumulierender Steigerung des Welt- und Völkerverkehres eingeströmten und der größten Masse nach ungeordneten, noch in den Schatzhäusern der Völkerkunde vorliegenden Arbeitsmaterials“ liegt.

FÜNFTES KAPITEL.

Veröffentlichung und Bearbeitung volkskundlicher Stoffe.

Die Sichtung des gesammelten Materials soll in der Regel der Sammler selbst besorgen. Dieser Vorgang ist von großem Vorteile, weil der Sammler über die Herkunft und somit auch die Verläßlichkeit des Stoffes am besten unterrichtet ist; in zweifelhaften Fällen auch am ehesten die Wege und Mittel findet, nochmals eine Nachprüfung, Richtigstellung und Ergänzung vorzunehmen. Eine fremde Hand steht rohen Stoffsammlungen oft ratlos gegenüber.

Die Herausgabe einer kleineren Sammlung von gleichartigem Stoffe, also z. B. eine Sammlung von Sagen, Märchen, Sprüchen, Liedern u. dgl., bereitet wohl geringere Mühe. Dieselbe wächst mit dem Umfange der Sammlung, zumal es jetzt ziemlich allgemein üblich ist, auch bloßen Sammelwerken Variantenverzeichnisse beizuschließen. Indes ist diese Arbeit zum großen Teile schon dadurch erleichtert, daß man in bereits derart ausgestatteten Sammelwerken — und deren gibt es schon eine große Zahl — ohnehin

---

Literatur. Außer den zu den früheren Kapiteln genannten Werken und Zeitschriften: J. Grimm, Deutsche Mythologie. 2. Ausg., Göttingen 1844. — Derselbe, Geschichte der deutschen Sprache. 2. Aufl., Leipzig 1853. — Fr. M. Müller, Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft, nebst zwei Essays „Über falsche Analogie“ und „Über Philosophie der Mythologie“ (1870/6). — Derselbe, Essays (Bd. I: Beiträge zur vergleichenden Religionswissenschaft; Bd. II: Beiträge zur vergleichenden Mythologie und Ethnologie). 1879/81. — Derselbe, Indien in seiner welthistorischen Bedeutung (1882/4). — Derselbe, Natürliche Religion (1888/90). — Derselbe, Physische Religion (1890/92). — Derselbe, Anthropologische Religion (1891/94). — Derselbe, Theosophie oder psychologische Religion (1892/5). — Derselbe, Beiträge zu einer wissenschaftlichen Mythologie, 2 Bände (1896/8). — Th. Benfey, Pantschatantra. Fünf Bücher indischer Fabeln, Märchen und Erzählungen. Aus dem Sanskrit übersetzt. I. Über das indische Grundwerk und dessen Ausflüsse sowie über die Quellen und Verbreitung des Inhalts derselben. Leipzig 1859. — W. Mannhardt, Formation de Mythes dans les temps modernes (Mélusine, Bd. I). — Fr. S. Krauß, Böhmische Korallen aus der Götterwelt. Folkloristische Börseberichte vom Götter- und Mythenmarkt (Wien 1893). — R. Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche, 2 Bände (1878/89). — F. v. Hellwald, Ethnographische Rösselsprünge, kultur- und volksgeschichtliche Bilder (1891). — Schließlich vergleiche man auch die Ausführungen von E. S. Hartland, C. S. Burne u. a. in The Folk-Lore Journal, Bd. II und III.

weitere Varianten verzeichnet findet. Freilich sind diese Varianten oft von zweifelhaftem Werte, wenn sie nur in ganz nebensächlichen, oft zufälligen durch die Willkür des Erzählers oder Aufzeichners veranlaßten Dingen abweichen. Davon müssen streng die ethnographischen Parallelen unterschieden werden, welche die Verbreitung einer Erscheinung über die Erdkugel veranschaulichen und von hohem ethnologischen Werte sind. Man vergleiche vor allem R. Andrees grundlegendes Werk „Ethnographische Parallelen und Vergleiche", I u. II (1878 u. 1889), und Ferd. v. Hellwalds Ethnographische Rösselsprünge, kultur- und volksgeschichtliche Bilder und Skizzen (1891). Es ist selbstverständlich, daß für solche Ausführungen nicht in gewöhnlichen volkskundlichen Sammelwerken Platz ist; sie sind vielmehr die Frucht des vergleichenden Studiums solcher Sammlungen.

Bei der Wiedergabe von Märchen und Sagen ist auf das möglichst getreue Festhalten der volkstümlichen Form Gewicht zu legen. Dies ist aber nicht so zu verstehen, daß man die Erzählung mit allen Unebenheiten des vielleicht zufällig ungeschickten Berichterstatters veröffentlichen muß. Man wird vielmehr in der Art zu erzählen haben, wie ein tüchtiger gewandter Erzähler aus dem Volke die Überlieferung geben würde. Solche typische Erzähler muß man aufsuchen und von ihnen die Eigentümlichkeiten des Volkes und der Gegend ablauschen. Nach ihrem Muster wird man seine Wiedergabe einzurichten haben, dabei aber nichts Wesentliches hinzufügen noch weglassen; lückenhafte und unvollständige Überlieferungen muß man als solche kennzeichnen, wenn es nicht gelingt, eine vollständigere Form aus dem Volksmunde zu erlangen; man hüte sich vor künstlicher Verdeckung solcher Abgänge oder gar vor willkürlicher Ergänzung. Erzählt man nicht in der Volkssprache, so wird man doch gewisse Stellen, Verse, Sprüche, Redensarten u. dgl. in dieser anzuführen haben. — Bei Redensarten, Sprüchen u. dgl. ist in der Regel die Angabe nötig, bei welcher Gelegenheit oder Veranlassung sie angewendet werden; dies ist besonders notwendig, wenn man fremdsprachliche behandelt, bei denen selbst die beigefügte Übersetzung nicht immer genügt, um den Kern zu treffen. Wenn man also zur huzulischen Redensart: „Majet sia jek horoch pre dorozi" nur die Übersetzung hinzufügen würde: „Ihm geht es wie den Erbsen beim Wege", so würde für Viele die Redensart unverständlich bleiben; es ist vielmehr noch nötig zu bemerken, daß diese Redensart als Antwort auf die Frage „Wie geht es?" erfolgt, ferner, daß sie einem nüchternen „schlecht" gleichkommt, weil die neben einem Wegrand gepflanzten Erbsen von jedem Vorübergehenden ihrer Schoten beraubt werden. Gerade bei Redensarten, Sprüchen u. dgl. wird es oft auch nötig sein, auf gewisse Lebensgewohnheiten und Anschauungen hinzuweisen, welche den Hintergrund derselben bilden; mitunter erklärt sich eine derartige Wortfügung erst aus einer Sage, einem Märchen oder dergleichen. So wird z. B. die ruthenische Redensart: „Krnty, werty, musysz umerty" (wende hin und her, wieviel du willst; du mußt doch sterben) erst durch das Märchen vom Gevatter Tod erklärt, dem der Kranke trotz aller Drehungen seines Bettes nicht entgehen konnte; sie wird daher angewendet, wenn man trotz aller Anstrengungen seinem Schicksal nicht entgehen kann. Und wenn der Pole in einer etwas natürlichen An-

wandlung dem Gedanken: jeder möge seine Schuldigkeit tun, mit der Redensart „der Fuhrmann soll fahren, der A . . . sch . . . . .“ Ausdruck verleiht, so gehört dazu die schwankhafte Erzählung von jenem Herrn, der, an Durchfall erkrankt, eine weite Reise zurücklegen muß; nachdem er nun schon so und so oft den Kutscher halten ließ und sich in die Büsche schlug, wird er schließlich ungeduldig, setzt sich in entsprechender Stellung auf den Wagenrand und ruft jene Worte. — Bei der Mitteilung von Liedern ist womöglich die Melodie beizufügen. Gerade die Liederedition ist gegenwärtig sehr fortgeschritten und die Anforderungen sehr hoch. Die Volkslieder sind eben jener Teil des poetischen Volksgutes, auf den man schon seit Herder und Goethe besonderes Gewicht zu legen sich gewöhnt hat und dem man seit jeher besondere Aufmerksamkeit zugewendet hat. — Bei der Darstellung von Sitten, Gebräuchen, Lebensführung u. s. w. kommt viel auf die Anordnung der Mitteilungen an. Eine übersichtliche geschickte Art derselben erleichtert nicht nur die Benutzung durch den späteren Forscher, sondern sie zieht auch den Leser an. Gilt es den Stoff über das gesamte Leben eines Volkes anzuordnen, so hält man sich wohl am besten an die Abschnitte des menschlichen Lebens von der Geburt bis zum Tode und hängt dieser Darstellung die Kapitel über materielle und geistige Kultur an. Man wird also im allgemeinen seinem Werke die Einteilung geben können, welche der oben mitgeteilte Fragebogen enthält. Natürlich sind die mannigfaltigsten Abweichungen möglich, zum Teil auch durch die Eigenart des Stoffes und den Zweck der Arbeit geboten. Die Hauptsache bei derartigen Darstellungen besteht darin, Hunderte, ja Tausende von einzelnen Notizen so aneinander zu reihen, daß sie einen angenehm lesbaren Text bilden, der uns ein anschauliches Bild bietet. Volkskundliche Sammelwerke dürfen nicht bloß trockene formlose Repertorien sein, weil dies der Aufnahme und dem Fortkommen derselben umsomehr hinderlich wäre, als gegenwärtig sich allgemein das Bestreben geltend macht, wissenschaftliche Stoffe in formvollendeter Darstellung zu bieten. Erinnert sei noch daran, daß die volkstümlichen Namen, Bezeichnungen, technischen Ausdrücke überall anzuführen sind; dies ist gerade für Darstellungen der Sitten und der materiellen Kultur sehr notwendig. — Wo es nötig erscheint, sind die Notizen über Herkunft des Stoffes, Ort und Zeit der Aufzeichnung, über den Erzähler u. dgl. beizufügen. Die meisten dieser Mitteilungen können unterbleiben, wenn es sich um ein eng begrenztes Gebiet handelt. In diesem Falle wird man besonders bei allgemein verbreiteten Liedern, Sitten, Redensarten u. dgl. einen Teil dieser Bemerkungen über die Herkunft auslassen können; dagegen wird man den Gewährsmann in der Regel bei Sagen, Märchen, wichtigen Liedern zu nennen haben.

Bei den vorstehenden Bemerkungen haben wir zunächst den Sammler vor Augen gehabt, der das von ihm aus der lebendigen Volksüberlieferung gesammelte Material veröffentlicht. Mit dieser bloßen Darbietung des Stoffes, wobei von einer tieferen Durchdringung, Vergleichung und Erläuterung abgesehen wird, wird sich nicht nur derjenige begnügen müssen, dem die wissenschaftliche Schulung für die weitere Bearbeitung fehlt oder die entsprechenden Hilfsmittel nicht zur Hand sind; häufig wird auch der Forscher

so verfahren, welcher zur Erkenntnis gekommen ist, daß eine abschließende Bearbeitung vorläufig ein Stückwerk bleiben müsse, sowie auch jener, der die Hände voll des zuströmenden Stoffes hat und sich begnügen muß, diesen festzuhalten, eingedenk der Worte Bastians, daß wir in der zwölften Stunde stehen, was die Gewinnung unseres Materials betrifft. Es ist daher gewiß sehr kleinlich, wenn Kritiker an dem oder jenem geradezu grundlegenden Sammelwerke, das eben nur ein solches sein will, aussetzen, es hätte doch auch noch dies oder jenes Werk eingesehen, diese oder jene Parallele gezogen werden sollen.

Wie die Mitteilung des aus der mündlichen Überlieferung entnommenen Stoffes, so kann auch die Veröffentlichung von Materialien aus literarischen Quellen ohne weitere Bearbeitung erfolgen. Doch bringt es schon die Arbeitsweise dieser Art von Forschung mit sich, daß sie oft zur wissenschaftlichen Verwertung des Stoffes vordringt.

Diese wissenschaftliche Durchdringung und Erklärung des volkskundlichen Stoffes ist das Ziel der Forschung. Der Nachweis, daß dieser Zug allgemein menschlich sei, jener unter besonderen Umständen sich hinzugesellt habe; die Erläuterung der einzelnen Sagen, Mythen, Märchen und Gebräuche, um den gemeinsamen ihnen zu Grunde liegenden Gedanken zu erfassen; die nur durch weitgehende vergleichende Studien zu erreichende Erkenntnis, welche Stufen der materiellen und geistigen Entwicklung ein Volk durchgemacht habe und welche Momente es hierbei beeinflußt haben, all das ist und bleibt das Ziel unserer Forschung. Die Pfade, auf denen man zu demselben zu gelangen sucht, sind verschlungen und vielfach unsicher; mancher von ihnen dürfte noch gar nicht gefunden sein.

Da man zunächst nur auf die geistige Kultur Rücksicht genommen hat, so ist vorerst auch die Feststellung der Methode dieser versucht worden. Auf die materielle Kultur nimmt diese Methodenlehre auch gegenwärtig nur wenig Rücksicht. Wiederholt nach ganz extremen Richtungen ausgebildet, hat sie es übrigens noch nicht zu feststehenden, allgemein gültigen Gesetzen gebracht.

Grimms Mythologie bildete bekanntlich für die folgende Forschung die Grundlage. Dieses Buch des großen Meisters hat neben seiner Märchensammlung den größten Erfolg und die weiteste Verbreitung gefunden. Dies hatte zur Folge, daß auch fortan in den Vordergrund der ganzen Forschung die Götterlehre gestellt wurde. Berufene und Unberufene versuchten sich auf diesem Gebiete, und so hat sich jene Schule von Göttersuchern (mythologische Schule) herausgebildet, welche — nachdem schon Grimm zu weit gegangen war — nicht nur den germanischen Götterhimmel mit nur allzu zahlreichen glänzenden Gestalten erfüllt hat. Bei diesen Forschungen sind gewagte Kombinationen so wenig vermieden worden, daß schließlich die ganze Richtung die Spottsucht der Gegner hervorrief. So ist die Forschung schließlich mehr geschädigt als gefördert worden. Dies war der eine von Grimm gewiß nicht beabsichtigte krankhafte Auswuchs seiner Anregungen, denn er hatte nachdrücklich vor zu weit gehender Erklärungssucht gewarnt. Ähnlich ging es in anderen Beziehungen. Grimm hat mit Recht — und als Begründer der deutschen Sprachforschung lag ihm dies menschlich nahe — die hohe Be-

deutung der Sprache für die Mythologie betont. Er zieht sie überall herbei, nicht bloß wo es gilt, sich ihrer als praktisches Hilfsmittel zu bedienen, sondern auch, wo es sich um Vergleiche, Erläuterungen u. dgl. handelt. Stellen wie die folgenden aus der Vorrede zur Mythologie stehen bei ihm nicht vereinzelt: „Wie die gesamten Laute der Sprache auf eine kleine Zahl zurückgehen, aus deren Einfachheit sich alle übrigen ergeben, die Vokale mittels Ablaut, Brechung und Diphthongierung, die stummen Konsonanten durch Zerlegen jeder drei Reihen in drei Stufen ..., so führe ich auch in der Mythologie die vielfachen göttlichen Erscheinungen auf ihre Einheit hin, lasse aus der Einheit die Mannigfaltigkeit entspringen, und es schlägt kaum fehl, auch für die Gottheiten und Helden solche Einigung, Mischung und Verschiebung, ihrem Charakter und einzelnen Eigenschaften nach, anzunehmen"; oder: „Unter allen Stämmen des deutschen Volkes geben sich zahllose Abweichungen der Mundart kund, denen gleiches Recht gebührt; ebenso sind in den Volksglauben mannigfaltige Unterschiede anzunehmen. . ." Da auch in Zukunft diese Forschung vorzüglich Sprachforschern überlassen blieb, so bildete sich schließlich die Anschauung aus, daß man überhaupt nur vom linguistischen Standpunkt in alle Geheimnisse eindringen könne; und da sich wirklich manche überraschende Ergebnisse fanden, gab man sich schließlich auch dem Glauben hin, den allein richtigen Weg gefunden zu haben. Alles sollte nun aus der Sprache erklärt werden, trotz der warnenden Worte Grimms: „Ich will wohl deuten, was ich kann; aber ich kann lange nicht alles deuten, was ich will." Diese einseitige Wertschätzung war der Grund, warum in der Folge gegen die philologische oder linguistische Schule der heftigste Kampf ausbrach. Dazu kam, daß diese Schule sich vor allem auf den Kreis der Indogermanen beschränkte. Es hing dies einerseits mit dem Umstande zusammen, daß die genannte Schule die vergleichende Sprachforschung dieses Sprachstammes betrieb, anderseits war die Beschränkung Folge des Mangels an weitläufigerem vergleichendem Material. Hat Grimm zwar die enge Zusammengehörigkeit der Arier betont, dabei aber auch mitunter Wotjaken, Osseten, Hunnen und Kalmüken in den Kreis seiner Betrachtung gezogen und auf gewisse Übereinstimmung der Überlieferung dieser finnisch-mongolischen Völker mit dem germanischen Altertum hingewiesen, so ist in der Folge dieser Wink von seinen Nachfolgern außer acht gelassen worden. Hiermit begab sich diese Schule manches geeigneten Vergleichs- und Erklärungsmaterials und rief so den lebhaftesten Widerspruch der ethnologischen Schule hervor, welche, von der Einheit des Menschengeschlechtes ausgehend, auf das unter allen Völkern der Erde, ohne Unterschied der Sprache und Abstammung gesammelte Material sich stützt. Hatte ferner Grimm bei passender Gelegenheit Schlüsse aus der Analogie gezogen, so ist später geradezu eine analogische Schule entstanden, welche die Analogie zu ihrem Grundsatze erhob. Mitunter hat auch die Methode des alten kyrenaischen Philosophen Euhemeros, der dem III. Jahrhundert v. Chr. angehört, ihre Anhänger gefunden. Derselbe hat in seiner verlorenen „Heiligen Urkunde" den Beweis zu führen gesucht, daß alle in der griechischen Götter- und Heldensage verehrten Wesen vergötterte Menschen, besonders hervorragende Könige, Helden und Eroberer

seien. Nach dieser euhemeristischen Methode müßte man also alle Mythen und Sagen auf historische Verhältnisse zurückführen können. Die Anhänger dieser Methode stehen also gerade in direktem Gegensatz zu jenen, welche überall Götter suchen und jede Personifikation einer Lebensäußerung, einer Krankheit, eines Unglücks oder dergleichen als einen Gott in Anspruch nehmen.

Derjenige Leser, welcher nicht bereits ausschließlich im Banne einer oder der anderen Methode steht, auch nicht als Begründer einer neuen Methode nach erprobten Mustern die anderen herabzusetzen geneigt ist, um seiner Boden zu schaffen, dürfte sich nach den vorangegangenen kurzen Bemerkungen der Ansicht zuwenden, daß jede von den besprochenen Methoden etwas Richtiges an sich hat und daß sie alle einander nicht ausschließen. Tatsächlich stehen sie sich durchaus nicht so schroff gegenüber, wie man mitunter zu hören bekommt.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen sollen die einzelnen Methoden näher charakterisiert werden. Dabei können wir von weiteren Ausführungen über die euhemeristische Methode absehen, da deren Wesen aus dem oben Gesagten genügend klar und ihre Bedeutung überhaupt nur eine geringe ist; eine besondere Beleuchtung der mythologischen Schule ist aber überflüssig, weil sie eng zur linguistischen gehört.

Die linguistische Methode. Sprachkenntnis ist natürlich ein wichtiges Hilfsmittel des Volksforschers. Es ist selbstverständlich unmöglich, ein Volk gründlich kennen zu lernen, wenn man seine Sprache nicht kennt. Wer nicht mit dem Volke direkt verkehrt, es nicht aus sich selbst kennen lernt, der gleicht einem Manne, der den Geschmack des Weines aus der Beschreibung eines anderen ergründen wollte. In diesem Sinne darf man auf ziemlich allgemeine Anerkennung des hohen Wertes der Sprachkenntnisse für den Volksforscher rechnen, obwohl Fälle schon vorgekommen sind, daß ethnographische Werke über einzelne Völker von Verfassern geschrieben wurden, welche deren Sprache nicht verstanden haben. Aber nicht in diesem Sinne allein ist Sprachkenntnis für die Volksforschung von hoher Bedeutung: für die systematische, vergleichende Forschung ist auch die Kenntnis der verwandten Sprachen notwendig. Wer hat mehr Grund, in den Geist der Sprache, in das tiefste Verständnis ihrer Gesetze einzudringen als der Volksforscher, der doch stets das hohe Ziel der Ethnologie vor Augen haben muß. Wer die Volksseele erforschen will, der muß auch Verständnis der Gesetze erlangen, mit welcher sie durch die Sprache ihre innersten Regungen uns mitteilt. Die Fragen, warum gerade so und nicht anders dieser Gedankenausdruck vor sich geht; wie dieses oder jenes Wort zu seiner Bedeutung kam; warum es einmal diese und dann wieder jene in sich begreift; warum es dort noch in dieser, hier aber schon in jener Bedeutung genommen wird; welcher Grundgedanke bei irgend einer Namengebung vorlag und seit wann sich das Volk in dem Besitze des Wortes und des ihm zu Grunde liegenden Begriffes oder Gegenstandes befindet, das alles sind Fragen, deren Beantwortung durch die vergleichende Sprachforschung für die Erkenntnis des Völkergedankens von großer Bedeutung ist. „Von höchstem Werte" — sagt Weinhold in seinem Aufsatze „Was soll die Volkskunde

leisten?“ (1890) — „ist für die Volkskunde die Wortkunde, das ist das Wissen von dem ideellen und materiellen Inhalt des Sprachschatzes, von dem also, was das Volk oder auch was gewisse abgegrenzte Schichten des Volkes begreifen und denken; was sie in diesem oder jenem Zeitraum gekannt und daher benannt haben. Denn was ich in meinem Gesichtskreise habe und kenne, das nenne ich auch, das andere nicht.“ Einige Jahrzehnte früher (Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, I. 1852, S. 568) hat Steinthal sich folgendermaßen geäußert: „Hiernach wird man Jakob Grimms Verdienst zu ermessen wissen. Welcher Sprachforscher hat, wie er, die Etymologie zur Erkenntnis der Volksgeister ausgebeutet! Wer hat dem Worte so viel Kunde über die Sinnesweise der Völker zu entlocken gewußt! Mit welch sicherer Hand hat er im Anfang seiner Geschichte der deutschen Sprache den Kulturzustand der Urzeit des indoeuropäischen Stammes gezeichnet!“ Ähnlich hat sich Steinthal in der im Jahre 1860 geschriebenen Einleitung zu seiner Zeitschrift für Völkerpsychologie ausgesprochen, die in bezeichnender Weise zugleich der Sprachwissenschaft gewidmet war und an deren Stelle schließlich die Zeitschrift des Vereines für Volkskunde getreten ist. So eng verwandt sind alle diese Disziplinen! Zur Beantwortung der angedeuteten Fragen genügt aber nicht die Kenntnis Einer Sprache; dazu sind eingehendere und tiefere Sprachkenntnisse nötig, als sie sich jeder Volksforscher aneignen kann, der doch nicht nur philologische Bildung, sondern noch gar manche andere Kenntnisse erwerben muß. Daher wird der Volksforscher die klassische Philologie nicht als die „abgelebte Alte“ verspotten dürfen, die keine Gunst mehr auszuteilen hat, wie einzelne Vertreter der ethnologischen Schule uns weismachen möchten. Ganz anderer Ansicht war der Begründer der deutschen Ethnologie, der durch seine Gelehrsamkeit geradezu Staunen erregende Bastian. In seiner Schrift „Der Völkergedanke“ (S. 173) lesen wir: „Die Ethnologie gehört also jener Zeitströmung an, die von der rein philosophisch-logischen Bildung einer realistischen Unterrichtsform zustrebt. Nicht allerdings, wie es manchmal in vielleicht wohlgemeintem Eifer geschieht, darf des Klassischen hohe Bedeutung irgendwie geschmälert werden, und am wenigsten würde dies der Ethnologie anstehen, die so oft Gelegenheit hat, für eigene Kontrolle ihrer, weil allzu jung, noch unstäten Prinzipien, auf die sorgsamen Detailarbeiten klassischer Literatur zurückzukommen.“ Und in seiner „Vorgeschichte der Ethnologie“ nennt Bastian die Linguistik geradezu „die mächtige Bundesgenossin der Ethnologie“. Mit Recht wird daher der Volksforscher nicht nur den klassischen Philologen, sondern auch den Sanskritforscher und jeden gründlichen Sprachgelehrten zu schätzen wissen, nicht aber über die „stubenlufthockerischen Gelehrten“ und die „Stubenphilologie“ sich ohne weiteres hinwegsetzen. Jede Sprachforschung, die in den wahren Geist der Sprache einzudringen sucht, ohne auf unnütze Haarspaltereien einzugehen, ist willkommen zu heißen. Mit anderen Worten: die sogenannte linguistische oder philologische, auch etymologische oder genealogische Schule hat ihre Berechtigung und Bedeutung, sofern sie sich nicht für die einzig beachtenswerte und in jeder Beziehung unfehlbare hält.

Über das Wesen dieser „Schule“ lassen wir am besten ihren im

Jahre 1900 verstorbenen Hauptvertreter F. Max Müller zu Worte kommen. In einem seiner letzten Werke: „Beiträge zu einer wissenschaftlichen Mythologie“ (1898), I, S. 172 und 174 f., sagt er: „Die genealogische oder linguistische Schule geht von der kaum noch bestrittenen Tatsache aus, daß die Griechen und Römer, deren Mythologie lange den Hauptgegenstand des Interesses für klassische Philologen gebildet hat, sprachlich aufs engste mit den übrigen Gliedern der arischen Familie, den Indern, Persern, Kelten, Germanen und Slaven verknüpft sind und daß es bei der Tatsache, daß diese arischen Völker die große Masse ihrer Wörter und zum Teil solche, die sich auf Mythen und Gebräuche beziehen, gemeinsam haben, durchaus nicht unwahrscheinlich ist, daß sich ein Studium ihrer Sprachen als nutzbringend für die Entdeckung der Hyponoia (d. i. des zu Grunde liegenden Gedankens) griechischer und römischer, ja aller arischen Mythen erweisen könnte. Die Schule nimmt nämlich an, daß es bei verwandten Rassen, arischen wie semitischen oder ugrischen oder polynesischen, gewisse Mythen gibt, die einen gemeinsamen Ursprung hatten und die vor der Trennung der verschiedenen Zweige dieser Sprachfamilie bestanden, und daß sich dieser gemeinsame Ursprung durch das Vorhandensein gewisser Eigennamen von Göttern und Helden beweisen läßt, die zum Teil bei einer etymologischen Prüfung ihre ursprüngliche Bedeutung erkennen lassen und uns die wahren Absichten ihrer ursprünglichen Urheber verraten. Natürlich können wir uns in dieser Hoffnung täuschen. Wie es viele Wörter im Griechischen gibt, die erst nach der arischen Trennung gebildet worden sind, so können viele oder sogar alle arische Mythen, die wir kennen, sich erst in ganz junger Zeit gebildet haben, als alle Erinnerung an die Erzählungen der gemeinsamen arischen Heimat längst geschwunden war. Wenn es jedoch vergleichenden Mythologen gelingen sollte, aus dem Veda ein Wort wie ‚deva‘ zu Tage zu fördern, das dem lateinischen ‚deus‘ entspräche, licht bedeute und als ein allgemeiner Name für die Götter der alten arischen Mythologie gebraucht wäre, so würde das ein ebenso willkommener Fund sein, wie die vollkommenste sizilische Münze oder der schönste phönizische Sarkophag. Wenn es sich dann beweisen ließe, daß einer dieser Devas im Veda Dyu heißt, daß dieser Dyu mit dem griechischen *Ζεύς, Διός* identisch ist, und daß dieses Dyu, im Veda Himmel bedeutend, dort in einem Kompositum Dyaush-pitar für Dyauhpitar vorkommt, das einem ähnlichen zusammengesetzten Namen im Lateinischen, nämlich Jupiter, Jovis, dem griechischen *Ζεὺς πατήρ* entspricht, so könnte sich niemand gut der Überzeugung entziehen, daß eine wirklich historische Verbindung zwischen den Vorfahren der Hindus, Griechen und Römer bestand, als sie diese Wörter und Komposita, die fruchtbaren Keime mythologischen Denkens, bildeten, und zwar zu einer Zeit, die vor der arischen Trennung liegt. Wir können sogar einen Schritt weiter gehen und durch Gleichungen, wie Sanskrit dâtâ vásûnâm, Zend dâta vohunãm, griechisch *δωτὴρ ἐάων*, Geber guter Gaben, von den Devas gebraucht, beweisen, daß sogar solche ganze Phrasen von den Ariern in ihrem ungeteilten Zustand gebildet und als historische Erbstücke von Geschlecht zu Geschlecht bewahrt worden waren. Das ist die Aufgabe, welche die genealogische oder linguistische Schule unternimmt, und was man

auch gegen einzelne ihrer Gleichungen sagen mag, ich kenne niemanden, der ihre Methode verwürfe. Wenn gewisse Kritiker über solche Gleichungen wie vasûnâm und *ἐάων* ungläubig den Kopf schütteln, so können wir, fürchte ich, ihrem Unglauben nicht helfen. Auch hier müssen die Leute lernen, wenn sie leben wollen und sich nicht stolz ihrer sogenannten ‚gigantischen Unwissenheit' rühmen." Im Vorwort S. XI des genannten Werkes fügt Müller noch hinzu, daß es zum Nachweis der Existenz eines Mythus vor der arischen Trennung genügt, wenn derselbe sich in zwei Zweigen der arischen Sprachfamilie wiederfindet, von denen der eine der nordwestlichen, der andere der südöstlichen Abteilung angehört. Die linguistische Methode kam zu dem Schlusse, daß den meisten Mythen die „allgegenwärtige Sonne und die unvermeidliche Morgenröte" (ebenda S. XVIII) zu Grunde liege, also diese „solaren und auroralen Ursprungs" (S. XIX) seien. „Jeder" — so schließt Müller das zitierte Vorwort (S. XXVII) — „der in der Mythologie die letzten Spuren einer poetischen Auffassung des feierlichen Dramas der Natur erblickt, steht auf unserer Seite, und welche Sprache und welche Literatur er sich auch als sein Spezialstudium erwählen mag, ... wenn er nur irgend etwas aus ihnen zur Aufklärung unserer eigenen arischen Mythen beitragen kann, wird er willkommen sein als ein nützlicher Bundesgenosse und ein werter Mitarbeiter an einem Unternehmen, das, wie ich hoffe, in der Geschichte der Wissenschaft nicht ganz erfolglos und ruhmlos dastehen wird." Die Ergebnisse seiner Methode faßt Müller S. 19 seines Werkes zusammen. Es heißt hier: „Und wenn wir auch noch so viele mythologische Etymologien, die von kompetenten Richtern bestritten worden sind, preisgeben müßten, so würde doch noch genug übrig bleiben, um das meiner Ansicht nach wirklich wichtige Ergebnis der vergleichenden Mythologie aufrecht zu erhalten, nämlich die Erkenntnis: 1. daß die verschiedenen Zweige der arischen Sprachfamilie vor ihrer Trennung nicht nur gemeinsame Worte, sondern ebenso gemeinsame Mythen besaßen; 2. daß das, was wir die Götter der Mythologie nennen, hauptsächlich die Mächte waren, die man sich als hinter den großen Erscheinungen der Natur wirkend dachte; 3. daß die Namen einzelner dieser Götter und Helden, die einigen oder allen Zweigen der arischen Sprachfamilie gemeinsam und daher älter als die vedische und homerische Zeit sind, den ältesten und wichtigsten Arbeitsstoff für Forscher in der Mythologie gewähren; und 4. daß die beste Lösung der alten Rätsel der Mythologie in einer etymologischen Analyse der Namen von Göttern und Göttinnen, Helden und Heldinnen zu suchen ist. Wenn wir nicht annehmen wollen, daß diese Namen auf übernatürliche Weise entstanden sind, so muß ihnen eine vernünftige Absicht zu Grunde liegen, und überall, wo wir diese vernünftige Absicht entdecken können, sind wir der ursprünglichen Vorstellung von den Göttern und Göttinnen so nahe gekommen, wie es überhaupt möglich ist."

Aus den vorstehenden Bemerkungen ist uns nicht nur die Methode der philologischen Schule klar geworden, sondern es geht daraus auch völlig deutlich hervor, daß mit derselben die mythologische Schule, also jene der „Göttersucher", völlig zusammenfällt. Wie begeistert Müller von dieser Art von Forschung war, dafür möge z. B. eine Stelle aus seinem

Werke „Indien in seiner welthistorischen Bedeutung“ (1884) angeführt werden (S. 166 f.). Nachdem er das Wesen des Donnergottes (Parganya-Perun) festgestellt hat, ruft er aus: „Solche Tatsachen machen auf mich den Eindruck, als finge das Blut plötzlich durch die Adern alter Mumien wieder zu fließen an oder als täten die ägyptischen Statuen von schwarzem Granit ihren Mund zum Reden auf. Getroffen von den Strahlen der modernen Wissenschaft, beginnen die Wörter — man nenne sie Mumien oder Statuen — wirklich aufs neue zu leben, die alten Namen der Götter und Helden wirklich aufs neue zu sprechen. Alles was alt ist, wird neu, alles was neu ist, wird alt, und jenes eine Wort, Parganya, scheint wie ein Zauber vor unseren Augen die Höhle oder Hütte zu öffnen, in welcher die Väter der indogermanischen Rasse, unsere eigenen Väter — ob wir nun an der Ostsee oder am Indischen Ozean wohnen — versammelt sind, wie sie eine Zuflucht suchen vor den Eimern des Parganya und sagen: ‚Halte nun ein Parganya; du hast Regen gesandt; du hast in den Wüsten Wege geschaffen und hast die Pflanzen wachsen lassen und du hast Preis erlangt vor den Menschen.‘“ Es sei nur noch bemerkt, daß die philologische Erklärung der Mythen schließlich dazu geführt hat, daß man Sprache und Mythe geradezu gleichstellte, die Mythe als Kindersprache der Völker auffaßte oder als einen krankhaften Zustand der Sprache kennzeichnete. Man vergleiche J. Mähly, Die Sonnenhelden der Mythologie (Zeitschrift für Volkskunde, Leipzig, I, S. 459 ff. und ebenda S. 406). Warum diese Schule auch die linguistische oder etymologische genannt wird, ist völlig klar; als genealogisch wird sie bezeichnet, weil sie nur verwandte Völker in den Bereich ihrer Studien zieht.

Soviel über das Wesen dieser Schule im Anschlusse an die Ausführungen ihres bedeutendsten Vertreters. Müller war übrigens, wie aus den Ausführungen weiter unten sich bestätigen wird, durchaus nicht ein prinzipieller Gegner der anderen Richtungen; nur hielt er die von ihm vertretene für die sicherste; da er Philolog war, galt ihm die Durchforschung der ältesten literarischen, kritisch gesichteten Texte als die fruchtbarste Methode des Menschenstudiums. In der Praxis wurden seine Lehren, wie dies eben oft zu geschehen pflegt, aber noch viel einseitiger aufgefaßt und in ihren Folgerungen übertrieben. Müller hat selbst dagegen wiederholt auftreten müssen. So schreibt er schon vor zwei Jahrzehnten in seinem oben zitierten Werke „Indien“, S. 171, folgendes: „Niemand hat stärker als ich gegen die Ausschreitungen der vergleichenden Mythologen protestiert, welche alles in Sonnenlegenden verwandeln; aber wenn ich manche von den Argumenten lese, welche gegen diese neue Wissenschaft vorgebracht werden, so gestehe ich, daß mich dieselben an nichts so sehr erinnern, als an die Argumente, welche vor einigen hundert Jahren gegen die Antipoden ins Feld geführt sind...“ Und aus Anlaß eines Briefes des verdienstvollen Mannhardt, in welchem derselbe das Geständnis ablegt, daß ihm selbst bei der Ausdehnung, welche die Sonnenmythologie unter seinen Vergleichungen gewinne, nicht behaglich zu Mute sei und daß er dies als eine schmerzliche Niederlage seiner Methode empfinde, aus Anlaß dieser Bemerkungen ruft Müller aus: „Sind das nicht beinahe dieselben Worte, die ich vor Jahren gebrauchte, als ich mich beklagte, daß die allgegenwärtige Sonne und die

unvermeidliche Morgenröte in so unendlich vielen Verkleidungen hinter dem Schleier alter Mythologie erscheine? Und habe ich nicht genau dieselben Phasen des Zweifels durchgemacht, die Mannhardt hier beschreibt, und mit denselben Verlegenheiten zu kämpfen gehabt?“ (Beiträge zu einer wissenschaftlichen Mythologie, I, S. XVIII.) Dieser heilsame Zweifel, der vor Wagemut zurückhält, beseelte aber nicht alle Nachfolger Müllers, unter denen es auch viele Unberufene gab, die nicht die tiefe Sprachkenntnis hatten und die geneigt waren, wie der junge Parzival die Lehren Gurnemanz', zu übertreiben. Und Müller hatte tatsächlich mitunter seine Lehren in eine Form gekleidet, die zur allzuwörtlichen Befolgung verlockte. So ruft er z. B. seinen Hörern an der Universität Cambridge zu: „Was wir Morgen nennen, das nannten die alten Indogermanen die Sonne oder die Morgenröte, ‚und es gibt keine so tiefe Feierlichkeit für ein richtig denkendes Wesen, wie die der Morgenröte‘. Was wir Mittag und Abend und Nacht nennen, was wir Frühling und Winter, was wir Jahr und Zeit und Leben und Ewigkeit nennen — alles das nannten die alten Indogermanen Sonne. Und doch wundern sich weise Leute und sagen, wie merkwürdig, daß die alten Indogermanen so viele Sonnenmythen hatten. Nun, jedesmal wenn wir ‚Guten Morgen‘ sagen, vollziehen wir einen Sonnenmythus. Jeder Dichter, welcher singt, daß ‚der Mai den Winter wieder aus dem Felde schlägt‘, vollzieht einen Sonnenmythus. Jede ‚Weihnachtsnummer‘ unserer Zeitungen, welche das alte Jahr ausläutet und das neue einläutet, ist übervoll von Sonnenmythen. Erschrecken sie nicht vor Sonnenmythen; so oft sie vielmehr in der alten Mythologie auf einen alten Namen stoßen, der nach den strengsten Lautregeln auf ein Wort zurückgeführt werden kann, welches Sonne bedeutet oder Morgenröte oder Nacht oder Frühling oder Winter, nehmen sie es für das, was es ursprünglich sein sollte, und seien Sie nicht zu sehr überrascht, wenn eine Geschichte, die von einem Sonneneponymos erzählt wird, ursprünglich ein Sonnenmythus war.“ (Indien in seiner welthistorischen Bedeutung, S. 170 f.) Da bei dieser Art der Forschung es hauptsächlich auf die „Gleichungen“ oder die Identität der Namen ankommt, so begann man tapfer zu identifizieren und alles mittels gewagter Etymologien zu erklären; ebenso wurde alles aufgeboten, um nur einen neuen Götternamen zu entdecken. Hier nur wenige Beispiele statt vieler. In dem 1884 zu Hohenelbe erschienenen Buche über Rübezahl beweist zunächst Richter, daß Rübezahl ein Sonnengott sei, und das bietet ihm dann wieder die Handhabe zur Erklärung des Umstandes, daß Rübezahl sich als Frosch zeigt. Die Ansicht begründet Richter mit einer Vermutung Müllers: Im Sanskrit heißt nämlich bheka der Frosch; das Femininum davon heißt bhekî. Von dieser Form nahm Müller an, daß sie „zu einer Zeit als ein Name für die Sonne gebraucht worden sein muß“; dies würde erklären, daß der Frosch im Märchen Königin oder Prinzessin sein kann. Für Richter ist damit der Beweis erbracht, daß Rübezahl-Frosch-Sonnengott eine Gleichung bilden (Zeitschrift für Volkskunde, Leipzig, I, S. 9 und 406). Derartige Beweisführung war jedenfalls geeignet, gegen den „Sonnenmythus“ und die „Sonnenhelden“ Verstimmung zu erregen. Und so hat vor einiger Zeit jemand die Frage aufgeworfen, wer der Held sei, der allmählich die Welt eroberte, im

Angesichte von Schnee und Eis erblich und im Westen unterging? Natürlich die Sonne — aber es kann auch Napoleon sein, in dessen Geschichte Rußlands Schneefelder und St. Helena dunkle Blätter füllen. Was aber die Sucht, neue Götter und Göttinnen zu finden, betrifft, so erlebten wir noch in neuerer Zeit die Entdeckung des keltischen Gottes Encina und der germanischen Göttin Oneweig; zu ihrer Erklärung sind überaus weitläufige und gelehrte linguistische Abhandlungen geschrieben worden, und doch erwies sich alles als eitler Wahn. Das „Encina“, welches unter der Abbildung einer Statuette stand und zu der Deutung derselben als Schicksal, saeva necessitas, Anlaß gab, war nicht der Name des dargestellten „Gottes“, sondern — der Name oder die Signatur des Kupferstechers Encina, der in Paris, Boulevard Montparnasse 56, wohnte! Die „Ohneweig“ ist aber keine besondere germanische Dämonengestalt, sondern das ist eben jeder, der „ohne Weig“ (d. h. ohne die Weihe der Sakramente) gestorben ist. Das Nähere über diese und ähnliche Mißgriffe wolle man bei Fr. S. Krauß „Böhmische Korallen aus der Götterwelt“ nachlesen. Für unsere Zwecke wird das Gesagte genügen.

Da man schließlich geneigt war, alle mit Namendeuteleien und Göttersucherei sich beschäftigenden Forscher der linguistischen Schule Müllers zuzurechnen — obwohl z. B. schon im Jahre 1851 Montanus-Zuccalmaglio in seinen „Deutschen Volksfesten“ Teufel = Tiu-val = gestürzter oder toter Tiu, Ziu, ferner Nerthus = Hertham = Herd-Amme setzte (Zeitschrift für deutsche Mythologie, III, S. 411) und Hanusch, Simrock u. a. nicht wenige „Götter“ gefunden hatten — da man also geneigt war, für alle diese Sünden die linguistische Schule verantwortlich zu machen, so ist es erklärlich, daß dieselbe und insbesondere ihr hervorragendster Bannerträger Müller harte Angriffe zu erfahren hatte. Daß dieselben zu weit gingen, ist unzweifelhaft. Mit Recht sagt unter anderem Winternitz in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft, Wien, Bd. XXXI, S. 85, daß man dabei das Kind mit dem Bade ausgegossen habe; und im Globus, Bd. LXXVIII, S. 376, betont derselbe mit vollem Recht, daß die indogermanische Mythologie zuweilen auf Abwege geraten sein mag, es bestehe aber durchaus kein Widerspruch zwischen ihr und der Ethnologie. Ebenso richtig bemerkt Scherman in den Kritischen Jahresberichten von Vollmöller, Bd. IV, Abteil. III, S. 8 f., daß diese Beurteilung der alten Schule der vergleichenden Mythologen entschieden ungerecht ist. Daß in dieser Schule voreilig systematisiert und so falschen Ergebnissen die Bahn bereitet wurde, berechtigt noch längst nicht, dieser ganzen emsigen und ehrlichen Arbeit den Namen der Wissenschaft abzusprechen; und dies umsoweniger, wenn man bedenkt, daß die Werke eines Adalbert Kuhn, Benfey, Max Müller, Schwarz u. a., wenn man von ihrem theoretischen Teile ganz absieht, der Volkskunde noch immer sehr wertvolles Material geliefert haben.

Viel hat zu dieser scharfen Ablehnung der linguistischen Schule auch der Umstand beigetragen, daß dieselbe sich in der Praxis stets nur auf den Kreis der Arier oder Indogermanen beschränkte, trotzdem schon Grimm auf weiteres Vergleichsmaterial aufmerksam gemacht hatte (vgl. oben S. 74 und 121). Mit Nachdruck muß hier betont werden, daß diese völlige Vernachlässigung des ethnologischen Materials nicht ohne weiteres den Lehren Max Müllers

zugeschrieben werden darf. Um dieser irrigen Anschauung zu begegnen, möge aus **Müllers** „Beiträgen zu einer wissenschaftlichen Mythologie", I, S. 22 f., folgender Absatz hier mitgeteilt werden, der aus mehr als einem Grunde von hohem Interesse ist: „Belehrung ist dem vergleichenden Mythologen stets willkommen, von welcher Gegend sie auch kommen mag, sei es von hebräischen und babylonischen oder finnischen und estnischen, ja selbst afrikanischen und melanesischen Quellen; denn wenn das vom Studium der arischen Mythologie hergeleitete Licht so manchen dunklen Winkel in anderen Mythologien aufgehellt hat, warum sollten da nicht jene Mythologien ihrerseits ein paar lehrreiche Analogien zu dem Wachstum der Mythologie in Indien, Persien, Griechenland und Deutschland liefern? Ich kann völlig das starke Vorurteil verstehen, das Forscher gegen rein dilettantische Arbeit gewisser Ethnologen fühlen, die über die Sitten und Mythen von Völkern schreiben, ohne ihre Sprache zu verstehen. Dennoch bin ich immer für sie eingetreten, besonders für diejenigen, die, wenn sie wilde Länder erforschten, nicht zu stolz waren, die Dialekte wilder Völkerschaften, wenn auch nur stückweise, zu erlernen. Es scheint mir umso seltsamer, daß man gerade mich von den übrigen absondert und mir vorgeworfen hat, ich kümmere mich nicht um die Prinzipien oder verurteile sie tatsächlich, die, wenn ich mich nicht sehr irre, ich gerade zuerst, oder wenigstens als einer der ersten, hervorgehoben und verteidigt habe, nämlich daß ein vergleichendes Studium von Sprachen, Mythologien und Religionen sich nicht auf eine einzige Familie, die Âryas, beschränken, sondern alle Sprachfamilien, alle Rassen, die niedrigste wie die höchste, und alle Religionen, sowohl die zivilisierter wie die unzivilisierter Völker, alle Sprachen, geschriebene wie ungeschriebene, umfassen solle. Ich zeigte in einigen meiner frühesten und jetzt mit Recht vergessenen Aufsätzen, welchen Vorteil das Studium der arischen Sprachen aus einer Vergleichung mit semitischen und turanischen Sprachformen ziehen könnte. Ich versuchte zu zeigen, wie stark die Analogien zwischen arischen und anderen Mythen, besonders denen amerikanischer, afrikanischer und polynesischer Rassen, wären. Meine eigene spezielle Arbeit hat sich zweifellos hauptsächlich auf arische Mythologie und Religion beschränkt, indessen nicht deshalb, weil ich verwandte Forschungen irgendwie verachte, sondern einfach, weil ich mich in semitischer, uralalteischer oder polynesischer Grammatik nicht sicher genug fühlte, um selbständige Entdeckungsreisen in jenen ungeheueren Gebieten der Sprache und des Denkens zu wagen. Ich habe jenes Gebiet unserer Wissenschaft mit Vergnügen Männern überlassen, die sich eine Kenntnis der Sprachen erworben hatten, in denen die mannigfachen Mythen wilder Rassen entstanden waren. Wenn ich vielleicht Besorgnisse laut werden ließ, ob auch die Materialien, die wir aufgefordert werden, bei der Vergleichung und Analysierung der Sprachen, Überlieferungen und Legenden unzivilisierter Rassen zu Grunde zu legen, zuverlässig seien,[1]) so war das nur natürlich für einen, der, wenn auch solcher klassischer Sprachen wie Sanskrit, Zend, Griechisch und Latein

---

[1]) Man vergleiche z. B. die Bemerkungen in „Indien in seiner welthistorischen Bedeutung", S. 89.

nicht ganz unkundig, doch aus trauriger Erfahrung wußte, wie oft er irregeleitet worden war, wie oft er sich getäuscht hatte, wenn er die tiefsten Gedanken der Brahmanen, Perser, Griechen und Römer in Bezug auf den wahren Charakter ihrer Götter und Helden zu deuten versuchte, und wie oft er sich vergebens bemüht hatte, die tiefsten Quellen ihrer moralischen und religiösen Überzeugungen zu entdecken. Auch zweifelte ich nicht so sehr an der Genauigkeit der Sammler wie an der Befähigung der unmittelbaren Beobachter, auf deren Zeugnis Ethnologen sich verlassen müssen. Je besser wir mit den Überlieferungen sogenannter wilder Rassen bekannt werden, nachdem ihre Sprachen im echten wissenschaftlichen Sinne erforscht worden sind, desto mehr hüten wir uns, irgend welche Beweise auf die Erzählung von gelegentlichen Reisenden und Missionaren zu bauen. Aber gegen eine Vergleichung der Mythologien der Rassen, deren Sprachen sorgfältig erforscht sind, wie Finnen und Esten, Litauer und Letten, habe ich nie auch nur ein einziges Wort geäußert. Kein Mensch würde gegen einen Mineralogen die Anklage erheben, daß er die Geologie verachte, weil er seine eigene spezielle Arbeit auf Mineralien oder die chemische Untersuchung der Mineralien beschränkt hat. Ich aber hätte sicherlich der letzte sein sollen, um von Leuten, die ein umfassenderes Studium der Menschheit befürworten, der Feindseligkeit angeklagt zu werden, denn das leitende Prinzip meiner Studien ist stets gewesen: humani nihil a me alienum puto."

Wie wir sehen, war also Müller durchaus nicht ein unbedingter Gegner der ethnologischen Studien. Aber er setzte doch einerseits in dieselben so vielen Zweifel — man vergleiche auch die Bemerkungen oben S. 79 f. — und anderseits hat seine eigene umfassende Tätigkeit, die mit einer starken, vielleicht sogar einseitigen Betonung des hohen Wertes des Studiums der Vedas verbunden war, sehr viel dazu beigetragen, daß zahlreiche Forscher die Einengung auf das Gebiet der Indogermanen geradezu zu ihrem Prinzip machten. Müller hat im Jahre 1882 eine Reihe von Vorlesungen unter dem Titel „Was kann uns Indien lehren?" veröffentlicht; in der deutschen Übersetzung von Cappeller führt das Buch den uns schon bekannten Titel „Indien in seiner welthistorischen Bedeutung". Hier finden wir nun unter anderem folgende Bemerkungen: „Das Studium der Mythologie hat einen gänzlich neuen Charakter angenommen und verdankt denselben hauptsächlich dem Lichte, welches von der alten vedischen Mythologie Indiens ausgegangen ist" (S. 8). . . . „Obgleich es kaum ein Gebiet des menschlichen Wissens gibt, das nicht von der alten Literatur Indiens neues Licht und Leben empfangen hat, so ist doch dieses Licht, das uns von Indien kommt, nirgends so wichtig, so neu und so reich als in dem Studium der Religion und Mythologie" (S. 120). . . „Ich behaupte also, daß für ein Studium des Menschen oder, wenn man will, für ein Studium der indogermanischen Menschheit, nichts in der Welt dem Veda an Wichtigkeit gleichkommt. Ich behaupte, daß für jeden, der sich um sich selbst, um seine Vorfahren, um seine Geschichte, um seine intellektuelle Entwicklung bekümmert, das Studium der vedischen Literatur unentbehrlich ist. . . . Kein literarisches Denkmal ist voller von Lehren für den wahren (!) Anthropologen, den wahren Erforscher der Menschheit, als der Rigveda" (S. 91 f.). Solche Äußerungen waren notwendigerweise darnach angetan, Schüler, die auf das Wort des Meisters

schwören, dahin zu führen, daß sie ohne weiteres über die „Fetische, Totems und was sonst dahin gehört“ sich hinwegsetzten und damit den Wert der ethnologischen Schule leugneten. So ruft z. B. einer derselben ironisch aus: „Neuester Weisheit zufolge sind nämlich Hunde und andere Getiere, Australneger und Siouxindianer besonders dazu geeignet, Eigenschaften des homerischen Menschen zu erklären.“ Derartige Ausfälle riefen von Seite der ethnologischen Schule — natürlich nicht gerade von dem bedächtigsten Teile derselben — ähnliche ungerechte Vorwürfe hervor. Da erscholl der Ruf, vom Indogermanentum abzusehen, sich von der Abhängigkeit von Indien zu lösen, sich auf den Standpunkt der modernen Ethnologie zu stellen, die von dem Völkergedanken ausgeht und an der Einheit des Menschengeschlechtes festhält. Diese Rufer im Kampfe bedachten nicht, daß die Erforschung dessen, was die linguistische Methode als allgemein geltend für eine große Gruppe der Menschheit zu bestimmen suchte, auch ein schöner Schritt zur Klärung des allgemeinen Völkergedanken ist.

Die analogische Methode. Ebenso wie die linguistische Schule hat auch die sogenannte analogische sich zumeist auf die indogermanische Sprachfamilie beschränkt, zumindestens hält sich dieselbe auch innerhalb des Gebietes verwandter Sprachen; sie legt aber — wie Müller in seinen „Beiträgen“ S. 172 f. und 175 f. ausführt — „bei der Vergleichung ihrer Mythen kein Gewicht auf die Identität der Namen; vielmehr begnügt sie sich, auf gewisse Ähnlichkeiten im Charakter und in den Schicksalen der Götter und Helden hinzuweisen, wenn auch ihre Namen verschieden sind. Überall z. B., wo die Anhänger dieser Schule Geschichten von Kindern finden, deren Vater ein Gott und deren Mutter eine Prinzessin ist, die von ihrer Mutter verlassen, von Tieren gesäugt, von Hirten aufgezogen und schließlich als rechtmäßige Thronerben anerkannt werden, worauf sie oft an ihren unnatürlichen Verfolgern Rache nehmen, werden sie natürlicherweise eine gemeinsame Quelle und einen gemeinsamen Sinn annehmen, mögen diese Kinder Romulus und Remus, Perseus, Theseus, Kyrus, Karna oder Siegfried heißen. Wenn wir ferner hören, daß Chione die Schönheit der Artemis schmähte und von der Göttin dafür erschossen wurde, so können wir eine gewisse Analogie dazu in dem Falle der Niobe finden, die, sich über Leto erhebend, von den Kindern der Leto, Artemis und Apollo, bestraft und aller ihrer Nachkommenschaft beraubt wurde. Dies würde ein Fall von reiner Analogie sein. Diese Analogien sind äußerst wichtig, wenn sie in den Mythologien verwandter Sprachen vorkommen. Nichts ist natürlicher, als daß dies der Fall sein sollte. Wir brauchen nur zu bedenken, wie vielnamig die alten Gottheiten waren und wie oft einer ihrer Namen im Laufe der Zeit zu einem unabhängigen Gotte oder Helden wurde, um zu sehen, daß derselbe Mythus mit leichten Abweichungen von Indra und Purandara, von Artemis und Selene, von Chione und Niobe erzählt werden konnte. Die stofflichen Tatsachen der Sage würden an und für sich von Wert sein, um den Ursprung solcher Doppelmythen aufzuhellen, wenn auch ohne Zweifel der Beweis, daß nicht nur Chione, sondern auch Niobe, die bisweilen die Mutter der Chione genannt wird, ein alter arischer Name für Schnee und Winter war, unseren Vergleich bedeutend stärken würde. Warum sollte

man diese Untersuchungen nicht begünstigen, warum sie sogar verwerfen? Es besteht ohne Zweifel ein Unterschied zwischen Göttern und Helden, die denselben Namen tragen, und Göttern und Helden, die nur denselben Charakter haben. Allein was diese Schule und insbesondere Gelehrte wie J. G. v. Hahn, Sir George Cox und Andrew Lang geleistet haben, hat sich oft als sehr wertvoll erwiesen, wenn auch nur als Vorarbeit für weitere Forschungen und linguistische Analyse. In einigen Fällen sind ihre Vergleichungen über die Grenzen verwandter Sprachen hinausgegangen. Wenn die von der genealogischen Schule gewonnenen Ergebnisse meistens linguistischer Kritik ausgesetzt sind, sind die der analogischen Schule meist wegen ungenügenden Beweismaterials beanstandet worden und wegen einer Neigung, charakteristische Verschiedenheiten unbeachtet zu lassen und anderseits auf Übereinstimmungen, die bisweilen mehr scheinbar als wirklich sind, zu viel Gewicht zu legen."

Wie sehr die letzteren Bemerkungen Müllers richtig sind, ließe sich durch zahlreiche Beispiele belegen. Um uns an den oben aus der Arbeit Richters über Rübezahl beigezogenen Fall zu halten, sei z. B. erwähnt, daß Richter die Natur Rübezahls als Sonnengott auch durch seine Verwandlung in ein Roß herleitet, weil die nordische Anschauung der Sonne zwei Rosse gibt, die Vedas von der Sonne als wildem mutigen Renner reden, die Walküren auf Wolkenrossen reiten, der Sunnawendmann auf dem goldenen Rößl sich zeigt, ja wohl als Roß selbst sichtbar wird, und auch Schiller von den Pferden der Eos singt. Auf ähnliche Weise gelangt ein anderer Rübezahlforscher, Böhm, zum Schlusse, daß der Berggeist als Wuotan, aber auch als Wintergott, Nachtgott, Sonnengott, St. Johannes und Swantowit angesehen werden kann. Ein dritter Forscher, v. Schulenburg, treibt die Schlüsse aus der Analogie so weit, daß er Rübezahl ohne weiteres zu Odhin macht, weil er als Bettler auftritt, trotzdem bekanntlich nicht nur Odhin, sondern auch Odysseus bei Homer, Jupiter bei Ovid und in allerlei Legenden Gott, Engel und Heilige als Bettler erscheinen. Nach v. Schulenburg ist übrigens Rübezahl als Müller auch Wintergott, da die mehlbestaubte Kleidung des Müllers ein Sinnbild des Schneegewandes der Natur ist (Zeitschrift für Volkskunde, Leipzig, Bd. I, S. 9, 50, 54).

Trotz derartiger Luftsprünge und Fehlschlüsse ist der leitende Gedanke der analogischen Methode unstreitig richtig und beachtenswert. Ebenso wie sie mit der linguistischen Schule Hand in Hand gehen und ihre Ergebnisse bestätigen kann — Etymologie und Analogie gehen vielfach nebeneinander her — ebenso führt die analogische Methode uns bei ihrer Fortentwicklung aus den engeren Grenzen der linguistischen Schule in das unendliche Gebiet der ethnologischen. Wenn nämlich die linguistische oder genealogische Schule sich stets auf eine gewisse sprachverwandte Gruppe der Menschheit beschränken muß — wenn auch nicht gerade auf die indogermanische — so ist diese Beschränkung bei der analogischen nur eine zufällige, durch ihre bisherige Abhängigkeit von der linguistischen Schule und dem früheren beschränkten Zustand des vorhandenen Materials veranlaßt. Indem sie ihre Grenzen immer mehr erweitert, gewinnt sie auch an Gründlichkeit der Ergebnisse und nähert sich so der ethnologischen, für die sie bedeutende Vorarbeiten

leistet. Durch die analogische Methode werden zunächst für beschränktere geographische Provinzen jene Parallelen gesammelt, welche der Ethnologe als sein wertvollstes Material wieder miteinander vergleicht.

Die ethnologische Schule. Diese auf den Grundsätzen von Bastian aufgebaute, von Tylor, Lang und anderen verfochtene Methode beruht auf den weitesten Grundlagen; sie hat die Einheit des Menschengeschlechtes stets vor Augen, sucht den gemeinsamen Völkergedanken zu erfassen und aus diesem heraus die Erklärung für typische Erscheinungen zu finden. Sie geht von dem Grundsatze aus, daß durch die scharfe Beobachtung aller zusammengehörigen Erscheinungen, wie sie sich in der reichsten Mannigfaltigkeit bei den Völkern der Erde finden, man am besten den ihnen gemeinsam zu Grunde liegenden Gedanken finden müsse. „Die ethnologische Schule" — sagt Müller a. a. O., S. 176 f. — „erweitert kühn ihren Horizont über die engen Grenzen von Völkern, die verwandte Sprachen reden, hinaus. Alle Übereinstimmungen zwischen den Mythen und Gebräuchen der zivilisierten wie der unzivilisierten Völkerstämme sind willkommen, ja je größer der Abstand ist, der die Stämme trennt, umso wichtiger scheinen die mythologischen Übereinstimmungen zu werden. Und das mit Recht. Denn wenn eine historische Berührung zwischen ihnen außer Frage ist, so gewinnt die Übereinstimmung natürlich ein psychologisches Interesse, weil ihre Erklärung nur in dem Ursprung aus unserer gemeinsamen Menschennatur gefunden werden kann, weil es zeigt, daß jene Mythen vernünftig in ihrer Unvernünftigkeit sind und eine Hyponoia selbst da besitzen, wo diese zu Grunde liegende Vernunft sich noch nicht entdecken läßt. Warum sollte Feindschaft zwischen dieser und den beiden anderen Schulen herrschen? Ist nicht die dritte Schule in Wirklichkeit bloß eine Erweiterung der zweiten, wie die zweite eine Erweiterung der ersten war? Sind nicht ihre Vergleichungen anregend und unterhaltend, selbst wenn sie nicht immer ganz überzeugen? Der Tadel, dem sich die Anhänger dieser Schule ausgesetzt haben, ist ungefähr der gleiche wie der, den man gegen die Verteidiger der analogischen Schule ausgesprochen hat, nur in viel höherem Grade. Man hat ihnen gezeigt, daß sie sich oft auf unzuverlässiges Beweismaterial verlassen haben, daß viele von ihnen sich nicht einmal für verpflichtet gehalten haben, die Sprachen, aus denen sie zitierten, zu lernen und daß sie infolgedessen nicht im stande gewesen sind zu unterscheiden, was in den abergläubischen Gebräuchen und Anschauungen der Griechen und Römer einerseits und in denen der Khoi-Khoi und Athapaskaner anderseits wirklich identisch ist und was nur identisch zu sein scheint. Die Entschuldigung, die es früher dafür gab, daß man diese Sprachen nur an Ort und Stelle und unter Lebensgefahr studieren könnte, gilt jetzt nicht mehr, wo wir Grammatiken und sogar Texte für die Sprachen der meisten Völker der Erde haben. Und doch tragen dieselben Leute, welche die Hilfe der Philologie beim Studium der Sitten und Anschauungen wilder Völker verschmähen, kein Bedenken, die durch geduldiges Studium von Gräzisten und Sanskritisten gewonnenen Ergebnisse zu kritisieren, obwohl selbst mit diesen klassischen Sprachen unbekannt, und warum? Weil klassische Philologen nicht unfehlbar sind. Und was soll das heißen, wenn man sagt: A muß Unrecht haben, weil B

von ihm abweicht? Heißt das irgendwie mehr, als wenn man behauptet, B müsse Unrecht haben, weil A von ihm abweicht? Hier hängt sicherlich doch alles von C ab, der zwischen A und B entscheiden kann.... Daß sich klassische Philologen zuerst an die Mythologie von Völkern wenden, deren Sprache sie verstehen und von denen man weiß, daß sie sprachlich verwandt sind, ist nur natürlich; daß sie geneigt sind, das ungeheure, von zahlreichen Anhängern der analogischen Schule gesammelte Material zu sichten, ist ebenfalls natürlich; und daß sie Bedenken tragen, den Behauptungen der Anhänger der ethnologischen Schule, besonders derer, die nur aus zweiter oder dritter Hand zitieren, mehr als eine vorläufige Zustimmung zu gewähren, ist das natürlichste von allem. Ich spreche als einer, der hauptsächlich innerhalb der engen Grenzen der genealogischen oder linguistischen Schule gearbeitet hat, allein ich habe nie die Vorurteile dieser Schule geteilt. Es ist nur zu wohl bekannt, daß es eine Zeit gab, wo ich trotz alles Spottes es wagte, selbst in die von der zweiten und dritten Schule erschlossenen Schächte hinabzusteigen und auf ein, wie es mir damals schien, vielversprechendes Arbeitsfeld hinzuweisen." Tatsächlich hat Müller z. B. schon in einer Besprechung von Tylors „Researches ... of civilisation" (London 1865) neben der indogermanischen Forschung die neue Richtung gelten lassen, wenn er z. B. bemerkt: „Wenn wir dieselbe Sitte in Indien und Griechenland antreffen, so neigen wir uns der Vermutung zu, daß sie einer und derselben Quelle entsprungen sei, und schreiben ihr Entstehen einer Periode zu, die der arischen Trennung vorausging. Wenn wir indes dieselbe Sitte in Amerika oder Australien vorfinden, so erhalten wir zugleich eine Warnung vor zu raschen Schlüssen ... und wir begreifen, weshalb bei den vergleichenden Studien der Sitten die Spezialstudien immer durch allgemeinere Beobachtungen überwacht werden müssen." (Essays II, Leipzig 1881, S. 261.) Auch in seiner oft zitierten Schrift „Indien in seiner welthistorischen Bedeutung" (1882/4), in welcher sonst der Wert der linguistischen Forschung und die Bedeutung der Vedas so überaus nachdrücklich betont wird, erkannte Müller den Wert der ethnologischen Forschungen im Prinzipe an, doch setzt er ihr freilich sofort Bedenken entgegen. Eine für diese Anschauungen Müllers sehr lehrreiche Stelle aus dieser Schrift (S. 89 f.) möge hier noch wiedergegeben werden: „Es ist immer eine Lieblingsvorstellung derjenigen gewesen, welche sich ‚Menschenforscher' oder Anthropologen nennen, daß wir, um die frühesten oder sogenannten prähistorischen Phasen in der Entwicklung des Menschen kennen zu lernen, das Leben der wilden Völker studieren sollten, wie wir es noch in einigen Teilen von Asien, Afrika, Australien und Amerika beobachten können. Darin liegt viel Wahrheit, und nichts kann nützlicher sein als die Beobachtungen, welche wir in den Werken von Gelehrten wie Waitz, Tylor, Lubbock u. a. gesammelt finden. Doch seien wir aufrichtig und gestehen wir ein, daß das Material, auf welches wir uns hier zu verlassen haben, oft äußerst unzuverlässig ist. Und nicht bloß dies. Was wissen wir von den wilden Völkerschaften außer dem letzten Kapitel ihrer Geschichte? Gewinnen wir jemals eine Einsicht in ihre Vergangenheit? Können wir begreifen, was denn doch überall die wichtigste und lehrreichste Lektion ist, die wir zu lernen haben, wie sie zu

dem geworden sind, was sie sind? Da ist allerdings ihre Sprache, und in dieser sehen wir Spuren einer Entwicklung, die auf ferne Zeitalter hinweisen, gerade so wie das Griechische des Homer oder das Sanskrit der Vedas. Ihre Sprache beweist allerdings, daß diese sogenannten Heiden, mit ihren komplizierten Systemen von Mythologie, ihren künstlichen Gebräuchen, ihren unverständlichen Grillen und Rohheiten, nicht die Geschöpfe von heute oder gestern sind. Wenn wir nicht eine besondere Schöpfung für diese Wilden annehmen, müssen sie so alt sein, wie die Hindus, die Griechen und die Römer, so alt wie wir selbst. Wenn wir Lust haben, können wir natürlich annehmen, daß ihr Leben ein stationäres gewesen ist und daß sie heutzutage das sind, was die Hindus vor 3000 Jahren nicht mehr waren. Aber das ist eine reine Vermutung und wird durch die Tatsachen ihrer Sprache widerlegt. Sie können durch wer weiß wie viele Wechselfälle hindurchgegangen sein, und was wir als primitiv ansehen, kann bei dem Wenigen, was wir davon wissen, ein Rückfall in die Barbarei sein oder eine Verderbnis von etwas, was in seinen früheren Zuständen vernünftiger und verständlicher war (vgl. oben S. 79 f.). Warum sollte also diese Oberfläche von Barbarei für uns die niedrigste Entwicklungsstufe des menschlichen Lebens vorstellen, gerade die Anfänge der Zivilisation, etwa nur darum, weil wir nicht unter jene Oberfläche in die Tiefe dringen können? Man wolle mich jedoch nicht mißverstehen. Ich mache keine größeren Ansprüche für die alte indische Literatur, als ich sie bereitwillig den Fabeln und Überlieferungen und Gesängen der wilden Völker zugestehen würde, wie wir sie gegenwärtig in dem sogenannten Naturzustande studieren können. Beides sind für den Anthropologen wichtige Dokumente."

Mit Absicht haben wir uns länger bei der Schilderung des Verhältnisses der drei Schulen zueinander aufgehalten; denn dem Schreiber dieser Zeilen ist es aus Erfahrung bekannt, wie die übermäßigen gegenseitigen Anklagen geneigt sind, jüngere Forscher zu verwirren, statt ihre Anschauungen zu klären. Mit Absicht sind daher oben jene Stellen mitgeteilt worden, welche die Wertschätzung des berühmten Ethnologen Bastian für die klassische Philologie und die Linguistik überhaupt dartun: in ihnen will der Altmeister der deutschen ethnologischen Schule eine Kontrolle der noch unstäten allzujungen Prinzipien dieser Schule finden. Und nun sehen wir, daß Müller, der Hauptvertreter der Linguisten, doch wieder auch geneigt war, die Ergebnisse der Spezialforschungen dieser durch die allgemeineren der Ethnologen zu überwachen. Wir halten es für viel vernünftiger, auf diese Momente hinzuweisen, die geeignet sind, den Frieden und die einträchtige Arbeit auf dem Gebiete der Völkerwissenschaft herzustellen, als daß immer wieder durch einseitige Nörgelei der unfruchtbare Streit genährt werde. Mit Recht ruft Müller einmal aus: „Aber warum sollen denn nicht die Vertreter der verschiedenen Schulen in Harmonie miteinander wirken? Sie haben dasselbe Ziel im Auge: zu rationalisieren, was in den alten Glauben und Gebräuchen irrationell erscheint. Mögen die Anhänger einer jeden ihre Arbeit gewissenhaft, ernsthaft und im wissenschaftlichen Geiste

betreiben, und alles echte Gold, das sie aus ihren verschiedenen Schächten zu Tage fördern, wird höchst willkommen sein."

Es ist schon im Kapitel IV darauf verwiesen worden, daß S. Fr. Krauß, der durchaus der ethnologischen Schule angehört, mit vollem Rechte betont, daß jede ethnologische Erscheinung vor allem erst innerhalb der Grenzen einer einzigen geographischen Provinz auf das allergenaueste ermittelt werden müsse; erst nachdem durch dieses spezialisierende Studium die typischen Erscheinungen und Abweichungen festgestellt worden sind, kann man zu diesen Parallelen außerhalb der einen Provinz suchen und so zu dem allgemeinen ethnologischen Vergleiche fortschreiten. So richtig diese Bemerkungen sind, ebenso richtig ist es aber auch, daß auf dem Wege dieser fortschreitenden, immer weitere Kreise ziehenden Forschungsmethode zunächst ein Stadium erreicht werden muß, welches dem der linguistischen Methode zukommenden entspricht, und erst dann jenes, welches der ethnologischen Methode völlig Genüge tut. Wer also z. B. seine Forschungen bei den Negern beginnt, der wird in einem gewissen Stadium seiner Arbeit die Überlieferungen und Sitten aller genealogisch zusammengehörigen Völker vergleichen, bevor er diese mit anderen fernerstehenden in Beziehung setzt. In dem Augenblicke, da er daran geht, die Überlieferungen sämtlicher Negervölker zu vergleichen und zu erklären, könnte für ihn das Bestehen einer linguistischen Schule auf diesem Sprachgebiete von höchster Wichtigkeit sein; denn sie würde, wenn auch nicht alles, so doch vieles für ihn zurecht gelegt haben, das ihn in der überaus umfangreichen Arbeit unterstützen würde. Und so werden auch die Ethnologen, welche mit einem europäischen Volke beginnen, wenn sie über den Kreis desselben hinweggekommen sind, nicht so leichten Kaufes manche Ergebnisse der tatsächlich bestehenden indogermanischen Philologenschule sich entgehen lassen. Es ist doch so, wie der Ethnologe Gomme, vielleicht zum Verdruß manches seiner Anhänger, gesagt hat: Anfangspunkt für unsere Folklore ist eines der europäischen Länder; dann wird fortgeschritten zum Vergleiche mit dem übrigen europäischen Folklore; in dritter Stufe steht die Bezugsetzung zum indischen Folklore (das ist eben der Kernpunkt unserer linguistischen Schule); als höchster Grad verbleibt die Bestimmung der Verwandtschaft zu den Gebräuchen der Wilden, oder richtiger gesagt, zu der gesamten anderen Menschheit.

In der Regel wird also jeder Volksforscher, der eine beobachtete Erscheinung erklären will, zunächst genau alles Material zu ermitteln haben, welches sich in der Überlieferung eines Volkes findet. Durch Vergleichung der verschiedenen Erhebungen wird er das Typische, Grundlegende feststellen und durch Vergleich dieser Erkenntnis mit den Ergebnissen der Forschung bei anderen Völkern, in der oben geschilderten stets fortschreitenden Weise, den tiefsten Grund zu erforschen suchen. Diesen weiten Weg wird man freilich nicht immer wandeln können; oft wird dies auch nicht nötig sein, da man häufig schon früher die erwünschte Erklärung gefunden haben wird. Daß man bei dieser Arbeit die Sprachwissenschaft, die Völkerpsychologie und die Geschichte häufig als wichtige Hilfsmittel herbeiziehen wird, ist unzweifelhaft. Wie wichtig es für diese Studien ist, die

Echtheit und das Alter eines Brauches und die Echtheit der Überlieferung festzustellen, liegt klar am Tage; schon deshalb ist auch die literarische Seite der Volkskunde, die Durchforschung älterer Schriftsteller und Urkunden, von hohem Werte.

Von ebenso hoher Bedeutung für die richtige Erklärung von Volksüberlieferungen scheint aber das Studium der jungen, man möchte sagen, vor unseren Augen entstehenden Äußerungen derselben zu sein. Es ist doch ganz unzweifelhaft, daß die alte Sagenbildung nach ganz ähnlichen Grundgesetzen sich vollzog wie die moderne, denn der Volksgeist bleibt in dieser Beziehung immer derselbe. Indem also der Volksforscher die Gesetze und Bedingungen kennen lernt, unter denen neue Überlieferungen sich bilden, indem er erfährt, wie Volksfeste u. dgl. in Gebrauch kommen können, lernt er auch vieles kennen, was seine Sinne für die Erkenntnis älterer Überlieferungen schärft. Uns scheint also das Studium dieser Neuschöpfungen für den Volksforscher von hoher Bedeutung zu sein. Wenn Gomme die neu entstehenden Sitten u. dgl. aus der Folklore ausschließen will, weil diese ihrem innersten Wesen nach auf alte Überlieferungen angewiesen ist und das Moderne von sich fernhalten müsse, so kann dies nur mit gewisser Einschränkung gelten. Ja nicht einmal die Anschauung Hartlands, daß diese sich neu bildenden Überlieferungen zwar neben den Resten der alten (survivals) und neben den archaistischen Vorstellungen in das Folkloregebiet gehören, wenn sie auch für die Analyse des menschlichen Denkens von minderem Nutzen wären, kann man gelten lassen; es scheint vielmehr gerade der Umstand, daß man die neu entstehenden Überlieferungen mit den wirklichen Verhältnissen vergleichen kann, besonders geeignet zu sein, die Tätigkeit der Volksphantasie aufzuklären. Mit Recht sagt daher Miß Burne, daß diese Neuschöpfungen dem philosophisch geschulten Beobachter die Tätigkeit des ungelehrten Menschengeistes enthüllen; sie hält daher auch ihre Zugehörigkeit zum Folklore als ganz unzweifelhaft. Wenn Burne bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß die folkloristischen Neubildungen durch die falsche Auslegung unverstandener Tatsachen entstehen, so muß dazu bemerkt werden, daß nicht nur diese, sondern auch ungewöhnliche und überhaupt allgemeines Aufsehen erregende Ereignisse hierzu Anlaß bieten können. Darüber hat Mannhardt schon im I. Bande (1878) der „Mélusine“ gehandelt und an Beispielen verdeutlicht, daß dieselben Kräfte, die vor alters sich schöpferisch erwiesen, noch heute, wenngleich in engeren Kreisen, ihre Wirksamkeit entfalten (man vergleiche den „Kritischen Jahresbericht“ von Vollmöller, Bd. IV, III. Abteil., S. 4—6). Durch jedes neue Beispiel dieser Art, das festgestellt und erläutert wird, treten wir nicht nur dem Geheimnisse des Völkergedankens und seiner Tätigkeit näher, sondern wir scheiden zugleich auch modernes Volksgut vom alten ab, was für gewisse Forschungen ebenso wichtig ist. Wer z. B. erkannt hat, wie der im Jahre 1745 erschossene Räuberhauptmann Doubusch im Laufe von wenigen Jahrzehnten geradezu zu einer in mythisches Dunkel gehüllten Persönlichkeit geworden ist, der wird volles Verständnis für ähnliche Vorgänge in der älteren Überlieferung erhalten. Wer erfährt, wie das Bauernvolk in den Karpaten an das Fortleben des Kronprinzen Rudolf glaubt, dem wird das Entstehen von Sagen

wie jene von Kaiser Barbarossa klar. Und wenn wir erfahren, daß das phantastische, fast einer Kultfeier gleichende Rosenfest von Hlinitza in der Bukowina (Zeitschrift für österreichische Volkskunde, IV, S. 154) erst vor etwa 20 Jahren aus einer vom dortigen Gutsbesitzer eingeführten Schönheitskonkurrenz entstanden ist, wird bei der Beurteilung des Alters ähnlicher Feste und ihrer Bedeutung vorsichtig zu Werke gehen. Die vor unseren Augen jetzt sich immer mehr einbürgernde sozial-demokratische Maifeier wird sich im Laufe der Zeit vielleicht zu einem allgemeinen Volksfeste mit feststehenden Sitten und Gebräuchen entwickeln; ein künftiger Forscher könnte dann leicht sie als eine uralte Kulthandlung erklären wollen.

SECHSTES KAPITEL.

Die Volkskunde in der Schule.

Da dieses Buch vorzüglich für Lehrer bestimmt ist, so sollen am Schlusse einige Bemerkungen über die Beschäftigung mit der Volkskunde in der Schule gemacht werden.

Bei der hohen Bedeutung, welche der Volkskunde als einem Zweig der Völkerwissenschaft zukommt, wäre es gewiß angezeigt, wenn derselben unter den Gegenständen, die in unseren Schulen gelehrt werden, entsprechende Berücksichtigung zu teil würde. Bekanntlich ist aber dafür im Lehrplan nicht vorgesorgt und es wird gewiß auch noch lange dauern, bis das geschehen wird. Übrigens darf man sich die Schwierigkeit nicht verheimlichen, daß die Überbürdung der Schuljugend bereits so weit gediehen ist, daß man sich scheuen muß, noch an irgend einen neuen Unterrichtsgegenstand zu denken; ebenso schwierig sind aber Vorschläge darüber, welcher bereits eingeführte fallen oder beschränkt werden sollte, um einem neuen Platz zu machen.

Aber auch ohne daß die Volkskunde als besonderer Unterrichtsgegenstand eingeführt und ohne daß der Jugend eine neue Bürde aufgelegt würde, kann der für unseren Gegenstand eingenommene Lehrer vieles mitteilen und manchen schönen Erfolg erzielen. Die Volkskunde gehört nämlich zu jenen Stoffen, die sich gelegentlich bei den mannigfaltigsten Anlässen mitteilen lassen, und ebenso hat sie das regste Interesse für sich, so daß Mitteilungen aus ihrem Kreise ohne Schwierigkeiten aufgenommen und behalten werden.

Vor allem muß man sich darüber klar werden, daß es durchaus nicht darauf ankommt, etwa die Volkskunde aller Völker oder — wenn wir z. B. auf Österreich Rücksicht nehmen — auch nur jene der mannigfaltigen Völker dieses Reiches zu behandeln. Es ist vielmehr genug, wenn das Volk oder die Völker des jeweiligen Heimatlandes nähere Berücksichtigung

---

Literatur. Zu diesem Kapitel kann keine theoretische Literatur genannt werden, da die Behandlung der Volkskunde in der Schule bisher fast völlig unbeachtet geblieben ist. Doch enthalten einige der zu den früheren Kapiteln genannten Schriften einzelne Bemerkungen. Die das wichtigste Material darbietenden Werke sind im Text genannt.

finden und nur gelegentlich Vergleiche mit anderen angestellt werden. Der Zweck dieser Mitteilungen in der Schule kann ja nicht der sein, eine Masse von speziellen Kenntnissen über die Sitten, Gebräuche und Anschauungen zahlreicher Völker zu vermitteln; das würde eine völlig verfehlte Methode sein, denn sie wäre von einem derartigen Stoffandrang begleitet und böte eine solche Masse von schwer auseinander zu haltenden Einzelnheiten, daß hierdurch jede Lust und Freude an dem Gegenstande erdrückt würde.

Ganz anders gestaltet sich die Behandlung der Volkskunde, sobald man sich der Hauptsache nach nur auf die Bevölkerung der Heimat beschränkt. Da hat man für sich eine Fülle des Interesses und Verständnisses; eine Unzahl von Anknüpfungspunkten ist vorhanden; die Schüler können wiederholt zur Mitarbeit beigezogen werden, der Stoff vor ihren Augen gewonnen und klargelegt werden. Da ist nichts toter Ballast; vielmehr übergeht jede Bemerkung in frisches, fruchtbringendes Wissen. Werden dann aber an die heimatlichen Verhältnisse vergleichende Bemerkungen über fremde geknüpft, so treten sie in diesen lebendigen Interessenkreis, und Übereinstimmung wie Abweichung zwischen diesen und jenen bieten ebenso viele Anknüpfungspunkte. Wenn z. B. über das Johannisfeuer oder den Julklotz gesprochen wird, so muß dies jeden interessieren, der einem Sonnwendfeuer beigewohnt hat oder zu Weihnachten unter dem brennenden Weihnachtsbaume saß. Dann aber hört er auch gewiß mit größtem Interesse, daß z. B. bei den Huzulen in den Waldkarpaten am 24. Dezember mittels Reibens zweier Hölzer das „lebendige Feuer“ angefacht wird und daß dieses bis zum heiligen Dreikönigstage ohne Unterbrechung unterhalten wird. An diesem Feuer darf keine Pfeife angezündet werden: es ist also ein Kultfeuer, wie es dieses Hirtenvolk auch im Sommer beim Eintreffen der Herden auf den Almen anzuzünden pflegt. Das Kultfeuer darf auch nicht auf moderne Weise angezündet werden, sondern durch Reiben. Ähnliches erfahren wir von der sogenannten Feuerweihe in den Orten Rauris und Bucheben (Salzburg) am Sonnwendtage: „Auf dem Friedhofe wird durch Schlagen mit Feuerstein und Stahl ein kleiner Haufen dürren Holzes entzündet; dies darf aber nicht mit einem Streichhölzchen geschehen. Von jedem Gehöfte kommen die Burschen mit auf einem Stock befestigten Bündel Erlenhölzer, die durch einen Reifen zusammengehalten werden. Sobald das Feuer geweiht ist, brennt jeder sein Bündel an, um mit dem neugeweihten Feuer ein neues auf dem Herde seines Heims zu entzünden.“ Nach diesen Bemerkungen wird es aber dann auch allgemein interessieren und gemerkt werden, daß auch bei den Indianern Nordamerikas beim Anbruch des Winters (im November) eine „Neufeuer-Zeremonie“ stattfindet. Bei derselben wird ebenfalls das neue Feuer mittels Reibens von Hölzern erzeugt. Von diesem heiligen Feuer aus werden dann die anderen entzündet. Dieses Feuer muß dann während der ganzen Dauer der noch folgenden Zeremonien unterhalten werden (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft, Wien, Bd. XXXI, S. 107 f.). Es ist selbstverständlich, daß man bei derartigen vergleichenden Ausführungen auch Erklärungen des Entstehens und der Bedeutung der Bräuche bieten wird, wo dies eben möglich ist, wie in dem eben behandelten Falle. Auf diese Weise können also vergleichende und anregende Betrachtungen mit

Leichtigkeit an die Behandlung einheimischer Verhältnisse geknüpft und das Interesse und Verständnis für volkskundliche und ethnologische Fragen erweckt werden. Nicht die Masse des Mitgeteilten, sondern die glückliche Auswahl und die Art und Weise des Mitteilens ist für den Erfolg ausschlaggebend.

Die Gelegenheit zu derartigen Mitteilungen ergibt sich sehr oft. Selbstverständlich wird man vor allem die Behandlung des Heimatlandes in der Geographie und Vaterlandskunde hierzu verwenden; denn man wird bei diesem Unterrichte mehr als sonst das Wichtigste über die heimische Bevölkerung sagen können. Ebenso gibt das Geschichtsstudium zu mancherlei Mitteilungen Anlaß; man vergesse insbesondere nicht bei der Erwähnung alter Volkssitten, Überlieferungen, Volksfeste u. dgl. auf das Fortbestehen derselben oder doch auf ganz ähnliche Erscheinungen der Gegenwart hinzuweisen. Ebenso wird man bei der Lektüre, in welcher wiederholt Sagen, Gebräuche u. dgl. berührt werden, stets wieder Gelegenheit finden, auf volkskundliche Fragen einzugehen, die fremden mit den heimischen zu vergleichen, auf das Alter derartiger Bräuche hinzuweisen. Zu solchen Bemerkungen geben nicht nur alte Schriftsteller, ferner volkstümliche Epen, Märchen und andere Volksüberlieferungen Veranlassung, sondern auch Werke unserer modernen Dichter, worüber man die Ausführungen oben S. 27 und 69 f. vergleichen mag. Mit Nutzen wird der Lehrer volkskundliche Gegenstände auch als Themen für schriftliche Arbeiten verwenden. Fragen, wie z. B. „Die Weihnachtsfeier im Heimatsort“, „Das Osterfest“, „Das Kirchweihfest“, „Die Leichenfeier“ u. dgl. gehören gewiß zu den dankbarsten Stoffen für Schulaufgaben, weil sie den Schüler zur Selbständigkeit anregen, ihn gewöhnen, mit offenen Augen in die Welt zu blicken, seine Beobachtungsgabe schärfen. Besprechungen über volkskundliche Stoffe, die man bei passender Gelegenheit an die sich darbietenden Stellen der Lektüre u. dgl. anknüpft, gestalten sich oft zu einem regen Gedankenaustausch zwischen Lehrer und Schüler; sie erwecken das Interesse auch für den fernerliegenden Gegenstand, weil der Schüler durch die sich ergebenden Anknüpfungspunkte mit ihm bekannten Verhältnissen jenem nähertritt. Wenn der Lehrer z. B. seinen Schülern von der Verehrung gewisser Tiere bei den Ägyptern erzählt, so darf er nicht den Hinweis unterlassen, daß auch noch gegenwärtig einzelne Tiere, z. B. der Storch, die Schwalbe, aber auch die Schlange, das Wiesel gewisser Verehrung oder doch abergläubischer Scheu sich erfreuen; man verehrt die ersteren, weil sie als nützliche Freunde des Menschen gelten, man scheut diese als gefährliche Feinde; wie man in Ägypten den Apis verehrte, so gibt es z. B. bei den Ruthenen einen „Ochsenfeiertag“ (25. April a. St. = 8. Mai n. St.), an dem diese Tiere zu keiner Arbeit verwendet werden dürfen: wer diesem Brauche zuwiderhandelt, erleidet Schaden; mit den Ochsen feiern auch die Besitzer, indem sie den ganzen Tag über nichts tun. Solche Bemerkungen stellen zwischen einst und jetzt, dem Fremden und dem Bekannten feste Brücken her, an deren Köpfen Verständnis und Gedächtnis treue Wache halten. Zur Besprechung materieller Kulturentwicklung geben besonders Exkursionen Veranlassung. Indem man diese volkstümlichen Verhältnisse bespricht, wird man stets die guten und nachteiligen Seiten derselben hervor-

heben können. Dazu gibt die Schilderung der Wohnungsverhältnisse, des Feldbaues, der Viehzucht u. s. w. willkommene Veranlassung. Übrigens werden Beobachtungen bei Ausflügen auch sonst vielfach Gelegenheit geben, auf volkskundliche Fragen zurückzukommen.

Der hohe Wert der Volkskunde für die Erweckung der Heimats- und Vaterlandsliebe ist unstreitig; nur wer sein Volk durch und durch kennt, der kann es wahrhaftig lieben und für dasselbe gedeihlich wirken. Wir haben schon oben S. 46 ff. darüber ausführlich gehandelt und verweisen daher auf diese Ausführungen. Ebenso wertvoll ist es aber, daß durch vergleichende Bemerkungen über alte und neue Gebräuche, über Überlieferungen der Fremde und der Heimat sich der Gesichtskreis des Schülers erweitere; es ihm bewußt werde, daß unsere Kultur das fortschreitende Ergebnis langer Entwicklung sei, daß zwischen einst und jetzt zahlreiche Anknüpfungspunkte existieren, daß zwischen den verschiedenen Völkern der Erde mannigfaltige Beziehungen bestehen, ein Völkergeist sie beherrscht und sie verbindet. Insbesondere der Unterricht in der Geschichte, welcher auf diese Umstände, auf diese Wechselbeziehungen keine Rücksicht nimmt, ist unfruchtbar.

Ein Haupterfordernis der Behandlung der Volkskunde ist unbedingt, daß das Volkstum in seinen edlen und idealen Teilen unangetastet bleibe. Mit kundiger und zugleich feinfühlender Hand müssen die Auswüchse ausgeschieden, der Rest gepflegt und gehegt werden. Wie die religiöse Überzeugung und die Muttersprache, so ist auch das Volkstum ein hohes ideales Gut. Alle idealen Güter der Menschheit bilden aber ein so festgefügtes Ganze, daß, wer eines von ihnen zerstört, den ganzen Bau ins Wanken und Fallen bringt. Wie ein Tropfen Gift ins Blut des lebenden Organismus gebracht, gar bald alle seine Teile vergiftet und zersetzt, so vergiftet das Volk jeder Angriff auf eines seiner idealen Güter. Wer die Religion eines anderen, seine Nation, seine Sprache angreift, der hat schon auch den Dolch gegen sich selbst gerichtet; wer das Volkstum in seinen idealen Seiten, mit seinem treuen Hangen am Alten, seiner Treue und Liebe zur Vätersitte dem Hohne preisgibt, der pflanzt in dasselbe jene zerstörenden Gewalten, die einst alles zu vernichten drohen. Mit Recht sagt Żmigrodzki (Die Mutter bei den Völkern arischen Stammes, S. 346 ff.): „Der Materialismus und die daraus folgende zu große Nüchternheit, eine krankhafte Erscheinung, geht, nachdem sie sich der städtischen Bevölkerung schon bemächtigt hat, jetzt aufs Land. Die materialistische Nüchternheit nenne ich eine Krankheit, weil die Phantasie zu den Bedürfnissen eines geistig gesunden Menschen gehört und man sie zu den Bildungselementen ersten Ranges rechnen muß. Die Erscheinung dieser psychischen Krankheit wird, wie es bei vielen physischen Krankheiten der Fall ist, desto stärker sein, je urwüchsiger, je vollkräftiger der affizierte Organismus ist. Deswegen muß man die Folgen fürchten, wenn diese Krankheit weiter so vorgehen sollte und sich auch der Landbevölkerung bemächtigen würde. Das erste Symptom dessen ist gerade das Absterben der Volkssitten und Traditionen, das Dahinschwinden des ländlichen Gemütslebens. Deswegen beklage ich innig diesen Verlust, und es tut mir sehr weh um unser Landvolk.... Nicht das Verschwinden

des Aberglaubens, sondern den Gemütsverlust beim Volke betrauere ich. Man nimmt so viel damit dem Volke, ohne ihm dafür etwas zu geben...."

Selbstverständlich ist es, daß der Lehrer zunächst selbst sich die entsprechenden Kenntnisse verschaffen muß. Es genügt aber nicht etwa ein Werk über denjenigen Volksstamm zu lesen, den man zu behandeln die Absicht hat. Man wird vielmehr, nachdem man sich genauere Kenntnis über die heimatlichen Verhältnisse verschafft hat, vor allem auch das passende Vergleichsmaterial herbeischaffen müssen. Die eingehende Kenntnis des heimischen Volkstammes verschafft man sich außer aus der vorhandenen Literatur am besten durch eigene Forschung; nur derjenige Lehrer, der auch selbst Volksforscher ist, wird mit vollem Erfolge arbeiten können; nur er wird auch seine Schüler zur Selbstbetätigung auf diesem Gebiete anregen können und dadurch denselben reges Interesse einflößen. Das Vergleichsmaterial mit dem heimischen Volksstamm muß sich aber vollends jeder selbst herbeischaffen; kennt man diesen eingehend, so wird die Lektüre jedes Werkes über verwandte und fremde Völker und ebenso die Durchsicht der volkskundlichen und ethnographischen Zeitschriften vielerlei Stoff zum Vergleiche darbieten. Vor allem wird man Andrees „Ethnographische Parallelen und Vergleiche" und Hellwalds „Ethnographische Rösselsprünge" mit Erfolg benutzen. Aus diesen Werken lernt man in trefflicher Weise das Wesen der vergleichenden Betrachtung kennen und erhält reiche Anregungen, die man bei der Lektüre volkskundlicher und ethnographischer Werke zum Zwecke des Vergleiches mit den heimatlichen Verhältnissen weiter verfolgen kann. Die gefundenen Vergleichsstellen wird man sich natürlich in geeigneter Weise notieren müssen. Am besten verzeichnet man jede Stelle auf einem besonderen Blatt Papier; es ist dies eine dankenswerte, auch literarisch verwertbare Arbeit.

Für den Lehrer, welcher durch unsere Ausführungen veranlaßt wird, sich vor allem zunächst mit der heimatlichen Volkskunde zu beschäftigen, möge hier noch die wichtigste Literatur zusammengestellt werden. Es werden nur die notwendigsten Andeutungen gemacht, um — wenn man so sagen darf — den ersten Schritt ins volkskundliche Gebiet zu erleichtern. Hierbei kann aber nur auf Österreich-Ungarn und auf Deutschland Rücksicht genommen werden.

Über die Völker Österreich-Ungarns besitzen wir mehrere leicht zugängliche Werke, in denen man über dieselben Belehrung finden kann. Es ist dies nicht unwichtig, da die große Mannigfaltigkeit der Bevölkerung sonst nicht unbedeutende Schwierigkeiten schaffen würde.

Vor allem sei auf das monumentale Werk „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild" (Kronprinzenwerk) verwiesen, das in seinen, den einzelnen Kronländern gewidmeten Bänden, von Spezialforschern verfaßte, reich illustrierte Artikel über alle, die einzelnen Provinzen bewohnenden Volksstämme bietet. Man hat also hier das beste Mittel an der Hand, in Wort und Bild sich leicht über die Bevölkerung jedes Landes, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Lebensweise, Wohnungen, Beschäftigung, Sprache, Literatur belehren zu können. Überdies ist das Werk allgemein zugänglich, da es wohl in jeder größeren Schulbibliothek aufliegt.

Als ein in der Schule trefflich verwendbares Lehrmittel sind die „Wandbilder der Völker Österreich-Ungarns“ gezeichnet vom Maler A. Trentin, herausgegeben von Prof. Dr. F. Umlauft (Wien, Pichler) zu bezeichnen. Die großen in reichem Farbendruck ausgeführten Blätter entsprechen durchaus der Natur; sie sind nach an Ort und Stelle aufgenommenen Originalen gezeichnet, so daß nicht nur die Nationaltrachten echt, sondern auch die Physiognomien und die Umgebung, das Hausgerät u. s. w. lebenswahr sind. Dieses Bilderwerk enthält folgende Typen: Deutsch-Tiroler (Passeier); Deutsche aus der Egerer Gegend in Böhmen; Siebenbürger Sachsen; Tschechen aus der Pilsner Gegend; Polen (Krakowiaken); Ruthenen (Huzulen); Magyaren; Rumänen; Kroaten; Bosniaken. Zu diesem Bilderwerke existiert auch ein kurzer erklärender Text.

Neben diesen Werken kommt besonders in Betracht die Sammlung: „Die Völker Österreich-Ungarns. Ethnographische und kulturhistorische Schilderungen“ (Wien und Teschen, 1881—1885). Diese Sammlung enthält folgende Bände:

1. K. Schober, die Deutschen in Nieder- und Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Kärnten und Krain.
2. J. Bendel, Die Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien.
3. J. H. Schwicker, Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen.
4. J. Egger, Die Tiroler.
5. P. Hunfalvy, Die Magyaren.
6. J. Slavici, Die Rumänen in Ungarn, Siebenbürgen und der Bukowina.
7. G. Wolf, Die Juden.
8. J. Vlach, Die Tschecho-Slaven.
9. J. Szujski, Die Polen nnd Ruthenen in Galizien. Als Ergänzung hierzu Kaindl, Die Huzulen. ihr Leben, ihre Sitten und ihre Volksüberlieferung (Wien 1894), und V. Šuchevyč, Hucul'ščyna, d. i. das Huzulenland (Lemberg 1899—1902).

10\. 1. Hälfte. J. Šuman, Die Slovenen.

10\. 2. Hälfte. J. Starè, Die Kroaten im Königreiche Kroatien und Slavonien.

11\. Th. v. Stefanović Vihovsky, Die Serben im südlichen Ungarn, in Dalmatien, Bosnien und in der Herzegowina. Mit einem Anhang: Die südungarischen Bulgaren von G. Czirbusz.

12\. J. H. Schwicker, Die Zigeuner in Ungarn nnd Siebenbürgen.

Weniger ausführlich findet man die Bevölkerung Österreich-Ungarns auch vom volkskundlichen Standpunkt betrachtet in dem Sammelwerke: „Die Länder Österreich-Ungarns in Wort und Bild.“ Herausgegeben von Prof. Dr. Fr. Umlauft (Wien 1881/9). Diese Sammlung umfaßt:

1. Fr. Umlauft. Das Erzherzogtum Österreich unter der Enns.
2. Ferd. Grassauer, Das Erzherzogtum Österreich ob der Enns.
3. J. M. Jüttner, Die gefürstete Grafschaft Tirol und Vorarlberg.
4. K. Jauker, Das Herzogtum Steiermark.
5. E. Richter, Das Herzogtum Salzburg.
6. O. Steinwender, Das Herzogtum Kärnten.

7. V. Langhans, Das Königreich Böhmen.
8. L. Smolle, Die Markgrafschaft Mähren.
9. A. Peter, Das Herzogtum Schlesien.
10. J. Jandaurek, Das Königreich Galizien und Lodomerien und das Herzogtum Bukowina.
11. F. Swida, Das Herzogtum Krain, das Küstenland und das Königreich Dalmatien.
12. J. H. Schwicker, Das Königreich Ungarn.
13. K. Reissenberger, Das Großfürstentum Siebenbürgen.
14. Fr. S. Krauß, Die vereinigten Königreiche Kroatien und Slavonien.
15. M. Hoernes, Bosnien und die Herzegowina.

Für Deutschland bestehen leider noch nicht umfassende Sammelwerke, in denen jedes Land oder jeder Volksstamm seine besondere gleichmäßige Behandlung gefunden hätte. Indes ist hier die Bevölkerung eine weit einheitlichere als in Österreich-Ungarn; sie bietet daher auch weniger Schwierigkeiten. Zu berücksichtigen sind hier vorwiegend deutsche Stämme; daneben kommen nur noch Slaven in Betracht. Für beide Gruppen haben die letzten Jahre zunächst zwei allgemeine Werke gebracht, welche zu den besten unserer Literatur zählen, nämlich: „Deutsche Volkskunde“ von E. H. Meyer (Straßburg, K. J. Trübner, 1898) und „Die Slaven in Deutschland“ von F. Tetzner (Braunschweig, F. Vieweg, 1902).

Das Buch von Meyer wird jedem, der deutsche Volkskunde betreiben will, ein ausgezeichneter Führer sein. Es behandelt in überaus anregender Weise Dorf und Flur, das Haus, Körperbeschaffenheit und Tracht, Sitte und Brauch, Volkssprache und Mundarten, Volksdichtung, endlich Sagen und Märchen. Es sind treffliche Darstellungen, die freilich nicht ein bestimmtes Land oder einen bestimmten deutschen Stamm berücksichtigen, vielmehr zumeist das allgemein Typische zusammenfassen. Damit bietet das Buch aber auch die beste Grundlage für weiteres Spezialstudium jedes deutschen Volksstammes. Dazu kommt die Fülle von Anregung, welche dasselbe gibt. „Dieses Buch“, sagt der Verfasser, „ist ein Buch der Beispiele, gleichsam ein in die erzählende Form gegossener Fragebogen. Es soll die vielfältigen Töne des Themas anschlagen, die Leitmotive hervorheben und bald hierhin bald dorthin zeigen, zur Mitbeobachtung und Mitforschung anregen und die Teilnahme der Leser den bereits bestehenden wie den noch sich bildenden Organen und Vereinen für deutsche Volkskunde zuwenden. Es hofft dabei selber, von allen Seiten her mannigfach berichtigt und ergänzt zu werden, und gerade darauf ist es angelegt. So soll die Laienhilfe immer mehr in wissenschaftliche Bahnen einlaufen; so soll eindringliches Verständnis die höheren Klassen, die mit den Worten ‚Aberglauben‘, ‚Roheit‘ und anderen Schlagwörtern so vieles Volkstümliche schnell fertig abtun, den niederen nähern. Unser Jahrhundert darf nicht schließen, ohne daß eine wirkliche, eingehende Kenntnis des Volkes in den weitesten Kreisen wenigstens angebahnt wäre.“ Dieses Buch wird gewiß in vielen Lesern jenes Gefühl erwecken, dem ein dankbarer Schüler Meyers mit den Worten Ausdruck verliehen hat: „Uns sind jetzt erst die Augen geöffnet über unsere Heimat,

über unser Volk und unser eigenes Leben.“ Neben dem Buche von Meyer wird man zur allgemeinen Vorbereitung vor allem noch das reichhaltige Werk von A. Wuttke, „Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart“ (2. Aufl., Berlin 1869) herbeiziehen.

Von grundlegender Bedeutung für die Kenntnis der slavischen Völker Deutschlands ist Tetzners Buch. Darin werden die einzelnen Volksstämme in Wort und Bild in besonderen Abschnitten behandelt. Preußen, Littauer, Kuren, Masuren, Philipponen, Tschechen, Mährer, Serben, Polaben, Slovinzen, Kaschuben und Polen finden ihre mehr oder weniger eingehende Berücksichtigung. Lehrreich sind die Versuche des Verfassers, einzelne abweichende Formen der Lebensweise, der Bauart, Tracht, Geräte u. dgl. aus den Eigentümlichkeiten der Landschaft, den Lebensbedingungen und den geschichtlichen Ereignissen zu erklären. Die verschiedenen Seiten des Volkslebens finden genügende Berücksichtigung, so daß das Werk allen Anforderungen genügt und auch jenem Leser, der nur für einen der slavischen Volksstämme näheres Interesse hat, ein guter Führer sein wird.

Es erübrigt uns somit nur noch für die einzelnen deutschen Landschaften und Volksstämme die wichtigere Literatur anzuführen.

Für Bayern wird man vor allem herbeiziehen die „*Bavaria*, Landes- und Volkskunde des Königreiches Bayern“, 4 Bände, herausgegeben von Riehl (München 1860 ff.). Von Wert ist noch immer Fr. Panzers reichhaltige Sammlung „Bayrische Sagen und Bräuche“, 2 Bände (München 1848 und 1853). Sehr anregend sind die Arbeiten von M. Höfler: „Wald- und Baumkult in Beziehung zur Volksmedizin Oberbayerns“ (München 1892) und „Volksmedizin und Aberglaube in Oberbayerns Gegenwart und Vergangenheit“ (München 1888). Schließlich sei auf die „*Mitteilungen und Umfragen* des Vereines für bayrische Volkskunde und Mundartenforschung“ hingewiesen.

Für die schwäbischen Länder (Württemberg, Baden) mögen E. Meier. Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben, 2 Bände (Stuttgart 1852) und Birlinger, Aus Schwaben. Sagen, Legenden, Aberglaube, Sitten, Rechtsgebräuche, Ortsneckereien, Lieder und Kinderreime (Wiesbaden 1872/74) genannt werden. Sehr empfehlenswert ist eine Durchsicht der Zeitschrift „*Alemannia*“.

Von den Arbeiten über Elsaß-Lothringen mögen genannt werden Stehle, Volkstümliche Feste, Sitten und Gebräuche in Elsaß (Jahrbücher für Geschichte, Sprache und Literatur in Elsaß-Lothringen) und Richard, Traditions populaires, croyances superstitieuses, usages et coutumes de l'ancienne Lorraine (Remiremont 1848). Außer den genannten „*Jahrbüchern*“ ziehe man besonders herbei die „*Alsatia*, Jahrbuch für elsässische Geschichte, Sage, Altertumskunde, Sitte, Sprache und Kunst“.

Nassau und Hessen. Pfister, Sagen und Aberglaube aus Hessen und Nassau (Marburg 1885). Kehrein, Volkssprache und Volkssitte im Herzogtum Nassau, 2 Bände (Leipzig 1891). Kolbe, Hessische Volkssitte und Gebräuche im Lichte der heidnischen Vorzeit (Marburg 1888). Von den Zeitschriften seien genannt: „*Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde*“ und „*Zeitschrift des Vereines für hessische Geschichte und Landeskunde*“.

Über **Schlesien** handelt Ph. v. Walde in „Schlesien in Sage und Brauch“ (Berlin 1884). Reiche Literatur findet man verzeichnet in Partsch, Literatur der Landes- und Volkskunde der Provinz Schlesien (Breslau 1892 ff.). Im übrigen sei auf die *Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde* verwiesen.

Sachsen und Thüringen. Ortel, Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Königreiches Sachsen (Leipzig 1890). Schmidt, Seyffert und Sponsel, Sächsische Bauerntrachten und Bauernhäuser (Dresden 1897; herausgegeben aus Anlaß des sächsischen Volkstrachtenfestes, Dresden 1896). Köhler, Volksbrauch, Aberglaube, Sagen und andere Überlieferungen im Voigtland mit Berücksichtigung des Orlagaues und des Pleißnerlandes (Leipzig 1867). Kronbiegel-Hempel, Sitten, Gebräuche, Trachten, Mundart, häusliche und wirtschaftliche Einrichtung der altenburgischen Bauern (Altenburg 1889). Sommer, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Sachsen und Thüringen (Halle 1846). Witzschel, Kleine Beiträge zur deutschen Mythologie, Sitten- und Heimatskunde in Sagen und Gebräuchen aus Thüringen (Wien 1878). An Zeitschriften seien genannt: *Mitteilungen des Vereines für sächsische Volkskunde; Zeitschrift des Vereines für Thüringer Geschichte; Archiv für Landes- und Volkskunde der Provinz Sachsen* nebst angrenzenden Landesteilen. E. Richter gibt Verzeichnisse der „Literatur der Landes- und Volkskunde des Königreiches Sachsen“ heraus (Dresden 1889, 1892, 1894). Nachträglich möge auf die vor kurzem erschienene Schrift „Die sächsische Volkskunde als Lehrstoff in der Volksschule. Mit 64 Abbildungen (Leipzig) von P. Benndorf verwiesen werden.[1])

Für die **nordöstlichen Teile Deutschlands** seien genannt: Tettau und Temme, Die Volkssagen Ostpreußens, Littauens und Westpreußens (Berlin 1865). Lemke, Volkstümliches aus Ostpreußen, 2 Bände (Mohrungen 1884/7). Frischbier, Hexenspruch und Zauberbann. Ein Beitrag zur Geschichte des Aberglaubens in der Provinz Preußen (Berlin 1870). Knoop, Volkssagen, Erzählungen, Aberglaube, Gebräuche und Märchen aus dem östlichen Hinterpommern (Posen 1885). Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg, 2 Bände (Wien 1879/80). Kuhn, Märkische Sagen und Märchen nebst einem Anhange von Gebräuchen und Aberglauben (Berlin 1843). Gander, Die wichtigsten Momente des Lebens im Glauben des Volkes der Niederlausitz (Mitteilungen d. niederlaus. Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte, 1890). Eine lokale volkskundliche Zeitschrift besitzt in diesem Gebiete nur Pommern: „*Blätter für pommersche Volkskunde.* Monatsschrift für Sage und Märchen, Sitte und Brauch, Schwank und Streich, Lied, Rätsel und Sprachliches in Pommern.“

---

[1]) Leider ist mir diese Arbeit nicht zur Hand. Ich bin auf dieselbe erst während des Lesens der Korrektur durch die in Nr. 22, Bd. 82, des „Globus“ erschienene kurze Anzeige am Umschlag aufmerksam gemacht worden. Andree bemerkt: „Ein glücklicher Gedanke des Verfassers ist es gewesen, in diesem Werkchen den Unterricht in der Volkskunde für die Schule mundgerecht zu machen. .... Wenn früh bei den Kindern der Sinn für die Volkskunde geweckt wird, dann ergibt sich nicht nur durch Sammeln ein unmittelbarer Nutzen durch und für die Lernenden, sondern alte Sitten, Gebräuche, Lieder, Spiele werden sich bewurzeln.“ Dieses entspricht ganz unsern Ausführungen.

Von den nordwestlichen Ländern besitzt Braunschweig in dem Werke von R. Andree, „Braunschweiger Volkskunde“, das bereits in 2. Auflage erschienen ist (Braunschweig, Vieweg), ein so treffliches Werk, daß es für ähnliche Arbeiten als das beste Muster hingestellt werden kann. Seemann, Hannoverische Sitten und Gebräuche in ihrer Beziehung zur Pflanzenwelt (Leipzig 1862). Montanus, Die deutschen Volksfeste und Volksgebräuche, die Sitten und Sagen des deutschen Volkes am Niederrhein (Iserlohn). Derselbe, Die Vorzeit. Sagen und Geschichten der Länder Cleve, Mark, Jülich, Berg und Westfalen. 2 Bände (Elberfeld 1870/1). Kuhn, Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen, 2 Bände (Leipzig 1859). Weddigen, Westfalen. Land und Leute in Wort und Bild (Minden 1884). Hartmann, Bilder aus Westfalen. Sagen, Volks- und Familienfeste, Gebräuche, Volksaberglauben und sonstige Volkstümlichkeiten des ehemaligen Fürstentums Osnabrück (Osnabrück 1871 und Minden 1884). H. Meier, Ostfriesland in Bildern und Skizzen, Land und Volk in Geschichte und Gegenwart (Leer 1868). Jensen, Die nordfriesischen Inseln Sylt, Föhr. Amrum und die Halligen vormals und jetzt, mit besonderer Berücksichtigung der Sitten und Gebräuche der Bewohner bearbeitet, mit zahlreichen Abbildungen und farbigen Trachtenbildern (Hamburg 1891). Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg, 2 Bände (Oldenburg 1867). Derselbe, Von Land und Leuten. Bilder und Geschichten aus dem Herzogtum Oldenburg (Oldenburg 1882). Koster, Altertümer, Geschichten und Sagen der Herzogtümer Bremen und Verden (Stade 1856). Deeckes, Lübische Geschichten und Sagen (Lübeck 1878). Ferner ziehe man herbei die Zeitschriften: *Zeitschrift des Harzvereines für Geschichte und Altertumskunde, Rheinische Geschichtsblätter, Ostfriesisches Monatsblatt für provinziale Interessen, Friesche Volksalmanak, Mitteilungen des Vereines für Lübecksche Geschichte und Altertumskunde.*

Die meisten der mittel- und norddeutschen Länder berücksichtigt das tüchtige Werk: Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg, Pommern, der Mark, Sachsen, Thüringen, Braunschweig, Hannover, Oldenburg und Westfalen (Leipzig 1848).

Die weitere Spezialliteratur wird man mit Hilfe der literarischen Nachweise im zweiten Kapitel zusammenstellen können. Dort findet man insbesondere auch die volkskundlichen Zeitschriften allgemeinen Inhalts aufgezählt, welche für alle Länder von Wichtigkeit sind. Vor allem ziehe man E. Mogks Bericht zurate (siehe oben S. 29).

Dieses vorwiegend für Lehrer bestimmte Kapitel kann nicht besser geschlossen werden als mit den Worten ihres Amtskollegen C. Rademacher. Derselbe bemerkt in seinem Vortrage „Lehrerschaft und Volkskunde“ folgendes: „Mit vielen Mitteln sucht man den Lehrern die Schönheit ihrer Tätigkeit vorzuführen. Man redet in der blumenreichsten und begeistertsten Weise von dem idealen Streben und Wirken — leider, leider geht in der Not des Lebens so vieles von diesem verloren, manches erweist sich anders, und fremd steht oft der Lehrer da, fremd inmitten einer kalten, so sagt er, zugeknöpften unzugänglichen Gemeinde. Und wie leicht wäre doch der

Schlüssel zum Herzen der Landleute und der Jugend gefunden, wenn der junge Lehrer gelernt hätte, vor jeder Äußerung des Volksgemütes nicht zurückzuschrecken, sondern als Betätigungen eines uralten Geisteslebens, einer ehrwürdigen Anschauungsweise sie zu betrachten. Diese Gedanken werden den beobachtenden Lehrer erfreuen, er wird die Liebe zum Volke in sich erstehen sehen, er wird des Volkes unverwüstliche Lebenskraft bewundern und so in seiner ganzen Tätigkeit sich gestärkt und gekräftigt fühlen. In diesem Sinne wird er das Motto erklärlich finden, das dem Urquell vorgedruckt steht: ‚Das Volkstum ist der Völker Jungbrunnen.‘ Darum frisch an die Arbeit, meine Herren! Sie werden ihren Wirkungkreis lieb gewinnen und Verständnis für das Volk erhalten, sie werden manche frohe und heitere Stunde genießen und der Wissenschaft einen Dienst erweisen ...“


[redacted]

Kaindl, R. F.

Die Volkskunde

DO NOT
REMOVE SLIP
FROM
POCKET

XVIII. **Geographische Namenkunde.** [illegible]
Von Dr. [illegible]

XIX. **Historische Geographie.**
Von Dr. Wilhelm Götz, Professor an der königl. technischen Hochschule in München.

XX. **Grundzüge der politischen Geographie.** Das Verhältnis der Staaten zum Erdboden und zu einem besonderen [illegible] in vergleichender Übersicht.
Von Dr. [illegible] in Wien.

XXI. **Wirtschafts-, Handels- und Verkehrsgeographie.** Eine Einführung in das Studium [illegible]
Von Dr. Karl [illegible], Professor an der Handelsakademie in Wien.

XXII. **Methodik der Länderkunde.**
Von Dr. Alfred Kirchhoff, o. ö. Professor an der Universität in Halle a. d. S.

XXIII. **Anleitung zu geodätischen und kartographischen Arbeiten auf Forschungsreisen.**
Von Dr. Heinrich Hartl, k. u. k. Oberst i. R., o. ö. Professor an der k. k. Universität in Wien.

XXIV. **Geländekunde.**
Mit einem Anhange: Geländedarstellung.
Von Dr. Heinrich Hartl, k. u. k. Oberst i. R., o. ö. Professor an der k. k. Universität in Wien.

XXV. **Landkartenentwurfslehre.**
Von [illegible], Professor an der k. k. Handels- und nautischen Akademie in Triest.

XXVI. **Landkartenkunde.**
Von Vincenz Haardt von Hartenthurn, Vorstand I. Klasse des k. u. k. militär-geographischen Institutes in Wien.

XXVII. **Landkartenerzeugung.** Nebst einer Darstellung des heutigen Standes der Kartographie in den einzelnen Staaten.
Von Vincenz Haardt von Hartenthurn, Vorstand I. Klasse des k. u. k. militär-geographischen Institutes in Wien.
Mit einem Anhange: Die Erzeugung geographischer Reliefs.
Von Maximilian Klar, Professor an der niederösterreichischen Landes-[illegible] in Wiener-Neustadt.

XXVIII. **Die Landkarte und das Relief als Lehrbehelfe im geographischen Unterrichte.** Nebst einer Darstellung des heutigen Standes der Schulkartographie.
Von Maximilian Klar, Professor an der niederösterreichischen Landes-[illegible] in Wiener-Neustadt.

XXIX. **Aufgabensammlung über die einzelnen Zweige des geogr. Unterrichts.**
[illegible]

XXX. **Die geographische Schulsammlung.** [illegible]

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn.